THE LIBRARY OF CONGRESS

THE LIBRARY OF CONGRESS

An der Caratáska-Lagune

BERICHT

über die

im höchsten Auftrage

Seiner Königlichen Hoheit des Prinzen Carl von Preuſsen
und Sr. Durchlaucht des Herrn Fürsten v. Schoenburg-Waldenburg

bewirkte Untersuchung

einiger Theile

des

MOSQUITOLANDES,

erstattet

von der dazu ernannten Commission.

Mit zwei Karten und drei Abbildungen.

LIBRARY OF CONGRESS
CITY OF WASHINGTON

BERLIN.
VERLAG VON ALEXANDER DUNCKER,
KÖNIGLICHEM HOFBUCHHÄNDLER.
1845.

5-9919

F1529
M9F3

Durchlauchtigster Königlicher Prinz!
Gnädigster Prinz und Herr!

Durchlauchtigster Fürst!
Gnädigster Fürst und Herr!

Euer Königlichen Hoheit und Euer Durchlaucht überreichen wir in der Anlage unterthänigst den Bericht über die, in Folge des gnädigsten Auftrages vom 2ten April cr. von uns bewirkte Untersuchung des Mosquitolandes.

Ueber den Inhalt des Berichtes herrscht zwischen uns in keinerlei Beziehung eine Meinungsverschiedenheit; — die Abfassung ist von uns, den beiden Zuerstunterschriebenen, so weit dies möglich war, gemeinschaftlich bewirkt worden, und zu dem Abschnitte über die Handelsverhältnisse hat der Zuletztunterschriebene Material geliefert. Die Redaction des Ganzen hat der Zuerstunterzeichnete bewirkt.

Durch das Bestreben, an Ort und Stelle gründlich und vorurtheilsfrei zu untersuchen und die Ergebnisse dieser Untersuchungen überall durchaus wahrheitsgemäſs

und so klar wie möglich darzustellen, glauben wir dem, uns gnädigst geschenkten, mit tiefstem Danke von uns anerkannten Vertrauen nach bester Kraft und Einsicht entsprochen zu haben.

Euer Königlichen Hoheit

und

Euer Durchlaucht

unterthänigste und ganz gehorsamste

Fellechner, Königlicher Regierungsrath. Dr. Müller, Königlicher Kreisphysikus. Hesse, Kaufmann.

Stettin, den 31. December 1844.

Inhalts-Verzeichniſs.

		Seite
Einleitung.		1
	Zweck der Reise. — Reiseübersicht.	
Kap. I.	Literatur.	5
Kap. II.	Geographische, statistische, historische und politische Verhältnisse.	8
Kap. III.	Von den klimatischen und Witterungs-Verhältnissen der Mosquitoküste.	79
Kap. IV.	Von der Flora.	98
Kap. V.	Von der Fauna.	121
Kap. VI.	Von den Bewohnern der Mosquitoküste, ihrer physischen, psychischen und moralischen Beschaffenheit, ihrer Lebensweise, Kleidung, Nahrung, Wohnung, von ihren religiösen Gebräuchen, ihren Krankheiten und deren Heilung.	133
Kap. VII.	Von den Gesundheitsverhältnissen der Mosquitoküste mit besonderer Rücksicht auf deutsche Ansiedelung.	151
Kap. VIII.	Von den Agriculturverhältnissen.	167
Kap. IX.	Von den Handelsverhältnissen auf der Mosquitoküste.	180
Beilagen.		217
I.–VI.	Abschriften von Documenten das Mosquitoland betreffend.	219
VII. a.	Verleihungsurkunde über das Willock'sche Gebiet.	229
VII. b.	Verleihungsurkunde über das Patookgebiet.	233
VIII.	Description of the District of Patook.	236
IX.	Bericht über die entomologische Sammlung der Expedition nach der Mosquitoküste.	238
X.	Ueber die Sprache der Mosquitoindianer. — Einiges über die Zeitrechnung. — Bemerkung über die Poesie der Mosquitos. — Vocabularium.	241

EINLEITUNG.

Zweck der Reise.

Der gnädigste Auftrag vom 2ten April 1844 hatte im Allgemeinen die Aufgabe gestellt, in möglichst kürzester Zeit das Mosquitoland und besonders denjenigen Theil desselben, welcher zum Verkaufe angeboten war, in geographischer, statistischer, historischer und politischer Hinsicht, in Bezug auf Beschaffenheit des Bodens, der dort einheimischen werthvollen Erzeugnisse des Pflanzenreiches und der Thierwelt, der Einwohner des Landes und ihrer Lebensweise, ferner in Bezug auf Klima, Witterungs- und Gesundheitsverhältnisse; so wie endlich auch in Bezug auf jetzige und künftige Agrikultur- und Handelsverhältnisse insoweit zu untersuchen, als es zur näheren Beurtheilung der Frage nöthig erscheine, ob die Anlage einer deutschen Colonie in jenem Lande räthlich sei und Gedeihen verspreche.

Reiseübersicht.

In Folge dieses gnädigsten Auftrages traten wir die Reise von Stettin nach dem Mosquitolande am 10ten April d. J. an, gingen am 12ten April von Berlin über Potsdam und Hamburg nach London in der Hoffnung ab, das am 18ten April von Southampton

nach Westindien abgehende Postdampfschiff noch erreichen zu können, wurden hieran jedoch theils durch einen unvorhergesehenen zehnstündigen Aufenthalt des Potsdamer Dampfschiffes in Havelberg, theils durch die, in London zu erledigenden Geschäfte verhindert und muſsten den Abgang des nächsten Westindischen Postdampfschiffes abwarten.

Mit demselben — dem Severn, Capitain Vincent — verlieſsen wir am 2ten Mai d. J. Southampton, erreichten am 9ten desselben Monats Madeira, am 22sten Barbadoes, am 24sten Grenada, gingen von hier mit dem Dampfschiffe Medway nach St. Domingo und kamen am 30sten desselben Monats in Kingston auf Jamaica an.

Nachdem wir hier die nöthigen Informationen eingezogen, in dem öffentlichen Archive die Eintragung der Willockschen Urkunde recognoscirt und von dem Gouverneur, Lord Elgin, einige sehr dankenswerthe und gütige Mittheilungen in Bezug auf die Verhältnisse des Mosquitolandes erhalten hatten, mietheten wir die Sloop Clarendon von 50 Tonnen, rüsteten dieselbe in erforderlicher Weise aus, traten die Weiterreise am 6ten Juni an und erreichten am 10ten desselben Monats Cap Gracias a Dios.

Bis zum 17ten desselben Monats beschäftigten uns die Untersuchungen der Umgegend, die Einziehung nöthiger Nachrichten über des Landes und Volkes Beschaffenheit und die Vorbereitungen zur Untersuchung des Willockschen Gebietes.

Dem Capitain unserer Sloop ertheilten wir den Befehl, mit unseren, in der Umgebung des Caps zusammengebrachten Sammlungen, den später ihm zugesandten Gegenständen, unserem Proviante etc. am 23sten den Caphafen zu verlassen, längs der Küste hinaufzugehen, in die Carataska-Lagune einzulaufen und uns daselbst zu erwarten.

Hierauf traten wir die Reise in das Innere des Willockschen Gebietes an, überschifften den Segovia-Strom, untersuchten die Mündung und Ufer des Tobuncana-Flusses, durchschnitten die,

zwischen demselben und dem Cap False belegenen tiefen Savannen, wandten uns dann zu dem gedachten Cap, untersuchten die Umgegend desselben, die Mündung und Ufer des Croach-Flusses, überschifften denselben und begaben uns zu dem Wohnsitze des Sambo-Häuptlings James Grey. In Begleitung desselben durchschnitten wir demnächst die, zwischen dem Cap False und der Carataska-Lagune belegenen Landestheile in verschiedenen Richtungen, drangen, so weit es die völlig unwegsamen Waldungen irgend zulieſsen, in das Innere ein, untersuchten die Landstrecken am Kaukari, Locca und den übrigen, in die Carataska-Lagune flieſsenden Gewässern, die Umgebungen der Lagune, schifften dann über dieselbe, untersuchten die Mündung, gingen nach der Indianer Dorfschaft Croata und untersuchten die westlichen nach dem Innern zu belegenen Umgebungen der Lagune.

Hier erhielten wir am 26sten Juni durch nachgesendete Indianer die Nachricht, daſs unsere Sloop bei dem Auslaufen aus dem Caphafen während eines Gewittersturmes durch die Unvorsichtigkeit des Schiffers gestrandet und gänzlich verloren, jedoch ein Theil unserer Sachen und des Proviantes gerettet sei. Wir sahen uns nun genöthigt, in möglichst gerader Richtung nach Cap Gracias a Dios zurückzueilen, da wir von allem Proviant entblöſst waren und bereits einige Tage nur von indianischem Korn, Pisangs und Milch gelebt hatten. Nach einem äuſserst forcirten Marsche, zu welchem die Indianer durch Vermittelung des Häuptlings Grey bereitwillig Pferde stellten, erreichten wir am 29sten Juni das Cap, fertigten ein groſses Indianer-Dory an den Gouverneur von Belize mit der Bitte ab, uns dort für unsere Rechnung ein Schiff zu miethen und nach Cap Gracias a Dios zu senden. Die Ankunft desselben glaubten wir in etwa drei Wochen erwarten zu können. Hiernach richteten wir unsere fernern Reisen in das Innere des Gebietes ein und suchten dasselbe in den früher nicht berührten Richtungen so vollständig wie möglich zu

erforschen. Hinderlicher als die Regenzeit war hierbei die völlige Unwegsamkeit der Waldungen und Savannen. Auf unseren Reisen kamen wir vielfach mit Indianern aus verschiedenen Gegenden des Landes in Berührung, erhielten am 19ten Juli einen, lange vorher angekündigten Besuch der verwittweten Königin und entschlossen uns endlich, als nach einem Verlauſe von vier Wochen seit Absendung unserer Botschaft kein Schiff von Belize angelangt, mithin die gröſste Wahrscheinlichkeit vorhanden war, daſs unsere Indianer-Botschaft auf der Reise verunglückt sei, in zwei groſsen, mit Mühe von den Indianern oberhalb des Segovia-Flusses angeschafften indianischen Dorys die Reise längs dem Strande bis Truxillo oder Belize zu unternehmen. Nachdem unsere Sachen und Sammlungen bereits gepackt und die Abreise unwiderruſlich auf den 1sten August angesetzt war, langte am 31sten Juli der Schooner Transend von Belize mit einem freundlichen Schreiben des Gouverneurs, Colonel Fancourt, an, welcher, bei Ankunſt unserer Indianerbotschaft auf einer Inspektionsreise begriffen, ganz zufällig durch Indianer auf der Insel Roatan den Verlust unseres Schiffes erfahren und hierin Veranlassung gefunden hatte, nach Belize zurückzukehren.

Wir sind dem Gouverneur Fancourt sowohl für die Absendung des Schiffes, als für die freundliche Aufnahme in Belize und für vielfache Mittheilungen in Bezug auf dortige Verhältnisse zur gröſsten Dankbarkeit verpflichtet.

Am 2ten August verlieſsen wir Cap Gracias a Dios, segelten nach dem Patook und kamen am 5ten in Belize an, von wo wir am 8ten unsere Rückkehr nach Europa über Nordamerika antraten und am 14ten October in Berlin anlangten.

Erstes Kapitel.

Literatur.

Die Mosquitoküste, derjenige Theil des Festlandes von Mittelamerika, welchen Columbus auf seiner vierten Reise zuerst betrat, ist bis jetzt ein fast unbekanntes Land geblieben, über welches die besten älteren und neueren geographischen Werke nur äuſserst dürftige Nachrichten und ein buntes, zum Theil sich widersprechendes Gemisch von Lob und Tadel enthalten.

Im Allgemeinen war in Europa schon seit langer Zeit die Ansicht herrschend geworden und in die geographischen Werke übergegangen, daſs jener Landstrich zwar fruchtbar, aber der Gesundheit des Europäers in einem hohen Grade gefährlich sei.

Forscht man nach den Quellen solcher Nachrichten, so muſs zunächst auffallen, daſs überhaupt nur sehr wenige, einigermaſsen verbürgte und glaubwürdige Beschreibungen jener Küste vorhanden sind, und daſs dieselben sich ohne Ausnahme ganz entschieden zu Gunsten des Landes und der dortigen klimatischen Verhältnisse aussprechen.

Es ist demgemäſs fast unbegreiflich, worauf sich denn eigentlich die entgegengesetzte, allgemein verbreitete Meinung begründe.

Nicht minder muſs es demnächst auffallen, daſs sich in Europa — namentlich in England — erst seit neuerer Zeit einige allgemeinere Aufmerksamkeit auf jenen umfangreichen Landstrich gerichtet hat, und daſs derselbe, obgleich er den Besitzungen

der Engländer in Westindien so nahe liegt, bis dahin gleichsam mit einem geheimniſsvollen Schleier ist bedeckt gewesen.

Bei näherer Nachforschung ergiebt sich bald, daſs schon die Spanier, nachdem ihre oft wiederholten Eroberungsversuche an dem Widerstande der Mosquitoindianer gescheitert waren, mancherlei nachtheilige Gerüchte über des Landes Verhältnisse verbreitet und damit ihre miſslungenen Unterjochungsversuche beschönigt haben, daſs demnächst jenes Land zwar schon seit langer Zeit von englisch-westindischen Handeltreibenden, Holzkäufern, von Schiffern und Abenteurern besucht und mit groſsem Nutzen ausgebeutet worden ist, daſs aber diese Leute entweder zu einer Beurtheilung und Veröffentlichung der dortigen Verhältnisse nicht geeignet waren, oder die allgemein über diesen Theil der Erde herrschende Unkunde ihren Privatzwecken völlig entsprechend fanden und kein Bedenken trugen, bei passender Gelegenheit den alten, spanischen Mährchen über die Ungunst des Landes neue Unwahrheiten hinzuzufügen *).

Dazu kamen in neuerer Zeit noch einige miſslungene europäische Uebersiedelungsversuche, welche Aufsehen erregten und bei oberflächlicher Untersuchung die einmal herrschende ungünstige Meinung zu bestätigen schienen.

Inwiefern endlich die Unkunde über das Mosquitoland auch vielleicht aus politischen Rücksichten schon von den Spaniern — und wohl auch späterhin — mag für angemessen erachtet sein, — kann hier nur andeutungsweise dahingestellt bleiben.

So viel wir zu ermitteln vermocht haben, ist keine einzige Schrift vorhanden, welche eine völlig umfassende und gründliche Beschreibung des Mosquitolandes enthält.

---

*) Orlando Roberts bemerkt in dem weiter unten angeführten Werke, p. 2.: This (nehmlich die herrschende Unkunde über dieses Land) may in some measure be attributed to the wilful silence of the West-Indian traders, who are little inclined to spread information likely to produce competitors for a share of their lucrative trade.

Die vollständigsten Nachrichten finden sich in folgenden Werken:

1) Capt. Henderson: an account of the British settlement of Honduras etc. to which are added sketches of the manners and customs of the Mosquito Indians, preceded by the journal of a voyage to the Mosquito shore. London, R. Baldwin. 2d. edition 1811.

2) Orlando W. Roberts: a narrative of voyages and excursions on the East Coast and the interior of Central-America etc. with notes and observations by Edward Irwing. Edinburgh. Constable & Co. 1827.

3) Thomas Young: narrative of a residence on the Mosquito shore during 1839—1840—1841. London. Smith Elder & Co. 1842.

Auſserdem finden sich einzelne, schätzbare Nachrichten in folgenden Werken:

4) Bryan Edwards: History of the West-Indies. 5d. edition. London (im Anhange).

5) Memoires of Mr. William Veith and George Brysson etc. edited by Dr. M. Crie. Edinburgh 1825.

6) Rob. Montgomery Martin. History of the West-Indies etc. London 1836. 2 Vol.

7) Some account of the British settlements on the Mosquito shore, drawn up from the Manuscripts of the late Colonel Hodgson etc. Edinburgh 1822. 2d. edition.

8) Jamaica or a general survey of the ancient and modern state of that Island; with reflections on its situation, settlements, inhabitants etc., three vol. London, printed for T. Lowndes, 1774.

Wir haben diese Werke in dem nachfolgenden Berichte überall nur insoweit und mit gröſster Vorsicht benutzt, als die darin enthaltenen Nachrichten mit unserer eigenen, an Ort und Stelle gewonnenen Ueberzeugung völlig übereinstimmten.

Zweites Kapitel.

GEOGRAPHISCHE, STATISTISCHE, HISTORISCHE UND POLITISCHE VERHÄLTNISSE.

A. Des Mosquitolandes im Allgemeinen *).

Grenzen und Gröſse.

Das Mosquitoland — die Mosquitoküste — bildet denjenigen nordöstlichen Vorsprung von Mittelamerika, welcher zwischen dem 11ten und 16ten Grade nördlicher Breite und dem 83sten bis 86sten Grade westlicher Länge (Greenwich) belegen ist und sich von der Mündung des Roman-Flusses (genau unter 15° 57′ 5″ N. Br. und 85° 46′ W. L.; 19 englische oder 4¾ geographische Meilen östlich vom Cap Honduras) längs der Karaiben-See, oder dem Antillen-Meere, bis zum Punta Gorda oder Rama-Flusse (genau unter 11° 30′ 7″ N. Br. und 83° 47′ W. L.) erstreckt.

*) Die geographischen Bestimmungen der Mosquitoküste sind bis auf die neueste Zeit in einem hohen Grade ungenau gewesen. „Wenn man den auſserordentlich starken Verkehr betrachtet“ — sagt ein Artikel des United Service-Journal vom April 1839, — „welcher zwischen Westindien und Europa und zwischen der Mexikanischen und Karaibischen See stattfindet, so muſs es sehr auffallend erscheinen, daſs man unsere Bekanntschaft mit diesen Gegenden so lange in einem unvollkommenen Zustande gelassen hat. So war z. B. die vielbesuchte Mosquitoküste auf der Ostseite von Guatemala beinahe einen ganzen Längengrad zu weit östlich gelegt — und die Corallenbänke in ihrer Nähe waren so falsch verzeichnet, daſs jeder Seemann abgeschreckt wurde, sich der Küste zu nähern.“

Es ist unglaublich, wie fehlerhaft die wichtigsten Punkte dieser Küste selbst auf solchen Seekarten bezeichnet sind, welche sich, als die Besten, noch heut zu Tage in den Händen der dortigen Schiffer befinden. Das Cap Gracias a Dios z. B., dessen Hafen von Jamaica und Honduras aus vorzugsweise besucht wird und welches genau unter 14° 59′ N. Br. und 83° 11′ 2″ W. L. liegt, ist nach der,

Auſserdem macht der König der Mosquitos noch Anspruch auf Länderstrecken zwischen dem Punta Gorda und der Lagune von Chiriqui, so wie auf die Corn.-Inseln.

Von den Republiken Costa Rica und Nicaragua wird das Mosquitoland durch die Gebirgszüge geschieden, welche sich von der Grenze von Veragua fast in der Mitte des Isthmus nordwestlich bis in die Nähe des Sees von Nicaragua, dann nördlich von den groſsen Fällen des St. Juan bis zu den Quellen des Blewfields-Flusses, dann nordwestlich, in der Nähe der, zu Nicaragua gehörigen Städte Comalapa und Matagalpa vorbei bis zum Segovia-Strome und von hier nordwestlich bis zum Guyape-Flusse hinziehen, von welchem letzteren Punkte endlich die Grenze gegen Honduras in der Richtung von N. O. bei N. bis zur Mündung des Roman-Flusses fortläuft *).

Diejenigen Gebietestheile, welche zwischen dem Punta Gorda und der Lagune von Chiriqui liegen, so wie die Corn.-Inseln, sind von den Staaten Costa-Rica und Nicaragua bisher dem Mosquitokönige streitig gemacht worden, obgleich die, auf dieser Küstenstrecke wohnenden Indianerstämme der Valientes und Ramas demselben seit uralten Zeiten jährlichen Tribut entrichten **).

Die Beilegung dieser Streitigkeiten und die Regulirung der Ansprüche des Mosquitokönigs ist im Jahre 1841 durch Vermittelung

---

dort noch häufig gebrauchten, von Arrowsmith, London 1809, herausgegebenen Seekarte und nach den meisten später erschienenen Karten unter 14° 58′ N. Br. und 82° 45′ W. L. belegen, und einige Karten verlegen den, am Cap Gracias mündenden Segovia- oder Wanks-Fluſs 10 bis 20 englische Meilen zu weit südlich.

Erst seit den in den Jahren 1830 bis 1843 von den englischen Schiffs-Commandeurs R. Owen und E. Barnett vorgenommenen Messungen, ist die Lage der Küste und das Fahrwasser an derselben genau bestimmt und die hiernach aufgenommenen Seekarten, welche wir weiter unten speciell anführen werden, sind auf Befehl des Parlaments in den Jahren 1843 und 1844 veröffentlicht worden. Nach diesen letztern Karten ist die, von uns dem Berichte beigefügte Karte entworfen.

*) In solcher Weise sind die Grenzen auf den besten, vorhandenen Karten bezeichnet und Orlando Roberts beschreibt sie in dem, Capitel I. angeführten Werke eben so.

**) Vergl. Orlando Roberts a. a. O. pag. 71. und 100.

Englands versucht worden, zu welchem Behufe sich der letztverstorbene König der Mosquitos, Robert Carl Friedrich, in Begleitung des damaligen Gouverneurs von Honduras, (Belize) Colonel Mac Donald, auf dem englischen Kriegsschiffe „the Tweed“ in den streitigen Landestheil begab, woselbst Unterhandlungen mit dem damaligen Commandanten von San Juan del Norte, D. Guijano, gepflogen wurden *), über deren Resultat jedoch bis jetzt nichts bekannt geworden ist. Die Streitigkeit scheint noch nicht entschieden zu sein, ihre Beilegung soll vielmehr gegenwärtig nach den, von uns in London und in Belize eingezogenen, verbürgten Nachrichten, dem von England im Mai dieses Jahres für die Mosquitoküste ernannten und bei der dortigen Regierung accreditirten General-Consul und politischen Agenten Mr. Patrik Walker übertragen sein.

Wird nun, mit Uebergehung dieser streitigen Theile, die südliche Grenze bei Punta Gorda angenommen, so enthält das Mosquitoreich einen Flächeninhalt von 26,000 englischen Quadratmeilen oder 1662½ geographischen Quadratmeilen; wird dagegen das streitige Gebiet mit eingeschlossen, so beträgt der Flächeninhalt etwa 34,000 englische oder 2131 geographische Quadratmeilen.

Gestaltung des Landes, Gebirge, Beschaffenheit des Bodens, Höhe über dem Meeresspiegel.

Die Gestaltung dieses Landes wird durch die Gebirgszüge bedingt, welche Mittelamerika von der Landenge von Panama aus in nordwestlicher Richtung durchstreichen.

*) Vergl. Thom. Young a. a. O. pag. 33: D. Guijano wurde bei dieser Gelegenheit wegen Verletzung des Mosquitogebietes von dem englischen Gouverneur gefangen genommen und auf dem erwähnten Kriegsschiffe nach Cap Gracias a Dios gebracht. Die hierüber von den Regierungen Englands und Nicaraguas geführten Verhandlungen, in welchen England die Selbstständigkeit und die Unabhängigkeit des Mosquitostaates mit dem gröſsten Nachdruck vertheidigte, werden weiter unten näher berührt werden.

Der Hauptrücken der Anden, welcher aus unbedeutenden Hügeln an der Südspitze Amerika's entspringt, zwischen 15° S. Br. und dem Aequator bis weit über die Schneelinie emporsteigt, dann gegen die Landenge von Panama sich wieder verflacht, durchzieht ganz Südamerika dicht an der Westküste, streicht als eine Hügelreihe von 300 bis 900 Fuſs Höhe durch die Landenge von Panama, erhebt sich alsdann bald wieder sehr beträchtlich, zieht durch Mittelamerika ebenfalls in der Nähe der Westküste fort und bildet hier, nur einzelne Zweige nach Osten aussendend, die 3000 bis 8000 Fuſs hohen Hochebenen und Gebirgskämme von Nicaragua und Guatemala, welche nach dem stillen Ocean steiler hinabstürzen, nach dem atlantischen Meere sich dagegen in terrassenförmig sanft hinabsteigenden Abhängen verflachen.

Im Rücken des Mosquitolandes zieht sich der Hauptgebirgszug nordöstlich vom Nicaragua-See in der Richtung der Ufer desselben bis etwa zum 12° N. Br. und 85° W. L. und dann nordwestlich bis zum Golfe von Conchagua fort. Hier entspringen fast alle, durch das Mosquitoland flieſsende Ströme, welche in östlicher und nordöstlicher Richtung dem entfernten atlantischen Ocean zueilen, während die, auf demselben Hochplateau und seinen Fortsetzungen entspringenden Flüsse von Nicaragua und St. Salvador in viel kürzerem und schnellerem Laufe sich in den See von Nicaragua und in den stillen Ocean stürzen.

Nur einzelne, von diesem Hochplateau auslaufende Bergzüge streichen in nördlicher und nordöstlicher Richtung bis in die Nähe des atlantischen Oceans hin und treten hier noch in beträchtlicheren Bergspitzen auf, wie dies namentlich an der nordwestlichen Grenze gegen Honduras der Fall ist, wo die Berge der Poyas und Karaiben sich in einzelnen Spitzen noch bis zu 4000 Fuſs erheben.

Bei der groſsen, über das Innere dieses Landes noch herrschenden Unkunde kann hier Vollständiges und Verbürgtes über

die einzelnen Höhenzüge in demselben nicht erwartet werden. Nach den besten vorhandenen Karten*) und nach den von uns im Lande selbst mit der gröſsten Sorgsamkeit eingezogenen Erkundigungen läſst sich hierüber nur Folgendes mit ziemlicher Bestimmtheit anführen.

In der Nähe des Rama-Flusses, südlich vom Black Bluff, tritt ein Höhenzug, welcher in einzelnen Bergspitzen mehr als 2000 Fuſs emporsteigt, bis auf die Entfernung von 5 englischen Seemeilen, oder $1\frac{1}{4}$ geographischen Meilen, an die Küste des atlantischen Oceans heran. —

Ein ähnlicher Höhenzug mit 1000 bis 1500 Fuſs hohen Bergen streicht in östlicher Richtung von der Grenze von Nicaragua bis auf eine Entfernung von etwa 18 englischen oder $4\frac{1}{2}$ geographischen Meilen von der Mündung des Wava-Flusses hin, und sendet einen Zweig in nordöstlicher Richtung fort, welcher zwischen dem Towcas- und Segovia-Flusse in beträchtlicher Entfernung fortzieht, sich aber gegen den atlantischen Ocean hin bald verflacht.

---

*) Es sind von uns hauptsächlich folgende Karten benutzt worden: 1) Part of Central America, showing the route from the Atlantic. by the rio de San Juan, the lakes of Nicaragua and Leon to the Pacific, drawn under the direction of Orlando W. Roberts by John Irwing, London 1825. 2) Spanish dominions in North America, southern part, published by Debson. Philadelphia, ohne Jahreszahl, (auch in Pinkertons Modern-Atlas enthalten) eine specielle, aber in vielfacher Beziehung unrichtige Karte. 3) The Mexican and Central States of America together with the southern part of the United States of North America, published by R. H. Laurie, Agent to the Admiralty. London 1827, (improved edition 1838); eine ziemlich specielle und übersichtliche Karte. 4) Chart of the West India Islands and adjacent coasts, drawn by A. Arrowsmith. London 1809; eine noch jetzt von den Schiffern in Westindien häufig benutzte, aber in mehrfacher Beziehung unrichtige Karte. 5) West Indies sheet XII from San Juan de Nicaragua to Cape Gracias a Dios, surveyed by commanders R. Owen and E. Barnett 1830—43, published according to Act of Parliament at the Hydrographic Office of the Admiralty June 29. 1844 (sold by R. B. Bate, Agent to the Admiralty. London); eine vortreffliche Seekarte mit äuſserst genauen Bestimmungen des Küstenstriches und der Tiefen an demselben. 6) Derselben Karte sheet XIII (from Cap Gracias to Balize) surveyed 1830—39, published according to Act of Parliament at the Admiralty Jan. 1. 1843. 7) Derselben Karte sheet XIV published, etc. Jan. 16. 1839.

Ein anderer Höhenzug streicht zwischen dem Segovia- und Carthago-Flusse in nordöstlicher Richtung fort und tritt bis auf die Entfernung von 24 englischen oder 6 geographischen Meilen an den südlichen Rand der Carataska-Lagune hinan. Auf demselben soll der Croach-Fluſs entspringen.

Zwischen dem Carthago- und dem Patook-Flusse ferner tritt ein Höhenzug auf, welcher sich bis auf etwa 6 geographische Meilen von dem Westrande der Cataraska-Lagune fortzieht.

Die Bergkette endlich, welche zwischen dem Patook und dem Black river bis dicht an die Küste des atlantischen Oceans läuft, tritt hier in mehreren beträchtlichen Bergen auf, von welchen der Poyas Peak 3700 Fuſs, der Sugar Loaf 2050, und der Karaiben Peak 3150 Fuſs hoch ist.

Am atlantischen Ocean bildet die Küste eine nicht bedeutend das Niveau des Meeres überragende Fläche, welche nach dem Innern des Landes in wellenförmigen, von den vereinzelten Höhenzügen und dem Laufe der Flüsse mehr oder minder modificirten Hebungen und Senkungen höher und höher bis zu den vorbeschriebenen Grenzgebirgen hinaufsteigt.

Die Thäler oder Senkungen sind meistens fruchtbare Savannen, die wellenförmig aufstrebenden Hügelzüge mit dichtem Walde bedeckt, so daſs Savannen und Waldungen fortwährend wechseln.

In den Savannen selbst finden sich, mehrfach von uns betrachtete, plateauförmige Erhebungen, fast künstlichen Wällen ähnlich, welche besonders längs dem Saume der Fläche oft mehrere Meilen weit sich fortziehen und eine Höhe von 8 bis 30 Fuſs erreichen.

In der Nähe der See haben die Savannen meistens einen leichten Boden mit einem Untergrunde von Seesand, sind aber dennoch mit dem üppigsten Graswuchse bedeckt, weil sie während der Regenzeit überstauet werden. Der höhere Savannenboden weiter im Innern des Landes besteht dagegen bis zu einer sehr beträchtlichen Tiefe aus einer äuſserst humusreichen,

schwarzen, lockern, thonhaltigen Erde. Die Hügelzüge (Hebungen) haben entweder, und zwar besonders in der Nähe der Lagunen und Fluſsufer, einen leichten Boden mit vorherrschendem Sandgehalte, und sind dann in der Regel mit der hochwüchsigen Pitch-pine (pinus taeda) dicht besetzt, oder sie bestehen aus einer äuſserst fruchtbaren schwarzen Erde mit vorherrschendem Thongehalte, und tragen dann jene herrlichen Waldungen, in welchen Mahagoni und Cedrelen, Kakao, Federharzbäume und andere edle Holzsorten einheimisch sind.

Hydrographie.

Flüsse.

Das ganze Land wird von einer Menge von Strömen und Flüssen meistens in der Richtung von Südwesten nach Nordosten durchschnitten, von welchen viele bis weit in das Innere hinein wenigstens für kleinere Fahrzeuge schiffbar sind und es auch für gröſsere sein würden, wenn die Gewalt des Wassers in der Regenzeit durch zweckentsprechende Vorrichtungen an den Fluſsmündungen zur Wegräumung des von der See auf der Barre angetriebenen Sandes und der Baumstämme benutzt würde, welche die Strömung während der Regenzeit herabführt, in manchen Buchten und an seichten Stellen als völlige Dämme vielleicht seit Jahrhunderten abgelagert und alljährlich theilweise zerstört und wieder aufgeschichtet hat *).

*) Besonders die groſsen, weit aus dem Innern kommenden Ströme führen zur Regenzeit, wo das Wasser anschwillt, eine Menge Baumstämme mit sich, theils neu entwurzelte, theils alte, schon in frühern Jahren oberhalb abgelagerte, welche allmälig von Bucht zu Bucht fortgetrieben werden. Als wir am 19ten Juni die breite Mündung des Segovia in Canoes überschifften, brachte uns die Menge der Baumstämme, welche von dem Strome mit Schnelligkeit fortgeführt wurden, in groſse Gefahr, und es war die ganze Geschicklichkeit unserer indianischen Ruderer erforderlich, um uns glücklich an das gegenüberbelegene Ufer gelangen zu lassen. Die gelblichen, von dem starken Regen der vorhergehenden Tage angeschwellten Fluthen wälzten ein wahres Chaos von theils alten

Mit Uebergehung der Gewässer in den strittigen Landestheilen sind die bedeutendsten Ströme und Flüsse etwa folgende:

1) Der Punta Gorda oder Rama — der südliche Grenzfluſs — mit 5 Fuſs Wasser auf der Barre *).
2) Der Blewfields-Fluſs, dessen Quelle nicht bekannt ist, der aber weit hinauf schiffbar sein und bis zu der Grenze von Nicaragua eine Strecke von etwa 90 englischen oder 23 geographischen Meilen durchlaufen soll. Er fällt nicht unmittelbar in die See, sondern in die Blewfields-Lagune.
3) Der Pearl- (Perl-) Fluſs, welcher in die Pearl Cay-Lagune fällt **).
4) Der Rio Grande (Great River) mit 6 Fuſs Wasser auf der Barre.
5) Der Walpasiksa — Barre 3 Fuſs.
6) Prince Apulca-Fluſs — Barre 3 Fuſs.
7) Der Wounta oder Towkas — Barre 4 Fuſs.

---

halbverrotteten, theils noch mit grüner Blätterkrone prangenden Bäumen fort, welche auf den seichten Stellen in der Nähe der Barre förmliche Inseln bildeten. Späterhin, als die Regenzeit weiter vorgerückt war, hatte der Strom sich selbst gereinigt und die meisten Stämme in die See getrieben.

*) Die Tiefenangaben beziehen sich stets auf die mittlere (durchschnittliche) Tiefe, und sind nach den neuesten Peilungen von Owen und Barnett angegeben. Zur Zeit der Fluth ist die Tiefe meistens um 3 und mehrere Fuſs gröſser, und dasselbe findet während der Regenmonate und noch einige Zeit nachher statt, bis die Barren während der trocknen Jahreszeit allmälig wieder versanden, indem der Ostpassat dann die Strömung der Flüsse schwächt und den Sand gegen die Mündung spült.

Wären die Fluſsmündungen eingeengter, so würde dies niemals stattfinden können.

**) Der Pearl-Fluſs und die Pearls-Cay-Lagunen haben ihre Namen nicht etwa den Perlen, welche dort gefunden werden, sondern irgend einem andern, nicht bekannten Umstande zu verdanken. Perlen sind dort niemals gefunden worden. Auf den bloſsen Namen dieser Gewässer hin hatte vor mehreren Jahren eine Gesellschaft in London sich zu der Speculation verführen lassen, ein Schiff zur Perlfischerei in jenen Gewässern auszurüsten. Die Expedition wurde inzwischen durch den rechtzeitigen Bericht von Orlando Roberts verhindert.

Vergleiche dessen oben angeführtes Werk, p. 106—107.

8) Der Wava — Barre 4 Fuſs.

9) Der Hueson-Fluſs.

10) Der Duckwara Creek, welcher in die gleichnamige Lagune fällt.

11) Sandy- (Sand-) Fluſs.

12) Der Wano, welcher in die gleichnamige Lagune fällt.

13) Der Herbias (Wanks), Segovia-Fluſs (Rio del Oro auf den spanischen Karten), welcher nach einem Laufe von mehr als 250 englischen, oder etwa 62 geographischen Meilen am Cap Gracias a Dios mündet, weit hinauf schiffbar und durch einen Canal mit dem Caphafen verbunden ist, so daſs seine flache Barre vermieden werden kann. Seine Quellen sind nicht bekannt.

An seinen Ufern liegen im Gebiete von Nicaragua die Städte Matagalpa, Muimui, Esteli und Segovia.

14) Der kleine Black river (schwarze Fluſs) oder Tobuncana-Fluſs.

15) Der Croatch oder Croach-Fluſs, welcher in der Nähe des Cap False mündet, mit 9 bis 10 Fuſs Wasser auf der Barre.

16) Der Kaukari,
17) Warunta,
18) Locca,
19) Carthago,
20) Der Ibentara,
} welche sämmtlich in die Carataska-Lagune fallen.

21) Der Tabacconta (Tibakunta) Creek, auf älteren Karten little Patook genannt.

22) Der Patook.

Von den letztgenannten zehn Flüssen wird weiter unten specieller gehandelt werden.

23) Der Plantain-Fluſs.

24) Der Black- (Schwarz-) Fluſs.

25) Der Cap-Fluſs am Cap Cameron.

26) Der Poyas-Fluſs und

27) Der Roman-Fluſs, welcher die westliche Grenze des Mosquitolandes bildet.

Lagunen.

Das Land ist ferner reich an Lagunen, von welchen man in Deutschland, nach den uns vorliegenden Erfahrungen, hin und wieder eine unrichtige Vorstellung hat.

Die Lagunen sind nämlich keinesweges abgeschlossene, seichte, stagnirende Landseen, sondern groſse, meistens tiefe, mit dem Meere in unmittelbarer Verbindung stehende, und mit demselben daher auch Ebbe und Fluth theilende Haffe, welche in der Regel mehr als einen Fluſs aufnehmen, und in welchen sich daher auch eine, oft ziemlich starke Strömung nach der Mündung in die See bemerkbar macht.

In der Nähe der Mündung, wo die Fluth und der Ostpassat am stärksten einwirken, wird diese Strömung in der Regel nach der westlichen Landseite gedrängt, und bildet hier einen tiefen Canal, den eigentlichen Eingang in die Lagune, während sich auf der entgegengesetzten Seite eine Barre anhäuft und, gleichsam wie ein künstlicher, unter dem Wasser gebauter Damm, in nordwestlicher Richtung fortzieht.

An der Mündung enthalten die Lagunen, besonders zur Fluthzeit, Salzwasser, während sich im Innern und in den Buchten, wo die Flüsse hineinfallen, süſses Wasser findet.

Der Grund und Boden der Lagunen besteht ferner nicht aus Moor oder Sumpf, sondern entweder aus hartem Kies, oder Lehm.

Da nun diese Haffe niemals stagnirendes Wasser enthalten, so sind auch die Ufer und Umgebungen derselben keinesweges ungesund, sondern werden vielmehr, sowohl von den Indianern, als von dorthin sich übersiedelnden Europäern, vorzugsweise zur Anlage von Wohnplätzen gewählt, weil sie neben der gesunden Lage auch bequeme Verkehrsgelegenheit mit den benachbarten Landschaften gewähren.

Dazu kommt, daſs die Lagunen meistens durch kleine Wasserläufe von ausreichender Tiefe unter einander und mit den gröſsern Flüssen in Verbindung stehen, so daſs fast längs der ganzen Küste, mit Vermeidung der See, eine bequeme, und selbst für die kleinen Indianerfahrzeuge völlig sichere Wasser-Communication möglich ist, welche auch von den Indianern häufig benutzt wird, indem dieselben ihre Canoes über solche Stellen ziehen oder tragen, wo der Wasserweg durch eine Landstrecke unterbrochen wird.

Endlich bilden die Lagunen meistens gute Seehäfen, welche inzwischen gegen die Mitte der trocknen Jahreszeit, wo die Ströme geringere Wassermassen herabbringen, auf der Barre mehr oder minder versanden.

Würde der Eingang in die See durch eine zweckentsprechende Vorrichtung verengert und dadurch die Strömung verstärkt, so könnten zu allen Zeiten auch groſse Seeschiffe bequem einlaufen.

Die gröſsten Lagunen sind folgende:

1) die Blewfields-Lagune, in welche der Blewfields-Fluſs fällt, mit einer Tiefe von 3 bis 4 Faden am Eingange;
2) die Pearl-Cay-Lagune, mit einer Tiefe von 3 Faden auf der Barre;
3) die Wano-Lagune; ferner
4) der Hafen am Cap Gracias a Dios;
5) die Carataska-Lagune, von welcher weiter unten speciell gehandelt werden wird, und endlich
6) die Brewers-Lagune, mit 2 Faden Wasser auf der Barre.

Auſser diesen gröſseren Lagunen kommen noch mehrere kleinere Creeks (Seebuchten) und Haffe vor, von welchen nicht einmal die Namen vollständig bekannt sind.

Einwohner.

Die ganze, unter dem Namen Mosquitoküste begriffene Landstrecke ist von mehreren Indianerstämmen bewohnt, welche in Farbe der Haut, in Gestalt und Körperbau sehr erheblich, in Bezug auf Sitten und Gebräuche aber nur wenig von einander abweichen, unter der Botmäſsigkeit eines einzigen, unbeschränkten Herrschers vereinigt sind und im Allgemeinen mit dem gemeinschaftlichen Namen Mosquitovolk, Mosquitoindianer, Mosquitomänner belegt werden.

Fast jeder Stamm hat seine besondere Sprache, jedoch wird die Sprache der Sambos *), oder Mosquitos im engeren Sinne, aus welchen die seit langen Jahren herrschende Königsfamilie entsprungen ist, im ganzen Lande verstanden.

Zunächst lassen sich drei Hauptabtheilungen unterscheiden:

Die Sambos, oder eigentlichen Mosquitoindianer, welche den gröſsten Theil der Seeküste bis zum Black river hinauf und die an derselben belegenen Savannen bewohnen; ferner:

Die ursprünglichen Indianer, welche in mehrere Stämme zerfallen, sich früher bis an die Seeküste ausdehnten und allmälig durch die Sambos in das Innere des Landes gedrängt sind, und endlich:

Die Karaiben **), westlich vom Black river, an der Küste und im Innern.

Der Stamm der Sambos oder eigentlichen Mosquitos ist der mächtigste und herrschende. Vor länger als 200 Jahren — erzählt die Sage — rettete sich eine bedeutende Anzahl Neger

---

*) Zambo, Sambo heiſst bekanntlich der Spröſsling aus der Vermischung eines Indianers mit einer Negerin, oder umgekehrt. Der Name ist auf den Stamm der eigentlichen Mosquitos schon seit langer Zeit übertragen und gebräuchlich geworden.

**) Eigentlich Kharibiēs, wie das Volk selbst den Namen ausspricht. Das Wort bedeutet: kriegerisches oder tapferes Volk.

aus einem an der Küste gestrandeten Sclavenschiffe an das Ufer. Die Indianer tödteten die Männer, vermischten sich mit den Weibern. Aus dieser Verbindung soll der Stamm der Sambos entsprossen sein, welcher bald zahlreich, streitbar und mächtig wurde, sich längs der Seeküste ausbreitete, mit Europäern, namentlich mit den Bucaniers, vielfach in Berührung und Verbindung kam und allmälig die übrigen Indianerstämme seiner Herrschaft unterwarf.

Unter den eigentlichen Indianerstämmen sind zu bemerken:

Die Valientes und Ramas in den von Nicaragua bestrittenen Gebietstheilen; ferner die Cookras, Woolwas und Towkas, welche von den Mosquitos gänzlich in das Innere und in die Gebirgsgegenden an der Grenze von Nicaragua zurückgedrängt sind, und die Poyas, welche ebenfalls im Innern, hauptsächlich am Patook-Flusse wohnen.

Die Karaiben endlich — aus dem benachbarten Honduras der spanischen Grausamkeit entfliehend — erhielten — wie die Sage erzählt — vor langen Jahren von einem Mosquitokönige Landstrecken nordwestlich vom Black river angewiesen, woselbst sie sich niederlieſsen und ausbreiteten.

Alle diese Stämme leben in festen Wohnsitzen und treiben auſser Jagd, Fischerei und Viehzucht, auch einigen, allerdings auf sehr niedriger Stufe stehenden Ackerbau, indem sie in der Nähe ihrer Hütten Mais, Kassava, Zuckerrohr, Pisangs, Cocospalmen, Baumwolle, Taback und ähnliche, ihren nächsten Bedürfnissen entsprechende Gewächse anpflanzen.

Tief im Innern des Landes sollen auch noch einzelne Horden nomadisirender Indianer vorkommen, deren ein neuerer Schriftsteller erwähnt *), über welche wir jedoch im Lande selbst nichts Näheres erfahren konnten.

Die gesammte Einwohnerzahl läſst sich nur muthmaſslich abschätzen.

*) Vergleiche Young a. a. O. p. 86.

Sie soll in früheren Zeiten sehr bedeutend gewesen sein — erzählt die ungewisse Sage. Als sichere Thatsache steht dagegen fest, dafs die von Europäern eingeschleppten Menschenpokken, die Masern und — der Branntwein seit einer Reihe von Jahren ganz entsetzliche Verheerungen unter den Eingeborenen angerichtet haben.

„Die Bevölkerung am Cap Gracias a Dios" — erzählt Th. Young *) — „mufs einst sehr bedeutend gewesen sein; — man sagt, sie habe 1000 streitbare Männer stellen können; — jetzt kann sie kaum 150 aufbringen. Die Pocken und die Trunksucht haben beklagenswerthe Verwüstungen angerichtet."

Während aber Young im Jahre 1840 noch 150 streitbare Männer zählte, fanden wir bei unserer Anwesenheit daselbst kaum 50 bis 60 vor.

Die Pocken haben vor zwei Jahren die Bewohnerschaft decimirt, und der von den Händlern und Schildkrötenfischern aus Jamaica eingeführte Rum hat das Uebrige gethan.

Auf unserer Reise durch das Land trafen wir mehrmals wüste Hütten an, deren Bewohner sämmtlich von den Pocken fortgerafft waren. In einem Dorfe am Kaukari-Flusse war von der ganzen Bewohnerschaft nur ein einziger, von Blatternarben arg entstellter, etwa 8jähriger Knabe übrig geblieben, zu welchem sich später ein alter Sambo mit seinem Weibe gesellt hatte.

Dies waren die einzigen Bewohner von sieben oder acht verfallenen Hütten **).

Nach allen Nachrichten, welche wir einzuziehen vermochten, beträgt die Gesammtzahl der Sambos, welche schon Thom. Young ***) auf nicht volle 8000 anschlägt, höchstens noch 6000,

---

*) a. a. O. p. 24.

**) Auf unsere Frage, wo die übrige Einwohnerschaft geblieben sei, antwortete der alte Sambo mit trauervoller Miene in corrumpirtem Englisch: „All dead, — all small pox away, English small pox too much bad — (alle todt, alle von den Pocken fortgerafft, englische Pocken zu viel schlecht).

***) a. a. O. p. 79.

und die Zahl der übrigen Indianer, mit Einschluſs der Karaiben, vielleicht das Doppelte oder Dreifache. Dies ist in der That Alles, was wir über die Einwohnerzahl zu ermitteln vermochten, und wir fügen nur noch hinzu, daſs man nach allen Richtungen weite Tagereisen durch das Land machen kann, ohne eine einzige bewohnte Hütte anzutreffen.

Geschichte.

Die Geschichte der Mosquitoindianer ist bis auf die neuere Zeit in ein tiefes Dunkel gehüllt. Nur die Sage wirft einzelne, mehr blendende als erhellende Streiflichter in diese Nacht, und nur folgende Thatsachen scheinen der Anführung werth.

Bald nachdem die Spanier in der neuen Welt festen Fuſs gefaſst hatten, verlieh König Ferdinand (im Jahre 1512) die ganze Küste vom Golf von Darien bis Cap de Vela an Alonso de Ojeda, und von dem letztgedachten Vorgebirge bis Cap Gracias a Dios an Diego de Nicuessa, von welchen ersterer mit 300, letzterer mit 780 schnell zusammengebrachten Abenteurern die Eroberung versuchte. Allein die Indianer widerstanden nicht nur der vorausgeschickten Aufforderung, in welcher ihnen auseinandergesetzt wurde, daſs der Papst, „als Herr der Welt, die Inseln und das Festland der oceanischen See, mit Allem, was darin enthalten sei, an die Könige von Castilien, Don Ferdinand und Donna Isabelle, glorreichen Andenkens, geschenkt habe“ — sondern auch der Gewalt der Waffen, und zwar mit so groſsem Muthe und so gutem Erfolge, daſs die Spanier nach einer sehr bedeutenden Niederlage, in welcher sie mehr als die Hälfte ihrer Mannschaft verloren hatten, das Land schleunig räumen muſsten.

Als darauf Nicaragua von Davilla (1522), Honduras von de Oli und Guatemala von Pedro Alvarado (1523) unter-

worfen waren, machten die Spanier von diesen Nachbarländern aus vielfache Versuche, über die Grenzgebirge zu dringen und die Ostküste gleichfalls ihrer Botmäſsigkeit zu unterwerfen.

Alle diese Unternehmungen scheiterten jedoch ganz vollständig an der Tapferkeit der Indianer, welche schon damals mit dem Namen Indianos bravos belegt wurden.

Was den Waffen nicht gelang, sollte nun durch Mönche bewirkt werden.

Zu Anfang des 17ten Jahrhunderts insbesondere wurden mehrmals Geistliche zur Bekehrung der Indianer abgeschickt. Bald allein, bald von einer geringen Anzahl Krieger begleitet, drangen sie in das Land ein und starben meistens den Märtyrertod *).

Obgleich die einzelnen Indianerstämme damals noch nicht dauernd unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte vereinigt waren, sich vielmehr selbst vielfach unter einander befehdeten, so waren sie doch stets einmüthig, wenn es die Vertheidigung gegen die Spanier galt, deren entsetzliche, gegen die Urbewohner der benachbarten Staaten verübte Grausamkeiten sie mit einem glühenden — noch bis zur heutigen Stunde nicht verloschenen — Hasse erfüllt hatten.

Noch heut zu Tage wissen die Indianer alte, von dem Vater auf den Sohn fortgeerbte Sagen von entsetzlichen Gräuelthaten zu erzählen, welche die Spanier verübt haben sollen, und das jetzt so auſserordentlich friedfertige, gutmüthige und träge Volk geräth in die äuſserste Aufregung, wenn ihm zugemuthet wird, sich den Spaniern zu unterwerfen, oder mit denselben Freund-

*) Einzelne Namen hat die Geschichte aufbewahrt. Die Andalusier Christoval Martinez de la Puerta und Juan Vena, zu welchen sich (1630) noch Benito Lopez gesellte, waren vom Cap Gracias a Dios aus in das Innere gedrungen, hatten lange unter den Indianern gelebt und viele bekehrt, bis sie endlich von einem feindlichen Stamme überfallen und ermordet wurden. Der Gouverneur von Truxillo (Honduras) erhielt die Leichen ausgeliefert und lieſs sie am 16ten Juli 1634 mit groſsem Gepränge beerdigen.

Aehnliches Schicksal hatte später der Missionair Lagares bei den Poyas.

schaft zu schlieſsen. Spanier und Todfeind sind dem Indianer gleichbedeutende Ausdrücke *).

Nach den von Bryan Edwards mitgetheilten Nachrichten sollen die Mosquitoindianer schon unter der Regierung Carls I. (1625 — 1649) mit England in Verbindung getreten sein und schon im Jahre 1670 den Schutz dieses Staates nachgesucht haben, — was dahingestellt bleiben muſs.

Dagegen ist es gewiſs, daſs sie schon in der zweiten Hälfte des 17ten Jahrhunderts mit den Bucaniers (Flibustiern), welche sich damals in Domingo, auf der Schildkröteninsel und in Jamaica festgesetzt hatten und unter Frankreichs und Englands stillschweigendem Schutze ihre Raubzüge gegen die spanischen Schiffe und Besitzungen in Westindien betrieben, mehrfach in Berührung und Verbindung waren. Die vielen Lagunen und Buchten der Küste boten den Seeräubern vortreffliche Schlupfwinkel, und der Haſs gegen die Spanier gewährte ihnen freudige Aufnahme und jegliche Unterstützung bei den Indianern.

Seit dieser Zeit scheint der Stamm der Sambos, oder eigentlichen Mosquitos, welcher unmittelbar an der Küste wohnte und daher zunächst mit Europäern in Berührung kam, das Uebergewicht über die andern Stämme erhalten zu haben, welche in häufigen Raubzügen bekriegt, geplündert, zu Sclaven gemacht und endlich der Oberhoheit der Mosquitos vollständig unterworfen wurden, so daſs von dieser Zeit ab in den wenigen vorhandenen Nachrichten nicht mehr von den einzelnen Stämmen, als selbstständigen Körperschaften, sondern nur von dem, alle Stämme umschlieſsenden Mosquitovolke und von dem Könige desselben die Rede ist **).

*) Dessen ungeachtet können die Bewohner der benachbarten spanischen Republiken in Handelsgeschäften oder in anderen Angelegenheiten unbehindert durch das ganze Mosquitoland reisen und sicher auf die Gastfreundlichkeit der Indianer rechnen, so lange sie nur nicht von einem Anschlusse an die Republiken, oder gar von Unterwerfung sprechen.

**) Vergl. History of Jamaica etc. p. 316.

Einer dieser Könige — erzählt die Sage — soll mit bedeutender Heeresmacht in groſsen Dorys *) nach Jamaica gesegelt sein und den Bucaniers Hülfe zugeführt haben.

Erst nach dem Erlöschen dieser Seeräubermacht, in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts, scheinen die Mosquitos — wieder stärker von den Spaniern gedrängt — sich näher an England angeschlossen zu haben, obgleich — wie oben bereits bemerkt ist — das erste Schutz- und Trutzbündniſs mit dieser Macht bereits im Jahre 1670 zu Stande gekommen und seit dieser Zeit von jedem Mosquitokönige die Anerkennung Englands bei seinem Regierungsantritte nachgesucht sein soll.

Wenigstens begründeten erst gegen das Jahr 1730 einige Engländer die ersten Niederlassungen an der Mosquitoküste **), und zwar am Black river, am Cap Gracias a Dios und am Blewfields-Strome. Diese Colonien blühten schnell empor und waren nicht unbedeutende Stapelplätze für den Schleichhandel in das spanische Amerika.

Als daher 1739 der Seekrieg zwischen England und Spanien aus Veranlassung der englischen Handelsverbindungen mit dem spanischen Amerika ausgebrochen war, errichtete die englische Regierung zum Schutz ihrer, auf der Mosquitoküste angesiedelten Unterthanen im Jahre 1741 ein Civilgouvernement für diese Niederlassungen, erbaute einige kleine Forts und besetzte dieselben mit Truppen.

Der Friede von Aachen (1748) änderte in diesen Verhältnissen nichts, und der schon 1755 ausbrechende Seekrieg zwischen England und Frankreich, welcher letzteren Macht sich 1762 Spa-

*) Dorys nennen die Indianer ihre gröſsten, aus einem Stamme gehauenen Fahrzeuge, auf welchen sie mit Kühnheit und Geschicklichkeit Seereisen unternehmen.

**) Vergl. auch: Histoire philosophique et politique des etablissements et du commerce des Européens dans les deux Indes par Raynal. — Genève 1781 tom. III. p. 440.

nien anschloſs, machte den Schutz jener englischen Niederlassungen noch dringender nothwendig.

Allein in Folge des, am 10ten Februar 1763 zu Versailles geschlossenen Friedens, in welchem Englands unvorsichtige Politik so schlechten Lohn für die bedeutenden, im Kriege errungenen Vortheile erhielt, wurde die Besatzung der Forts von der Mosquitoküste zurückgezogen und den englischen Ansiedlern befohlen, das Land zu räumen, wozu inzwischen die meisten Colonisten nicht zu bewegen waren.

Als aber die englische Regierung sich bald darauf überzeugte, daſs ihr der vorgedachte Friede keinerlei Verpflichtungen in Bezug auf die Colonien an der Mosquitoküste auferlegt habe, wurde im Jahre 1766 Alles wieder auf den alten Fuſs gesetzt.

In Folge des Friedens von Paris vom 3ten September 1783 endlich wurde die Besatzung abermals zurückgezogen und den englischen Colonisten die Räumung des Landes anbefohlen.

Zu dieser Maſsregel wurde die englische Regierung lediglich aus Rücksicht auf die damals für England so ungünstigen und gefährlichen politischen Verhältnisse in Amerika, und keinesweges durch etwaige Ungesundheit des Klima's bewogen, welches Letztere hin und wieder auch neuerdings behauptet, aber von glaubwürdigen Schriftstellern schon längst schlagend widerlegt worden ist *).

Die Niederlassungen befanden sich in der That in vollem Aufblühen.

Nach Hodgsons Angaben zählten dieselben im Jahre 1757 etwa 1100, im Jahre 1770, nach Bryan Edwards, etwa 1400 englische Ansiedler, die farbigen Bewohner nicht mitgerechnet.

Sie besaſsen zwölf Kauffahrteischiffe, von welchen einige für den Handel mit Europa, die übrigen für den Handel mit Jamaica

*) Vergl. namentlich Orlando Roberts a. a. O. p. 283.

und mit den Vereinigten Staaten beständig in Fahrt waren, und ihr Tauschhandel mit den Spaniern, so wie ihre Ausfuhren von Mahagoni, Sarsaparill, Schildpatt, Indigo, Kakao u. s. w., waren sehr bedeutend und in beständiger Zunahme.

Nur mit dem gröſsten Widerwillen unterwarfen sich daher die Colonisten dem Befehle ihrer Regierung, und einzelne, namentlich in Blewfields, blieben auf alle Gefahr hin in ihren Besitzungen.

So waren die Indianer, deren Herrscher die Ansiedelung der Engländer stets mit der gröſsten Bereitwilligkeit gefördert und begünstigt hatten, wieder sich selbst überlassen und die Spanier, in der Hoffnung, unter den obwaltenden Umständen das lange verfolgte Ziel endlich zu erreichen, nahmen das, von den Engländern verlassene Fort an der Mündung des Black river in Besitz.

Allein die Indianer rüsteten sich bald, rückten unter Anführung ihres Generals Robinson — der vor nicht langer Zeit als ein Greis von mehr als 100 Jahren verstorben ist — den Spaniern entgegen, schlugen sie gänzlich, eroberten das Fort und vertrieben ihre uralten Feinde, welche nun auch keinen weitern Angriff auf die übrigen, von den Engländern geräumten Plätze zu machen wagten.

Dies ist der letzte Versuch der Spanier, sich mit gewaffneter Hand in dem Mosquitolande festzusetzen, dessen Selbstständigkeit seit dieser Zeit auch von der spanischen Regierung nicht mehr angetastet, vielmehr bei einzelnen Gelegenheiten in zweifelloser Weise anerkannt wurde.

Durch den Abfall der benachbarten spanischen Provinzen in Amerika von dem Mutterlande und durch die darauf folgenden, wechselvollen Ereignisse in den Republiken von Central-Amerika wurden die innern und äuſsern politischen Verhältnisse des Mosquitolandes nur insofern berührt, als nun auch der letzte Anschein einer spanischen Oberhoheit, oder eines Anrechtes dieser Krone auf das Mosquitoreich verloren ging und hin und wieder

Streitigkeiten über Grenzverletzungen mit dem Staate von Nicaragua vorfielen.

Die Republiken von Central-Amerika, welche unzweifelhaft auch selbst dann keinen Anspruch auf das, von den Spaniern nie unterworfene Mosquitoreich machen könnten, wenn das Mutterland, von welchem sie sich losgerissen haben, wirklich ein Anrecht darauf besessen hätte, fanden bei ihren Versuchen, wenigstens einzelne Theile dieses wichtigen, gelegentlich von ihren politischen Emissairs durchforschten Landstriches mit ihrem Gebiete zu vereinigen, in dem unvertilgbaren Hasse der Mosquitos gegen Alles, was den spanischen Namen trägt, ein unübersteigliches Hinderniſs für jeden friedlichen Anschluſs, und waren und sind viel zu schwach und in sich selbst zerrüttet, um gegen die Macht des Mosquitoreiches allein, geschweige denn als eines Bundesgenossen Englands, irgend eine gewaltsame Unternehmung wagen zu dürfen, obgleich sie in dem Mosquitolande ein Potosi für sich verloren glauben *).

Von England ist die Unabhängigkeit und Selbstständigkeit des Mosquitoreiches stets anerkannt und behauptet worden, und die Zwistigkeiten mit der Regierung von Nicaragua über Gebietsverletzungen und über die, zwischen der Lagune von Chiriqui und dem San Juan de Nicaragua belegenen Landestheile haben noch neuerdings eine ganz officielle Erklärung darüber herbeigeführt.

---

*) Der officielle Bericht eines, von der Republik Honduras ausgeschickten geheimen Emissairs, Guillermo Herrera, vom 14ten October 1840, gerichtet an den Chef des Departements von Olancho, ist in No. 2. des Redactor Official de Honduras de 1840 und in No. 30. des in San Salvador erscheinenden Correo Semanario del Salvador (vom 24sten Dezember 1840) abgedruckt. Der Schluſs des Berichtes lautet folgendermaſsen: „Hemos perdido un potosi en perder la costa del Mosco: — sus fertiles campos; sus llanuras inmensas la feracidad de sus tierras, las muchas maderas que abundan en ella, causa embidia: pues segun Jo vi, y los informes que tomé, se estienden sus llanuras hasta mas allá de cabo de Gracias."

Das ganze merkwürdige Document haben wir im Original den Beilagen sub No. 1. beigefügt.

Bei Gelegenheit der, schon oben erwähnten, im Jahre 1841 unternommenen Reise des Mosquitokönigs, Robert Carl Friedrich, nach San Juan de Nicaragua wurde nämlich der Commandant des oben genannten Ortes, Colonel Guijano, wegen gewaltsamer Verletzung des Mosquitogebietes von dem Gouverneur von Honduras, Colonel Mac Donald, welcher den König begleitete, aufgehoben und auf dem englischen Kriegsschiffe Tweed nach Cap Gracias a Dios gebracht.

Der Staat von Nicaragua führte hierüber bei der englischen Regierung Beschwerde und verlangte Genugthuung, welche, als keineswegs begründet, abgelehnt und dabei zugleich ganz ausdrücklich erklärt wurde, daſs England den Mosquitostaat, mit welchem es seit einer Reihe von Jahren im Bündnisse (Alliance) stehe, anerkenne und keine Gebietsverletzungen desselben mit Gleichgültigkeit ansehen werde, und daſs selbst Spanien, als es noch im Besitze von Mittelamerika war, die Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Mosquitoreiches in nicht zu bezweifelnder Weise anerkannt habe *).

---

*) In der, an das Gouvernement von Nicaragua gerichteten, officiellen Note des englischen General-Consuls Chatfield, d. d. Leon den 24sten October 1842 — welche sich in den Beilagen sub No. 2. in beglaubigter Abschrift befindet — heiſst es unter Andern in wörtlicher Uebersetzung: „Was übrigens die Unkunde anbetrifft, welche das Gouvernement von Nicaragua über die Existenz des Mosquitostaates hegt, so hat dasselbe wahrscheinlich vergessen, daſs ich einige Jahre zuvor dem General-Gouvernement von Central-Amerika vorgestellt habe, daſs Groſsbritannien den Mosquitostaat anerkenne und daſs es nicht mit Gleichgültigkeit (indifference) irgend eine Usurpation des Territoriums eines Staates ansehen werde, mit welchem es seit einer Reihe von Jahren im Bündnisse gestanden hat.“

„Ueberdieſs hat Spanien, als es noch im Besitze jener Gegenden war, öffentlich die Mosquitonation anerkannt, besonders bei einer Gelegenheit — frisch in dem Andenken vieler noch lebender Personen — als nämlich der Mosquitofürst San Salvador und Guatemala im Jahre 1797 besuchte und in jeglicher Beziehung mit allen, einem Könige gebührenden Ehrenbezeugungen und Ceremonieen auf Befehl der spanischen Autoritäten empfangen wurde, welche alle seine Ausgaben bezahlten.“

War nun auch unter solchen Umständen die förmliche Anerkennung des Mosquitoreiches, als eines selbstständigen Staates, Seitens der Central-Amerikanischen Republiken nicht abzulehnen, so scheint dennoch die Regierung von Nicaragua die Ansprüche auf die, zwischen der Lagune von Chiriqui und dem San Juan del Norte, so wie auf einige, zwischen dem letztern Flusse und dem Punta Gorda belegene Ländereien noch nicht aufgegeben zu haben.

Zur Beilegung dieser Grenzstreitigkeiten und zur Wahrnehmung der Rechte sowohl des mit England verbündeten Mosqutostaates selbst, als derjenigen englischen Unterthanen, welche sich seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts theils in den vorerwähnten, früher schon bestandenen Niederlassungen, theils auf andern, ihnen von dem Mosquitokönige verliehenen Besitzungen allmälig wieder angesiedelt haben, ist nun im Mai dieses Jahres von der englischen Regierung ein General-Consul und politischer Agent für das Mosquitoreich ernannt. bei der dortigen Regierung förmlich accreditirt und nach Blewfields gesendet worden, an welchem, nahe an der Grenze von Nicaragua belegenen Orte die alte englische Niederlassung niemals gänzlich aufgehoben und seit den letzten Jahren wieder in günstigem Wachsthume begriffen ist *).

Von der innern Geschichte des Mosquitostaates und den Thaten seiner Herrscher ist noch weniger bekannt, als von den äuſseren politischen Verhätnissen.

*) Der englische General-Consul für das Mosquitoland, Mr. Patrik Walker, ging am 30sten Juni d. J. auf der Fregatte Spartan, Capt. Elliot, von Belize nach Blewfields ab. Wir haben mit Hrn. Walker die Reise von Southampton bis Barbadoes gemacht, und danken demselben viele Aufklärungen über die politischen und klimatischen Verhältnisse von Mittelamerika, welche ihm sehr genau bekannt sind, da er mehrere Jahre lang Gouvernements-Secretair des englischen Honduras und in Belize wohnhaft gewesen ist. Er ist überdies auch einer der Commissarien, welchen der letztverstorbene Mosquitokönig Robert Carl Friedrich in seinem Testamente die Vormundschaft über seine Kinder übertragen hat.

Selbst die Namen der einzelnen Könige aus den frühern Zeiten können nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Nur Folgendes ist verbürgt und scheint der Erwähnung werth.

Während der Englisch-Spanischen Kriege am Ende des vorigen Jahrhunderts war König George, entsprossen aus dem alten Fürstenstamme der Sambos, gekrönt in Jamaica und von England förmlich anerkannt, ein unerschütterlich treuer Bundesgenosse der Engländer, übrigens aber ein grausamer und rachsüchtiger Herrscher, welcher die, mit den Spaniern in Verkehr stehenden indianischen Stämme in den Grenzgebirgen von Nicaragua hart verfolgte und gänzlich unterwarf, nachdem er viele ihrer Dörfer geplündert, verwüstet und den gröſsten Theil der Bewohner zu Sclaven gemacht hatte.

Er hatte eine Menge Weiber, die er oft so grausam behandelte, daſs sie unter seinen Händen starben.

Die Ermordung einer dieser Frauen verursachte einen Aufstand der Verwandten und Freunde derselben, in welchem der König das Leben verlor.

Er hinterlieſs zwei Söhne, George Friedrich und den Halbbruder desselben, Robert Carl Friedrich, beide unmündig.

Die Häuptlinge der verschiedenen Stämme, welche in der Regel als die ersten Beamten des Königs fungiren und den Adel des Landes bilden, traten nun sogleich zusammen, errichteten eine Regentschaft und theilten das Land in drei Provinzen unter drei Statthaltern, jedoch — was in der That bemerkenswerth ist,

---

Wir haben von Hrn. Walker mehrmals die unverschränkte Versicherung erhalten, daſs es in jeglicher Beziehung nur erwünscht sein könne, wenn eine deutsche Gesellschaft die ihm wohlbekannten, mehreren Engländern von dem verstorbenen Mosquitokönige verliehenen Besitzungen erwerben, und in diesem so lange vernachlässigten Lande kräftige und selbstständige Colonien begründen wollte, und der englischen Regierung selbst, welcher kein Einspruch gegen die, von dem Mosquitokönige, als souverainen Herrn seines Reichs, gemachten Verleihungen zustehe, werde es nur angenehm sein, für ihre eigenen, dort angesiedelten Unterthanen civilisirte und befreundete Nachbarn zu gewinnen.

mit ausdrücklichem Ausschluſs der alten, obgleich damals gröſstentheils geräumten englischen Niederlassungen in Blewfields und an der Pearl-Kay-Lagune, welche ihrer eigenen Jurisdiction unterworfen blieben *).

Die beiden Prinzen wurden hierauf zu ihrer Erziehung nach Jamaica gesendet, woselbst sich der damalige Gouverneur, Herzog von Manchester, ihrer annahm.

Nach erlangter Volljährigkeit und nach einer ziemlich unvollständig ausgefallenen Erziehung, ging hierauf der Kronprinz George Friedrich nach Belize, und wurde in der Hauptkirche daselbst, in Gegenwart des englischen Gouverneurs von Honduras und der, zu diesem Acte berufenen Häuptlinge seines Landes, mit der Krone seiner Vorfahren feierlich gekrönt, von den Kanonen des Forts mit dem Königlichen Salute begrüſst, als König der Mosquitoküste ausgerufen und dann auf einem englischen Kriegsschiffe in sein Land gebracht, woselbst er seine Residenz in dem, von seinen Verwandten bewohnten Indianer-Dorfe Wasla aufschlug, welches am Segovia-Strome, etwa 10 deutsche Meilen von der Mündung, belegen ist.

Er war ein verständiger, freigebiger, gutmüthiger Mann, aber äuſserst reizbar, leicht zur gröſsten Heftigkeit hingerissen und nicht mit ausreichender Energie und hinlänglichem Geschicke begabt, um seine Unterthanen — wie eifrig er dies auch wünschte — auf eine höhere Stufe der Civilisation zu führen. Die lange Abwesenheit von seinem Vaterlande hatte ihn die Lebensweise, die Sitten und Gebräuche seiner Unterthanen vergessen lassen,

*) Die erste Provinz reichte vom Roman-Flusse bis zum Patook und stand unter der Statthalterschaft des, schon oben erwähnten indianischen Generals Robinson, aus dem Stamme der Poyas; die zweite Provinz, vom Patook bis zur Duckwarra-Lagune, kam unter den Befehl des Bruders des verstorbenen Königs, und die dritte endlich, von Duckwarra bis zur Grenze, wurde dem Häuptlinge Don Carlos, aus dem Stamme der Tongulas, überwiesen.

Die Statthalter theilten ihre Provinzen wieder in mehrere Distrikte, für welche sie Unterbeamte zur Aufrechthaltung der Ordnung ernannten.

die ihm jetzt, im Vergleiche mit den entsprechenden englischen Verhältnissen, in welche er sich während seiner Erziehung in Jamaica hineingelebt hatte, widerwärtig und verächtlich erschienen, und welche er nun durch schnelle und gewaltsame Reformen umgestalten wollte, ohne selbst einen ausreichenden Grad von Bildung zu besitzen, sich dasjenige, was er erstrebte, klar zu machen und die zweckentsprechenden Mittel aufzufinden.

Hierbei stieſs er, wie es in der Natur der Sache liegt, überall an, fand bei den Groſsen seines Landes vielfachen Widerspruch und in der Trägheit seines Volkes, welches während der langen Friedenszeit seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts von jeglicher Thätigkeit, selbst der kriegerischen, entwöhnt, völlig erschlafft, dem Genusse berauschender Getränke ergeben und mit seinem Zustande zufrieden war — ein scheinbar unübersteigliches Hinderniſs. Vergebens war er namentlich auch bemüht, der christlichen Religion Eingang bei seinen Unterthanen zu verschaffen, zu welchem Behuſe ihn das englische Gouvernement mit religiösen Flugschriften versorgte.

Miſsvergnügt über so schlechte Erfolge, getäuscht in allen seinen Hoffnungen, beschämt, daſs er den Erwartungen seiner englischen Freunde so wenig zu entsprechen vermöge, ergab er sich bald dem Genusse berauschender Getränke, und wurde darin durch seine, der Trunksucht ebenfalls huldigende und habgierige Umgebung um so mehr bestärkt, als er im Rausche zwar nicht selten heftig und gewaltthätig, aber zugleich auch im höchsten Grade freigebig war.

Zerfallen mit den Häuptlingen seines Landes, nicht geliebt von dem Volke, dem er stets fremd geblieben und nur als ein strenger, gewaltthätiger Fürst erschienen war, starb er endlich als ein Opfer persönlicher Rachsucht im Jahre 1824 unter den Händen von Meuchelmördern.

Als ein Zeugniſs für das Rechtsgefühl der Indianer und für die Treue, welche selbst die, während seiner Regierung so

äuſserst miſsvergnügten Häuptlinge gegen ihre Herrscherfamilie bewahrten, darf nicht unerwähnt bleiben, daſs sogleich nach des Königs Ermordung die vornehmsten Häuptlinge zu einem Gerichtshofe zusammentraten, eine strenge Untersuchung einleiteten und die bald ermittelten Mörder mit dem Tode bestraften.

Unter George Friedrichs Regierung ereignete sich auch das, zwar im Allgemeinen bekannte und verrufene Colonisationsunternehmen des Schotten Mac Gregor, welches jedoch in Bezug auf diejenigen speciellen Hauptpunkte, an denen es eigentlich scheiterte, nicht überall genugsam bekannt geworden und daher häufig sehr falsch beurtheilt ist, so daſs wenigstens diese Hauptpunkte hier wohl einer nähern Erwähnung um so mehr verdienen dürften, als auch von diesem Unternehmen ganz neuerdings behauptet worden ist, daſs es lediglich an der Ungunst des Klima's gescheitert sei, was durchaus auf ganz vollständiger Unwahrheit beruht.

Der König George Friedrich hatte dem Schotten Gregor Mac Gregor, dem bekannten Gefährten Bolivars, im Jahre 1820 eine bedeutende Landstrecke im Gebiete der Poyas-Indianer an der Mündung des Black river mit dem, durch die Brewers-Lagune gebildeten Hafen verliehen, welches durch eine, in London mit einem Capitale von 400,000 Pfd. St. gebildete Gesellschaft colonisirt werden sollte.

Es wurde nun in Eile eine groſse Menge von Colonisten, besonders in Schottland, angeworben, auf mehrere, mit groſsem Kostenaufwande ausgerüstete Schiffe gesetzt und nach dem Mosquitolande übergeschifft — und — das ganze Unternehmen scheiterte in wenigen Monaten so vollständig, daſs auch nicht eine Spur von der beabsichtigten groſsen Colonie übrig blieb.

Dies sind die allgemein bekannten, durch die damaligen Zeitungen weit verbreiteten Thatsachen, welchen in der Regel noch hinzugefügt wird, daſs die Auswanderer nichts als eine Wildniſs vorgefunden hätten, daſs die Mehrzahl durch klimatische Krank-

heiten aufgerieben sei, und daſs der geringe Rest im höchsten Elende nur durch schleunige Flucht sein Leben gerettet habe.

In einer solchen Darstellung dieser Begebenheit — wie sie uns nur ganz neuerdings vorgelegt worden ist — sind gerade die Hauptsachen übersehen, welche Alles aufklären.

Man raffte nehmlich in Schottland die Colonisten in gröſster Eile, ohne irgend eine Rücksicht auf Alter, Gesundheit und Vermögensumstände, aus der niedrigsten Volksklasse zusammen, indem man ihnen die allerglänzendsten und übertriebensten Aussichten vorspiegelte. — Auf den Straſsen der schottischen Städte wurden von gemietheten Bänkelsängern Lieder abgesungen, welche das Land der Poyas als ein Eldorado anpriesen und zur Auswanderung dahin anfeuerten, und die ganze, in solcher Weise gewonnene Volksklasse wurde dann in zwei groſse Schiffe hineingepreſst und auf die Reise gebracht.

In dem Lande der Poyas selbst waren nicht die geringsten Vorkehrungen zu dem Empfange der Auswanderer getroffen; — weder für ein Obdach, noch für ausreichende Lebensmittel, noch für Nutz- und Betriebsvieh, welches dort bei rechtzeitiger Vorausbestellung so leicht zu beschaffen ist, noch für vorläufige Anpflanzungen oder Aussaaten war gesorgt worden.

Als die Schiffe nach einer langwierigen Fahrt, während welcher schon mancherlei Krankheiten unter den zusammengepreſsten Passagieren ausgebrochen waren, endlich die Mündung des Black river erreichten, konnten sie, weil sie viel zu tief gingen, die Barre des Flusses nicht passiren, sondern muſsten in einer Entfernung von 2 englischen Seemeilen ($\frac{1}{2}$ geographische Meile) von der Küste vor Anker gehen. Durch die Schiffsboote wurden nun die Auswanderer mit ihren geringen Habseligkeiten und mit noch weniger Lebensmitteln schleunigst an das Land, auf den sandigen Seestrand gebracht, von hier in indianischen Pitpans über die Lagune geschifft und auf der niedrigen, nur mit Gras und Gesträuch bewachsenen Bank der La-

gune abgesetzt, woselbst sie weder Hütten, noch andere Einrichtungen zu ihrer Aufnahme, noch irgend welche Lebensmittel, sondern allerdings nur eine Wildniſs vorfanden, während sie nach den ihnen gemachten Vorspiegelungen auf die allerbesten Empfangsvorbereitungen gerechnet hatten. Noch vor beendigter Ausschiffung war die Nacht hereingebrochen, und kaum hatte der letzte Mann das Ufer erreicht, so lichteten die Schiffe ihre Anker und segelten davon.

So befand sich nun die ganze Menge der Auswanderer, in ihren übertriebenen Hoffnungen völlig getäuscht, auf einem kleinen Raume zusammengepreſst, in einem ungewohnten Klima ohne Obdach und ohne Material, sich ein solches sofort zu errichten, ohne Nahrung, ohne Kenntniſs der Landesverhältnisse, kurz entblöſst von allen geeigneten Mitteln, sich selbst zu helfen. Die wenigen in der Nachbarschaft ansäſsigen Indianer, welche bei der Ankunft der Schiffe herbeigeeilt waren, thaten ihrerseits Alles, was in ihren Kräften stand, um wenigstens Lebensmittel herbeizuschaffen, und es unterliegt keinem Zweifel, daſs die Ausgewanderten wären gerettet worden, wenn sie sich sogleich durch das ganze Land vertheilt und einzelnen Indianerfamilien angeschlossen hätten, wo sie einstweilen in den Hütten derselben Unterkommen finden und dann allmälig durch Bearbeitung des Bodens sich ein besseres Loos bereiten konnten.

Dies geschah inzwischen nicht; sie blieben vielmehr — vielleicht aus sehr unbegründeter Furcht vor den Indianern — beisammen — muthlos und rathlos — nur von den, in der nächsten Umgegend gesammelten Früchten und von erlegtem Wilde lebend, in armseligen, aus Baumzweigen schlecht zusammengesetzten Hütten — unfähig, auch wohl zum groſsen Theile unlustig zur Bearbeitung des Bodens, wozu ihnen allerdings sogar die, für das dortige Land geeigneten Saaten fehlten — endlich aber auch mit solchen Gegenständen nicht versehen, welche bei den Indianern in Stelle des Geldes als Tauschmittel dienen.

Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, daſs die,

schon aus den Schiffen mitgebrachten Krankheiten — insbesondere Nervenfieber — sich verschlimmerten und weiter um sich griffen, und dafs — hauptsächlich durch den unmäfsigen Genufs von Früchten — neue Erkrankungen herbeigeführt wurden. Bald traten Sterbefälle ein und einige Leute stürzten in die Lagune und ertranken.

Dazu kam noch ein Umstand, welcher die Indianer den Colonisten völlig entfremdete.

Mac Gregor hatte nehmlich die Thorheit begangen, sich als Cazique des Mosquitolandes förmlich ausrufen zu lassen, und dadurch den Hafs und die Besorgnisse des Königs um so mehr erregt, als über die mifsvergnügte Stimmung der Häuptlinge und des Volks kein Zweifel obwaltete, mithin allerdings für ein kühnes Unternehmen des europäischen Abenteurers günstige Aussichten vorhanden schienen, besonders wenn die grofse Vorliebe der Indianer für die Ansiedler in ihrem Lande überhaupt und zumal für englische Ansiedler mit in Anschlag gebracht wurde.

Der König, auf solche Weise in seiner Herrschaft gefährdet, widerrief daher sogleich die Mac Gregorsche Verleihung, wagte es inzwischen nicht, die Colonisten anzugreifen. Die Indianer selbst zogen sich nun aber gänzlich von denselben zurück, unter welchen inzwischen die schnell wachsende Noth und das, von Europa mitgeschleppte, sonst an der Küste ganz unbekannte typhöse Fieber so grofse Verheerungen anrichtete, dafs alle gesellschaftliche Ordnung aufgelöst und jede Hoffnung auf Begründung einer Colonie verschwunden war.

Die Nachricht von diesem unglücklichen Zustande der Dinge gelangte bald nach Belize, von wo ein Schiff zur Aufnahme der, in fluchwürdiger Weise verführten Opfer eines leichtsinnigen und ohne die geringsten und nothwendigsten Vorbereitungen begonnenen Unternehmens abgesendet wurde.

Von Belize aus zerstreuten sich die Ausgewanderten in alle Welt hin.

Dies ist die Geschichte des Unterganges der Mac Gregor-

schen Colonie, so wie wir sie im Mosquitolande selbst aus völlig glaubwürdigen Mittheilungen erfahren haben, wie sie noch heut zu Tage sogar im Gedächtnisse vieler Indianer aufbewahrt wird, welche mit jenen Unglücklichen in Berührung kamen, und wie sie endlich auch bereits in ihrem Hauptabrisse von Thomas Young mitgetheilt ist *).

Es ergiebt sich hieraus ganz von selbst, was von solchen Darstellungen zu halten ist, welche das Miſslingen dieses Unternehmens als einen Beweis für die ungesunde Beschaffenheit des Klima's der Mosquitoküste anführen.

Auf George Friedrich folgte dessen Halbbruder Robert Carl Friedrich in der Regierung des Mosquitoreiches, wurde gleichfalls in Belize unter ähnlichen Feierlichkeiten, wie sie oben beschrieben sind, gekrönt und von England als souverainer Herrscher anerkannt **).

Er war — wie oben bereits angeführt ist — ebenfalls in Jamaica erzogen, hatte im Ganzen einen höhern Grad von Bildung erreicht, als sein Bruder, theilte mit demselben jedoch ähnliche Vorzüge und ähnliche Schwächen. Er war besonnen, gutmüthig, äuſserst freigebig, aber auch leicht zur Heftigkeit gereizt und ein groſser Freund von Lustbarkeiten und geistigen Getränken. In seiner Umgebung hatte er fast beständig Engländer von Bildung, meistentheils Bekannte von Jamaica her, von denen einige jedoch nicht eben in vortheilhafter Weise scheinen eingewirkt zu haben.

Im Ganzen genommen hat ihm sein Volk manches Gute zu verdanken, denn er hielt auf strenge Ordnung, ernannte für die einzelnen Distrikte und für die gröſseren Dörfer Beamte zur

---

*) Pag. 56. a. a. O.

**) Die Krönung wurde von dem jetzigen Rector Newport in Belize verrichtet, welchen wir selbst kennen gelernt haben, und der von dem Könige, welcher groſses Vertrauen zu ihm hatte, ebenfalls mit der Theilnahme an der Vormundschaft über seine Kinder beauftragt ist.

Wahrnehmung der Polizei und Justiz, hielt mit Strenge, welche nicht selten bis zur Härte ausartete, auf die Erfüllung seiner Befehle und bestrafte begangene Verbrechen ohne Nachsicht. In wichtigen Criminalfällen lieſs er in der Regel einen förmlichen Gerichtshof — nach Weise einer englischen Jury — zusammenberufen, zu welchem er sehr gern zufällig in seinem Lande anwesende Europäer einlud. Es wurde dann eine förmliche Untersuchung angestellt, und war das Verbrechen erwiesen, so erfolgte das Urtheil und die Vollziehung desselben in der Regel auf der Stelle *).

Diebstähle wurden meistens mit dem vierfachen Ersatze, gröbere Verbrechen mit dem Tode bestraft.

Ein von dem Könige, nach der Weise seiner Vorfahren, dem fremden Reisenden verliehenes Zeichen — entweder eine Medaille, ein Ring, ein Stock mit einem silbernen oder goldenen Knopfe und dergleichen Gegenstände, von welchen es bekannt war, daſs sie dem Könige gehörten — galt als ein sicherer Paſs durch das ganze Land, und verpflichtete jeden Indianer, dem es vorgezeigt wurde, in jeglicher, ihm irgend möglicher Weise zur Unterstützung und Weiterbeförderung des Reisenden beizutragen, und es ist uns auf das glaubwürdigste versichert worden, daſs niemals Fälle vorgekommen seien, in welchen diese Zeichen nicht von den gemeinen Indianern und von den Häuptlingen respektirt worden wären.

Dennoch verzweifelte der König an der Möglichkeit, seine Unterthanen auf eine höhere Stufe der geistigen Ausbildung zu führen, nachdem mancherlei, in dieser Beziehung gemachte, meistens ziemlich unpassende Versuche fehlgeschlagen waren **).

---

*) Thom. Young erzählt einen Fall, welchem er selbst beigewohnt hat, p. 26 seq. a. a. O.

**) Wir haben noch in einzelnen Hütten kleine Bilderfibeln und religiöse Schriften vorgefunden, welche er vertheilen lieſs. Sie wurden uns mit groſser Wichtigkeit vorgezeigt, und in einem einzigen Falle kannte ein junger Indianer,

Er schloſs sich nun mit um so gröſserer Vorliebe an die Engländer, überhaupt an Europäer an, als ihm seine eigenen Unterthanen und die Sitten derselben verächtlich erschienen, und nach seiner Ueberzeugung nur dann ein Fortschritt seines eigenen Volkes zu erwarten sei, wenn dasselbe in nähere Berührung und fortdauernden Umgang mit Europäern gebracht würde. Daher suchte er so viel wie möglich Fremde herbeizuziehen und verkaufte und verlieh mehrere bedeutende Landstrecken unter Abtretung aller und jeder Rechte, welche irgend von dem Erwerber gewünscht wurden.

Zum Theil wurden diese Landabtretungen allerdings auch begünstigt durch die fast beständige Geldverlegenheit, in welcher der König sich befand, indem seine Einkünfte — aus den schnell und meistens unvortheilhaft versilberten, von seinen Unterthanen erhobenen Naturalsteuern flieſsend — zur Bestreitung seiner Bedürfnisse um so weniger ausreichten, als er — so lange irgend Mittel vorhanden waren — einen verschwenderischen Haushalt führte, mit freigebiger Hand Geschenke vertheilte und in seiner vorherrschenden Neigung zu Gastgelagen und Lustbarkeiten aller Art sowohl von seiner indianischen, als europäischen Umgebung bestärkt und befördert wurde *).

---

welcher einige Zeit in Belize gelebt hatte, wirklich die einzelnen Buchstaben. Den Uebrigen waren natürlich diese Bücher unerklärliche Räthsel, welche lediglich aus Rücksicht auf die Bilder und als Geschenke des Königs mit Ehrfurcht betrachtet und sorgsam aufbewahrt wurden.

Wir bemerken hierbei zugleich, daſs der König das Englische so geläufig sprach und schrieb, wie ein geborener Engländer. Unter den jetzigen Häuptlingen soll nur der General Lowry Robinson — der Sohn des schon mehrmals erwähnten alten indianischen Generals — aus dem Stamme der Poyas, das Englische gut zu schreiben verstehen.

Wir haben die Bekanntschaft dieses, im Lande sehr gerühmten Mannes nicht machen können, weil er während unserer Anwesenheit nach Truxillo gereiset war.

*) Der König soll für beträchtliche Gebietsabtretungen in Blewfields eine jährliche Rente von 300 Pfd. St. von dem englischen Gouvernement bezogen haben. Diese Rente soll angeblich auch auf seine Nachfolger übergehen und darüber ein förmlicher Vertrag abgeschlossen sein. Es ist uns nicht möglich gewesen, hierüber etwas Näheres und Gewisses in Erfahrung zu bringen.

Während seiner Regierung vermehrten sich die Ansiedelungen besonders in der Gegend von Blewfields, woselbst der König mehrere Gebietstheile an englische Unterthanen abgetreten hatte. Demnächst erwarben verschiedene Engländer sehr beträchtliche Landstrecken an der Carataska-Lagune und am Patook-Flusse, welche bis jetzt noch nicht colonisirt worden sind, und von welchen weiter unten ausführlich die Rede sein wird. Die britische Central-American-Land-Company in London endlich erwarb einen Gebietstheil am Black river — an derselben Stelle, wo schon in alter Zeit die oft erwähnte Niederlassung bestanden und auch Mac Gregor die Anlage seiner Colonie beabsichtigt hatte — und begründete daselbst im Jahre 1839 eine, noch gegenwärtig bestehende Colonie, welche neuerdings in den Besitz einiger Privatpersonen übergegangen ist.

Die Geschichte der Begründung dieser Colonie, welche Thomas Young — der die erste Expedition begleitete — in dem oben bereits allegirten Werke beschrieben hat, ist in vielfacher Beziehung wichtig für jedes ähnliche Unternehmen, und wir erlauben uns daher, die Hauptpunkte hervorzuheben.

Die erste, vorbereitende Expedition wurde auf der Brig „die Rose“ im Juli 1839 nach Cap Gracias a Dios abgesendet, von wo aus die meisten Mitglieder derselben zu Lande, die Güter und Geräthschaften aber auf einem kleinen, alten, unbrauchbaren, dort gemietheten Schiffe im Anfang des März 1840 ohne Lootsen *) nach der Mündung des Black river abgingen.

Das Schiff wagte bei einem heftigen Nordostwinde ohne Lootsen nicht in den Black river einzulaufen, sondern wollte unter dem Schutze der Insel Bonacca günstigern Wind abwarten, lief hier aber auf ein Reef. Nachdem die mit Mühe geretteten, zum Theil beschädigten Güter demnächst an den Ort ihrer Bestim-

*) Es giebt an der ganzen Küste unter den Indianern vortreffliche Lootsen, welche sogar von den englischen Kriegsschiffen gebraucht werden.

mung geschafft waren, wurde daselbst mit den Einrichtungen zur Aufnahme der ersten Colonisten vorgeschritten und unter dem Namen „Fort Wellington“ eine Niederlassung begründet.

Den weiteren Verlauf schildert der Augenzeuge Thomas Young*) folgendermaſsen:

„Die Rose war bestimmt, vom Cap Gracias a Dios mit Ballast nach Cuba zu gehen, dort Kupfer für England einzunehmen und dann von England mit fernern Hülfsmitteln zu uns zurückzukehren, weil wir nur auf sechs Monate ausgerüstet waren. Das Schiff sollte dann seine Reisen hin und zurück fortsetzen. Unglücklicherweise befrachtete aber unser Superintendent das Schiff mit Mahagoni für England, anstatt es über Cuba nach Hause zu schicken. Die Certepartie war so geschlossen, daſs weder der Tag, wenn das Schiff unter Segel gehen sollte, noch der Hafen, wohin es gehen sollte, bestimmt war, so daſs es in dem einen Hafen auf Ordre warten muſste, um dann nach einem andern geschickt zu werden.“

„So kam es, daſs das Schiff erst dreizehn Monate nach seiner ersten Reise von England wieder in London eintraf.“

„Alles gerieth dadurch in Unordnung; die Gesellschaft in London wuſste nichts von dem Verfahren ihres Superintendenten, welcher mit uneingeschränkter Vollmacht bekleidet war, und wir warteten täglich auf frische Zufuhr. Man hatte unserem Superintendenten hinlängliche Erfahrung zugetraut, welcher wir inzwischen wenig zu verdanken hatten, indem wir durch seine schlechte Verwaltung in Leiden und Schwierigkeiten geriethen. Viele von den Gütern, welche die Rose herausgebracht hatte, waren gröſstentheils schlecht geeignet für ein uncultivirtes Land und für die Bedürfnisse seiner Bewohner, und wir verloren den Muth, als die Zufuhr von England ausblieb.“

„Wir sahen unsere brauchbaren Güter für Arbeitslohn und Lebensmittel fortgegeben, als unsere eigenen Vorräthe verzehrt

*) Pag. 66 seq. a. a. O.

waren. Zehn Acker Landes waren gereinigt, vier Acker mit Cassava bepflanzt, von welcher es sich hinterher auswies, daſs sie von der bitteren Sorte war. Zwei gröſsere und drei kleinere Häuser waren für die erwarteten Auswanderer errichtet worden, — als aber die Karaiben und Eingeborenen fanden, daſs wir nichts mehr übrig hatten, um ihre Arbeit zu vergelten, weigerten sie sich, weiter zu arbeiten."

„Unser Superintendent hatte einige Hülfsmittel von Truxillo und Belize erhalten, und er würde mehrere bekommen haben, wenn er sie bestellt hätte. Dies wurde vernachlässigt. In solcher Weise gerieth Fort Wellington in den Zustand völliger Zerrüttung und war entblöſst von den nothwendigsten Bedürfnissen des Lebens, anstatt eine Pflanzung und ein gastlicher Zufluchtsort für neue Ankömmlinge zu sein."

„Man befahl uns, Häuser für die erwarteten Auswanderer zu erbauen, wir besaſsen aber keine Mittel, dies zu thun. Wenn das Thun eben so leicht wäre, als das Wissen, was zu thun — so hätten wir wohl Häuser bauen können."

Man sieht aus dieser Darstellung deutlich genug, mit welcher geringen Umsicht auch bei der ersten Begründung dieser Colonie zu Werke gegangen wurde.

Im Februar 1841 langte endlich die Rose wieder am Black-Flusse an, reichlich beladen mit Hülfsmitteln aller Art für die Colonie, aber auch vollgepreſst mit Schweinen, Schaafen, Hunden, türkischen und andern Hühnern, Enten u. s. w. und mit 37 Passagieren. Der üble Duft, welchen das Schiff verbreitete, war schon in einiger Entfernung zu spüren und ein, vom Fort Wellington auf die Brig gesendeter Diener wurde davon betäubt und erkrankte.

Noch bevor die Güter und alle Passagiere gelandet waren, ereignete sich nun das Unglück, daſs die Brig durch einen plötzlich auftretenden Sturm *) auf den Strand geworfen wurde. Die

*) Die erste Hälfte des Februar gehört noch zur Winterzeit und meistens

Güter und Passagiere wurden gerettet. Nun brach aber das typhöse Fieber unter den Ankömmlingen aus und es starben acht Personen *).

Der Augenzeuge Thomas Young sagt hierüber Folgendes:

„Das Typhusfieber, eine im Lande völlig unbekannte Krankheit, ergriff einige von den mit der Rose angekommenen, aber keinen Anderen, und es ist völlig klar, daſs der Keim zu dieser Krankheit schon während des Aufenthaltes im Schiffe gelegt war. Einige von den Passagieren litten an intermittirenden Fiebern, welche sie sich gröſstentheils durch ihre eigene Unklugheit zugezogen hatten.“

„Die Meisten von ihnen waren arm, hatten selbst für einen kurzen Zeitraum keine ausreichenden Subsistenzmittel, waren der Arbeit, welche in solchen Climaten erforderlich ist, ungewohnt, besaſsen keine solche Gegenstände, für welche sie Eingeborene zur Arbeit hätten dingen können, und befanden sich in völliger Unbekanntschaft mit Allem, was sie hätten wissen sollen.“

„Das Miſsgeschick, welches uns traf“ — fährt Thomas Young fort — „kann ich nur der Unerfahrenheit und den schlechten Vorkehrungsmaſsregeln beimessen. Wenn die Rose wäre nach Cuba geschickt worden, so wäre sie nicht 16 Monate fortgeblieben; wenn nicht so viele lebende Thiere und Neben-Passagiere — sieben Spanier — auf den groſsen Canarien an Bord genommen wären, so hätte das Schiff seinen Bestimmungsort rein erreicht.“

„Auch war noch ein anderes Schiff von den groſsen Canarien mit lebenden Thieren u. s. w. für den Black river beladen, welches aber gar nicht angekommen ist.“

„Wenn man ferner süſse Cassava gesäet hätte, so wäre nicht

---

an der Scheide der Jahreszeiten treten heftige, wenn auch nicht lange anhaltende Stürme auf.

*) Es waren darunter zwei bejahrte Leute, eine Frau kurz nach der Entbindung, ein Mädchen von 15 oder 16 Jahren und drei Kinder.

bittere reif geworden; wenn der Superintendent den Befehlen der Geſellschaft Folge geleistet hätte, so wären Anpflanzungen und Häuser zur rechten Zeit in Bereitschaft gewesen; wenn unser Schiff — bei seiner ersten Ausreise — ganz mit passenden, den Landesverhältnissen angemessenen Gütern wäre befrachtet worden, so hätte viel mehr geschehen können, und wenn endlich alle Diener der Gesellschaft ihre Schuldigkeit gethan hätten, wäre viel Jammer und Elend abgewendet worden.“ —

So weit Thomas Young über diesen Gegenstand.

Es kann hiernach auch wohl nicht auffallen, daſs diese, unter so ungünstigen Verhältnissen begründete Colonie seit den fünf Jahren ihres Bestehens nur wenige Fortschritte gemacht hat.

Denn gerade von den ersten, zur Aufnahme der Auswanderer getroffenen Einrichtungen hängt das ganze Schicksal einer, in jenen Gegenden zu begründenden Niederlassung ab.

Wir erlauben uns, hier nur noch das Hauptsächlichste über die Rechtsverhältnisse dieser Colonie hinzuzufügen, so wie wir dasselbe von dem jetzigen Superintendenten erfahren haben.

Die Colonisten sind englische Unterthanen geblieben und stehen unter Englands Oberhoheit und Schutz. Sie schlichten ihre Rechtsfälle jeglicher Art durch eine, nach Maſsgabe des englischen Gerichtsgebrauches, aus ihrer Mitte gewählte Jury, bei welcher der Superintendent das Amt des Chairmans (Präsidenten) verwaltet. Der Superintendent hat zugleich die exekutive Gewalt und ist die erste Polizeiperson.

Es liegt in der Natur der Sache, daſs die Colonisten sich zwar die englischen Gesetze, so weit sie damit bekannt sind, als Norm bei Beurtheilung ihrer Rechtsfälle dienen lassen, daſs aber die meisten Entscheidungen lediglich von dem Billigkeitsgefühle des Gerichtshofes abhangen, wobei nicht bloſs auf etwa bekannte Präcedenzfälle, sondern auch auf die, in jenem Lande selbst obwaltenden allgemeinen und besonderen Verhältnisse, ja sogar auf die indianischen Rechtsgewohnheiten Rücksicht genom-

men wird. Ein positives Recht existirt demgemäſs für die Colonie überhaupt noch nicht, sondern ist eben erst in der Bildung begriffen.

Schwere Criminalverbrechen der englischen Bewohner sind noch nicht vorgekommen, so daſs die Frage noch nicht erörtert ist, was in solchen Fällen geschehen solle.

Der Superintendent war der Ansicht, daſs in solchen Fällen der Verbrecher so lange detinirt werden müsse, bis er nach England selbst, oder nach Belize, oder nach einer anderen, förmlich organisirten englischen Colonie könne abgeliefert werden.

Dem Mosquitokönige, welcher das Gebiet ohne allen Vorbehalt abgetreten hat, steht keinerlei Jurisdiction über die Colonisten zu. Kommen wichtige Criminalfälle mit den, im Lande noch ansässigen oder darin zufällig anwesenden Indianern vor, so ist bisher stets der nächste indianische Oberbeamte — der am Plantain-Flusse wohnende Häuptling und Statthalter Lowry Robinson — sogleich davon benachrichtigt und demselben entweder der Verbrecher zur Bestrafung überliefert worden, oder der Statthalter hat selbst der Gerichtssitzung beigewohnt und das gefällte Urtheil vollstrecken lassen.

In ähnlicher Weise sind die Verhältnisse der Colonie in Blewfields geordnet.

Wie sehr aber auch der König Robert Carl Friedrich durch Abtretung von Ländereien an Europäer bemüht war, für sein Volk eine civilisirte Nachbarschaft zu gewinnen, so geschah doch während seiner Regierung, mit Ausnahme der vorgedachten Niederlassung am Black river und der allmäligen Ausbreitung der Colonie in Blewfields, nur wenig in dieser Beziehung. Denn die meisten Ueberlassungen von Land geschahen an Privatpersonen in der Umgebung des Königs, welche für sich allein nicht genugsame Mittel zur Errichtung von Colonien besaſsen, und zur Errichtung von Gesellschaften zu diesem Zwecke war, wenigstens in England, der Zeitpunkt um so weniger günstig, als theils die

groſsen Eisenbahnbauten, theils die Retablirung der westindischen, durch die Negeremancipation völlig in Verfall gerathenen Colonien ein näher liegendes Interesse darboten und groſse Capitalmassen in Anspruch nahmen.

Auf den König machte diese Verzögerung seines Lieblingsplanes, der geringe Erfolg seiner anderweiten, auf die Civilisirung seines Volkes gerichteten Bestrebungen, endlich auch der oben schon ausführlich erwähnte Grenzstreit mit Nicaragua einen sehr ungünstigen Eindruck, den er durch Lustbarkeiten und durch den Genuſs geistiger Getränke zu verwischen suchte. Seine Gesundheit wurde schwankend, und schon im Jahre 1840 fand er sich bewogen, bei dem obersten Gerichtshofe von Honduras in Belize sein Testament niederzulegen.

Von diesem in mehrfacher Beziehung interessanten Documente haben wir eine beglaubigte Abschrift sub No. 3. der Beilagen angefügt.

Der König ernannte darin, für den Fall seines Todes während der Minderjährigkeit seines Erben, eine Regentschaft unter Vorsitz des damaligen Gouverneurs von Englisch-Honduras, Colonel Mac Donald, traf ferner Bestimmungen rücksichtlich der Erziehung seiner Kinder und wegen Begründung der Anglikanischen Kirche in seinem Lande, und empfahl endlich sein Reich der ferneren Protection Englands.

In den letzten Jahren seines Lebens faſste er noch den Gedanken auf, vielleicht durch Organisation einer Art regulairen Militairs, oder wenigstens durch zeitweise militairische Uebungen, den allgemeinen Culturzustand seines Volkes heben zu können.

Er ernannte daher den englischen Capitain Mathew Henry Willock zum General-Capitain seines Reiches. Auch die hierüber sprechenden Urkunden haben wir den Anlagen sub No. 4 und 5. in beglaubigter Abschrift beigefügt *).

*) Die Originale dieser Urkunden werden am Cap Gracias a Dios von dem

Noch bevor es jedoch zur völligen Ausführung dieser Maſsregel kam, starb der König zu Anfang des Jahres 1842.

Er hinterlieſs vier unmündige Kinder, zwei Söhne und zwei Töchter.

Der Erbe seines Landes, George William — gegenwärtig 14 Jahr alt — wird in Blewfields erzogen; den zweiten Prinzen, Clarence, brachte der Gouverneur von Belize, Colonel Mac Donald, nach England, woselbst er sich noch gegenwärtig befindet und seine Erziehung erhält.

Schon während der letzten Krankheit des Königs hatte auf sein Verlangen und nach Maſsgabe der vorerwähnten testamentarischen Bestimmung die von ihm mit der Regentschaft seines Landes beauftragte Commission dieses Geschäft angetreten und zunächst Magistraturen für die einzelnen Distrikte, besonders für die an der Küste belegenen Landstriche ernannt. Diese Ernennungen wurden in Form von Patenten gedruckt und unter dem Siegel und der Unterschrift des Gouverneurs von Belize auf den Grund der „von Seiner Majestät dem Könige der Mosquitonation“ ertheilten Macht und Autorität erlassen. Beglaubigte Abschrift eines solchen Patentes, ausgestellt für den Herrn Haly auf Cap Gracias a Dios, haben wir in der Anlage sub No. 6. beigefügt.

Seit dem Tode des Königs besteht die Regentschaft aus folgenden Personen:

1) Colonel Mac Donald, ehemaliger Gouverneur von Englisch-Honduras, gegenwärtig in Ostindien.
2) Patrik Walker, gegenwärtig englischer General-Consul und politischer Agent für die Mosquitoküste in Blewfields;
3) Rector Newport, erster Geistlicher der Anglikanischen Kirche in Belize;

---

ehemaligen Secretair des Königs, Herrn S. T. Haly, aufbewahrt, der sie uns mitgetheilt hat. Herr Haly ist gegenwärtig Commandant für den Distrikt vom Croach-Flusse bis zum kleinen Nord-Creek.

4) G. R. Brown, gegenwärtig in London;
5) Th. Fox Strangways, Königl. englischer Major der reitenden Artillerie, gegenwärtig in England;
6) Wm. Barron, gegenwärtig in London, und
7) Major Hodgson Cadogan, gegenwärtig auf seinem Gute Bushbrune Priory, Northumberland.

Die Verwaltung des Mosquitolandes selbst ist in folgender Weise regulirt worden:

Das ganze Land ist in drei Provinzen getheilt und für jede derselben ein Statthalter aus den Häuptlingen ernannt worden, welchem das Recht über Leben und Tod zustehet. Die Colonien stehen, von diesen Statthaltern völlig unabhängig, unter ihrer eigenen Jurisdiction. Für jede Provinz sind Unterbeamte von der Regentschafts-Commission selbst ernannt, welchen die Ausübung der Polizei und Justiz für bestimmte Distrikte übertragen ist.

In dieser Weise wird gegenwärtig die Verwaltung des Landes bis zur Volljährigkeit des Kronprinzen, welche mit dem 15ten oder 16ten Jahre beginnt, gehandhabt.

Die Einwirkung der Regentschafts-Commission hat sich lediglich auf diese Organisation erstreckt, indem die meisten Mitglieder bald nach dem Tode des Königs Amerika verlassen haben, ohne daſs Nachfolger oder wenigstens Stellvertreter ernannt wären, und es ist bei der nahe bevorstehenden Volljährigkeit des Königs unzweifelhaft, daſs eine Zusammenberufung der Regentschaft um so weniger stattfinden wird, als die äuſseren und inneren politischen Verhältnisse des Mosquitolandes gegenwärtig in keinerlei Weise gefährdet erscheinen.

Staatsverfassung.

Schon aus dem Vorstehenden ergiebt sich die Form der Staatsverfassung. Sie ist absolut monarchisch und die Krone wird in der männlichen Linie nach dem Rechte der Erstgeburt vererbt.

Geschriebenes Recht existirt nicht, wohl aber hat sich ein Gewohnheitsrecht gebildet, welches durch Tradition forterbt und genau beobachtet wird.

Eine bestimmte Abgrenzung einzelner Stände ist nicht vorhanden, jedoch stehen die ehemaligen Häuptlingsfamilien der allmälig von den Herrschern der Sambos unterworfenen Stämme noch immer bei ihren Stammgenossen dadurch in Ansehen, daſs sie von dem Könige des Mosquitolandes meistentheils mit den ersten Beamtenstellen in ihren Distrikten bekleidet und daher stets als die nächsten und ersten Diener des Königs betrachtet worden sind.

In diesen Familien — mit einigen derselben haben wir längere Zeit im Umgange gestanden — herrscht auch unzweifelhaft eine viel gröſsere Bildung, als unter der indianischen Volksmasse, und dieser Umstand trägt in der That besonders dazu bei, ihnen einiges Uebergewicht zu verleihen.

Die Häupter dieser Familien sprechen in der Regel das Englische ziemlich geläufig, einige derselben verstehen es auch zu lesen und zu schreiben.

In Bezug auf die Lebensweise inzwischen weichen auch die Mitglieder dieser Familien von den übrigen Indianern nicht ab.

B. Die gegenwärtig im Mosquitolande verkäuflichen Gebiete.

1. Das Gebiet, welches der Mosquitokönig Robert Carl Friedrich den Capitains Willock und Alexander abgetreten hat.

Verleihungs-Urkunde und Gültigkeit derselben.

Nach der sub No. 7. der Beilagen in beglaubigter Abschrift beigefügten Urkunde vom 24sten Juni 1841 hat der König Robert Carl Friedrich dem Capitain Mathew Henry Willock

und dem Capitain Arthur Alexander ein Landgebiet an der Carataska-Lagune verliehen, dessen möglichst genaue Erforschung der Hauptgegenstand unseres Auftrages war.

Die Rechte, welche zugleich mit dem Eigenthum dieses Gebietes abgetreten sind, erhellen aus der Urkunde selbst vollständig und bedürfen daher hier weiter keiner Erwähnung.

Wir haben uns davon überzeugt, dafs die Urkunde in dem Registraturbuche des Mosquitoreiches, welches sich gegenwärtig im Verwahrsam des Capitain Haly, der ersten Magistratsperson zu Cap Gracias a Dios, befindet, richtig eingetragen ist.

Die Eintragung stimmte mit der, diesem Berichte beigefügten Abschrift und mit der in London befindlichen Originalurkunde wörtlich überein.

Aufserdem fanden wir die Urkunde auch in dem Register office zu Spanish Town, der Hauptstadt von Jamaica, in folgender Weise eingetragen:

1) Im Patentbuche No. 39. fol. 134. Copie des Originalpatentes oder Grants über Land von Robert Carl Friedrich, König der Mosquitonation, über das an Mathew Henry Willock und Arthur Alexander am 24sten Juni 1841 geschenkte Landgebiet; — eingetragen den 2ten November 1841.

Diese Abschrift stimmt vollständig mit der im Anhange beigefügten Abschrift, so wie mit dem von uns in London verglichenen Originale überein.

2) Im Deeds-Buche No. 845. fol. 37. ist eine Cession dieses Landgebietes Seitens der Capitains Willock und Alexander an Jos. Pile vom 2ten November 1841, unterm 2ten April 1842 eingetragen.

3) In demselben Buche fol. 138. befindet sich die Rückcession über die Hälfte dieses Gebietes Seitens des Jos. Pile an den M. H. Willock vom 7ten April 1842, unterm 14ten April 1842, und fol. 139. desselben Buches endlich die Rück-

cession über die andere Hälfte dieses Gebietes Seitens des Jos. Pile an den Capitain Arthur Alexander vom 14ten ejusd. m. et a. eingetragen *).

Auſserdem haben wir über diese Landverleihung sowohl mit dem englischen General-Consul Walker, gegenwärtig in Blewfields, als mit dem Rector Newport zu Belize, den beiden einzigen zur Zeit in Mittelamerika anwesenden Mitgliedern der Regentschaft des Mosquitoreiches, vollständige Rücksprache genommen und von beiden die Versicherung erhalten, daſs gegen die Gültigkeit dieser, in dem Registraturbuche des Mosquitoreiches eingetragenen, ihnen selbst wohl bekannten Verleihung in keinerlei Beziehung ein Bedenken obwalte, daſs vielmehr die baldige Benutzung dieser Verleihung und die Besitzergreifung des verliehenen Landes durch Colonisten einer mit England befreundeten Nation, sowohl für diesen alten Bundesgenossen des Mosquitovolkes, als für dieses letztere selbst, nur im höchsten Grade wünschenswerth sei.

Dieselbe Versicherung hat uns demnächst auch ein drittes Mitglied der Regentschaft, der gegenwärtig in London ansässige Kaufmann G. R. Brown ertheilt.

Endlich haben wir uns auch aus den am Cap Gracias a Dios aufbewahrten Urkunden davon überzeugt, daſs die Verleihung, auf deren Grund die Colonie am Black river errichtet ist, so wie die übrigen Verleihungen, in ganz ähnlicher Weise ausgestellt sind. Gegen die Richtigkeit und Gültigkeit der Urkunden des Willock und Alexander dürfte daher kein Zweifel stattfinden.

---

*) Wir bemerken hierbei zugleich, daſs wir die Patentbücher in dem Register Office zu Spanish Town ganz speciell untersucht und, auſser der oben erwähnten Eintragung, keine anderweiten Eintragungen über Landverleihungen oder Landabtretungen Seitens der Könige des Mosquitoreiches während des ganzen Zeitraumes vom Jahre 1791 ab bis zum 3. Juni d. J. — dem Tage unserer Untersuchung — vorgefunden haben.

Grenzen und Gröſse.

Die Grenzen des Gebietes, welches durch diese Urkunde abgetreten und gegenwärtig zum Verkaufe ausgeboten ist, sind in der Urkunde selbst folgendermaſsen bestimmt:

Es soll in einer Entfernung von einer Meile von dem äuſsersten Westrande der Carataska-Lagune eine Linie in der Richtung von Nord-Nord-Ost bis zur Meeresküste, und in der Richtung von Süd-Süd-West nach dem Innern zu so weit gezogen werden, bis dieselbe mit einer andern Linie zusammentrifft, welche von der Mündung des Tobuncana- (oder kleinen schwarzen) Flusses nach Westen bei Süden gezogen wird. Diese Linien sollen die Grenzen im Innern bilden, und dadurch ist auch zugleich die Grenze an der Seeküste bestimmt, indem dieselbe von der Mündung des Tobuncana-Flusses bis zu demjenigen Küstenpunkte läuft, welchen die vorstehend zuerst gedachte, eine Meile westlich von der Carataska-Lagune gezogene Linie trifft.

Die Gestalt dieses Gebietes ist demgemäſs ein Dreieck.

Die Grenze gegen die See hebt von der Mündung des Tobuncana-Flusses genau unter 15° 3,5′ N. Br. und 83° 17,5′ W. L. an, läuft circa 64 englische oder 16 geographische Meilen die Küste hinauf bis zu dem vorstehend schon deutlich bezeichneten Küstenpunkte, welcher genau unter 15° 40′ N. Br. und 84° 8′ W. L. liegt.

Von diesem Punkte läuft die Landgrenze in der Richtung von Süd-Süd-West 55 englische oder $13\frac{3}{4}$ geogr. Meilen in das Innere des Landes bis zu der Spitze des Dreiecks, welches genau unter 14° 49,5′ N. B. und 84° 30′ W. L. liegt, und von hier endlich 70 englische oder $17\frac{1}{2}$ geogr. Meilen weit bis zur Mündung des Tobuncana-Flusses.

Da nun die Grundlinien dieses Dreiecks (die Seeküste) 64 englische Meilen, und die Höhe desselben 54 englische Meilen beträgt,

so beläuft sich der Flächeninhalt des ganzen Gebietes auf 1728 englische oder 108 geographische Quadratmeilen.

Auf den beigefügten Karten ist dieser Landstrich genau bezeichnet.

Dieses Gebiet haben wir, so weit es der Mangel an Wegen und Stegen und die bedeutende Anschwellung der Wasserläufe während der Frühlingsregenzeit irgend möglich machte, nach verschiedenen Richtungen durchreiset und uns von der Beschaffenheit des Bodens und den Erzeugnissen desselben in möglichst vollständige Kenntniſs gesetzt, wobei wir zu nachfolgenden Resultaten gelangt sind.

Beschaffenheit des Bodens.

Im Allgemeinen trägt die Bodengestaltung dieses Landstrichs dasselbe Gepräge, welches bereits oben bei der Mosquitoküste überhaupt geschildert ist, indem das Land von der Seeküste aus in wellen- oder rückenförmigen Hebungen und Senkungen nach dem Innern zu höher hinansteigt. Die Thäler sind üppige Savannen, die Hebungen mit Busch und Wald bedeckt.

In der geraden Richtung von der Seeküste nach der Spitze des Dreiecks treten, wie dies in allen besseren Karten angedeutet ist, in einer Entfernung von circa 36 englischen oder 9 deutschen Meilen zwischen dem Carthago-Flusse und den Quellen des Croach-Flusses zwei flache Ausläufe der aus dem Innern sich herabziehenden Höhenzüge auf.

Eben so tritt westlich vom Carthago-Flusse ein zwischen diesem Flusse und einem Arme des Patook streichender Höhenzug auf, welcher sich bis zum Ibentarra-Flusse auf eine Entfernung von etwa 18 englischen oder 4½ geographischen Meilen von dem Südrande der Carataska-Lagune hinzieht.

Auch dieser Höhenzug findet sich auf den bessern Karten bezeichnet.

Der Strand unmittelbar neben der See ist flach und sandig. Längs demselben zieht sich von der Mündung des Tobuncana-Flusses bis zum Cap False, in einer Entfernung von circa 100 Schritt von der See, eine theils aus Seesand, theils aus Thon und Sand gemischte Dünenkette fort, welche in verschieden gestalteter Hügelform, an mehreren Stellen bis zu 50 und mehreren Fuſs, sich erhebt und gröſstentheils mit dichtem Rasen, üppigem Buschwerk und Wald bedeckt ist.

Die Breite dieser Hügelkette ist sehr verschieden, indem sie an einzelen Stellen nur wenige Fuſs, an anderen mehr als eine deutsche Viertelmeile beträgt.

An den niedrigen Stellen herrscht die Fächerpalme, auf den höheren der Mahoe und die Mangrovie vor.

Landeinwärts dehnt sich — auf dieser Strecke vom Tobuncana-Flusse bis in die Nähe des Cap False — eine weite, mit üppigem Grase bedeckte, 6 bis 7 englische Meilen breite Savanne aus, deren niedrigere Flächen zur Regenzeit überschwemmt werden, und in welchen wir mehrere Heerden wilder oder verwilderter Pferde umherstreifen sahen, auf welche vergeblich Jagd gemacht wurde.

Der Boden dieser Savanne, durch welche nur einzelne Indianerjagdsteige nach der hinter derselben befindlichen, höher belegenen Waldung hinlaufen, ist zum Theil sandig, zum Theil ein Gemische aus humusreichem Thon und Sand, mit einem Untergrunde von Seesand. So weit wir in diese Savanne hineinritten, selbst an den Stellen, welche bei der damals schon eingetretenen Regenzeit unter Wasser standen, fanden wir den Boden überall fest und — so wie überhaupt in allen Savannen, welche wir untersucht haben — keine Spur von Sumpf oder Moor.

Das Regenwasser floſs in den tiefer getretenen Indianersteigen wie in einem Fluſsbette nach dem Strande zu und sammelte

sich hier aus Mangel an Abfluſs, welcher durch die vorliegenden Dünen verhindert wird, auf den niedrigen Flächen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daſs durch geeignete Abzugsgräben auch der gröſste Theil dieser tiefsten Savanne, welche wir an der Küste gefunden haben, könnte trocken gelegt werden.

Die Ueppigkeit des Graswuchses in diesen Flächen ist auſserordentlich und läſst sich mit ähnlichen Verhältnissen in Europa nicht vergleichen.

An vielen Stellen wächst das Gras 5 und mehrere Fuſs hoch. Von irgend einer Cultur ist natürlich nie die Rede gewesen und selbst abgebrannt wird nur ein kleiner Theil dieser Savanne in der Nähe des Cap False, wo einige Indianer wohnen.

Hinter dieser Savanne zieht sich in der vorher angegebenen Entfernung fast parallel mit der See ein, mit dichtem und zur Zeit undurchdringlichem Gebüsch und mit Waldung bedeckter Landrücken fort.

In der Gegend des Cap False hebt sich der waldbedeckte Dünenzug höher und bildet eine, gegen die See hin durch dichte Waldung begrenzte, hoch und völlig trocken belegene, von einzelnen Hügeln unterbrochene Fläche, auf welcher üppige, weite Grasstrecken und herrliche Baumgruppen wechseln.

Dieser Theil des Landes hat ganz das Ansehen eines schönen, von kunstverständiger Hand angelegten Parks mit Weidetriften und wohlgeordneten Baumgruppen.

Südwestlich vom Cap False liegt längs beiden Ufern des Croach river ein reiches Land mit fruchtbarem, humusreichem Boden, gegen das Innere hin von grasreichen Savannen und dichten Waldungen begrenzt, welche sich an vielen Stellen bis zum Flusse hinziehen. Hier gedeiht die Banane und Plantane in der üppigsten Fülle, woher daselbst auch einige Pflanzungen von den Indianern angelegt sind. Nach der einstimmigen Versicherung der Indianer sollen die, weiter stromaufwärts belegenen Waldungen Cedrelenbäume (welche das unter dem Namen Zucker-

kistenholz bekannte Holz liefern) von vorzüglicher Güte, Mahagoni aber nur an einzelnen Stellen enthalten *).

Das Cap False und die Ufer des Croach-Flusses scheinen uns für Ansiedelung vorzüglich geeignet, da sie gesund belegen sind und für Ackerbau und Viehzucht die besten Erfolge versprechen. Nordwestlich von der Mündung des Croach-Flusses ist die, längs der Meeresküste hinlaufende Düne mehr abgeflacht und bis auf eine Entfernung von etwa 4 englischen oder 1 deutschen Meile mit Wald bedeckt.

Hier ist am Rande einer fruchtbaren Savanne, auf welcher mehrere Cocosnuſsbäume vortrefflich gedeihen, der Wohnsitz eines Sambo-Häuptlings, James Grey, bei welchem wir einige Tage verweilt und die benachbarten Gegenden untersucht haben. Dieses sogenannte Indianerdorf besteht aus fünf Hütten, in welchen der Häuptling mit seiner etwa 16 Köpfe starken Familie wohnt. Die benachbarte Savanne ist hoch und trocken belegen und wird auch während der Regenzeit nur theilweise überschwemmt, indem das Wasser freien Abfluſs in die See hat.

Die nordwestlich von diesem Punkte, zwischen der See, dem Kaukari-Flusse und der Carataska-Lagune belegene, 6 englische oder 1½ geographische Meilen breite und etwa 16 englische oder 4 geographische Meilen lange Landzunge ist eine hoch und trocken belegene Savanne mit leichtem, aber fruchtbarem und humusreichem Boden, dessen Untergrund theils aus Seesand, theils an einigen Stellen nach der Lagune zu, aus Thon besteht, und wird sowohl nach der See, als nach dem Flusse hin, durch Waldstreifen begrenzt, welche in wechselnder Breite kleinere, tiefer gelegene, von dem üppigsten Grase bedeckte Wiesenflächen einschlieſsen.

---

*) Wir konnten den Fluſs, welcher stark angeschwollen war und viele Baumstämme trieb, in den gebrechlichen Canoes nicht bis zu den entfernter belegenen Waldungen hinaufschiffen.

Auch diese Landstrecke erschien uns zur ersten Niederlassung für Colonisten ganz vorzüglich geeignet.

Der Hügelzug am Strande gewährt einen vortrefflichen, der kühlen Seebrise stets ausgesetzten Bauplatz für die Wohnungen; das dicht dahinter belegene Gehölz, aus edlen Nutz- und Fruchtbäumen bestehend, mit reichem, jungfräulichem Boden und mit herrlichen schattenreichen Wiesenflächen, kann ohne groſse Mühe für jeglichen Zweig des Gartenbaues und der Viehzucht benutzt werden; die sich anschlieſsende Savanne bietet treffliché Weideplätze dar, und das Ganze endlich wird durch das waldige Ufer des Kaukari-Flusses begrenzt, welcher die bequeme Heerstraſse zur Erreichung und Benutzung der weiter im Innern belegenen Waldungen und zum Verkehre mit den reichen Gegenden am südlichen Ufer der Carataska-Lagune bildet.

Am Kaukari-Flusse liegt das indianische Dorf Kaukari, dessen schon Orlando Roberts (a. a. O. p. 155) gedenkt, und welches früher eine zahlreiche Einwohnerschaft soll enthalten haben. Jetzt sind nur noch wenige, zerstreute, elende Hütten vorhanden.

Vor zwei Jahren haben die, durch einen von Belize zurückkehrenden Indianer eingeschleppten Menschenblattern den gröſsten Theil der Bewohnerschaft fortgerafft. Ganze Familien sind ausgestorben und ihre Hütten stehen mit dem geringen, zerbrochen und zerstreut noch umherliegenden Hausgeräth wüst und zerfallen da *).

Zwischen dem Kaukari-, dem Warunto- und dem Locca-

*) Es mag hierbei bemerkt werden, daſs die Pocken von den Indianern eben so sehr gefürchtet werden und in der That ärgere Verwüstungen anrichten, als in der alten Welt die Pest. Die Indianer an der Küste, welche mit den Engländern im Verkehr stehen, haben bereits einen Begriff von den Schutzblattern. Mit der gröſsten Bereitwilligkeit und Freude drängten sie sich zur Impfung, die Dr. Müller mit Lymphe versuchte, welche von Stettin mitgenommen war. Leider blieb dies ohne Erfolg, weil die Lymphe während der langen Seereise gelitten hatte.

Flusse dehnen sich an den hoch belegenen Ufern der Carataska-Lagune, welche in leichtem sandigen Boden schöne Waldungen von Kiefern, Cedrelen und Harzbäumen tragen, höchst fruchtbare Savannen aus. An den Rändern derselben laufen eigenthümliche, hügelförmige Erhöhungen, wie Wälle oder Dünen, in einer Höhe von 8 bis 30 Fuſs fort, welche theils mit Gras, theils mit reicher Waldung bedeckt sind. Der Boden besteht hier aus einem äuſserst humusreichen Gemische von Thon und Sand und hat das Ansehen der besten europäischen Gartenerde. Der Untergrund besteht aus Thon und Seesand. In der Nähe der Fluſsufer liegt unter einer Schicht humusreicher Erde von 3 bis 5 Fuſs — Seesand, in den Savannen Thon, oder auch Thon mit Kies gemischt *). Der Feuchtigkeitsgehalt der Erde war beträchtlich, wie dies während der Frühlings-Regenzeit auch nicht anders sein konnte.

Hier liegen die Landschaften Locca und Matra, auf deren fruchtbaren Fluren eine Menge schöner Rinderheerden, halb gezähmt, halb in verwildertem Zustande umherstreifen. — Die Indianer sind des Lobes dieser Gegenden voll, denn hier wächst die Cocospalme, die Plantane und Banane, der Kakao und das Zuckerrohr in viel gröſserer Ueppigkeit, als in den Landstrichen zunächst der Seeküste. Die wenigen hier belegenen Indianerdorfschaften gelten für die reichsten. Sie werden von Indianern bewohnt, welche weniger Negerblut zu enthalten scheinen, als die Sambos, und sich durch ungemeine Friedfertigkeit und Gutmüthigkeit auszeichnen. Auch unter ihnen haben die Menschenblattern entsetzliche Verheerung angerichtet.

In diesem Theile des Landes verspricht eine, irgend geregelte Ackercultur die reichsten Erfolge, denn hier würde ganz

---

*) Es bedarf wohl kaum der Erwähnung, daſs wir den Untergrund nur an einzelnen Stellen untersuchen konnten. In der Regel geschah es nur da, wo zum Uebernachten Halt gemacht wurde; jedoch lieſsen wir auch mehrmals während der Reise halten und untersuchten die Bodenverhältnisse.

unzweifelhaft Zucker, Tabak, Reis, und auf den Hügeln der Kaffe vorzüglich gedeihen.

Die etwa 6 geographische Meilen lange und $\frac{1}{8}$ bis über 1 geographische Meile breite Landzunge, welche sich vom Eingange der Carataska-Lagune bis zur nordwestlichen Grenze des Gebiets erstreckt, besteht aus einem, nach der See und nach der Lagune abgedachten, 40 bis 60 Fuſs hohen Hügelzuge, welcher zum Theil mit Gebüsch bedeckt ist, kleine Grasplätzchen einschlieſst und einen, aus schwarzer humusreicher Gartenerde bestehenden Boden enthält, der jeglicher Cultur fähig ist.

Etwa in der Mitte dieses Landstrichs liegt an dem Ufer der Lagune das, aus fünf oder sechs Hütten bestehende Indianerdorf Crota oder Croata, und während unserer Anwesenheit stand ein, seit etwa 10 Jahren am Cap Gracias a Dios ansässiger Franzose — Bouché – im Begriffe, sich hierher überzusiedeln, um mit den Indianern in dieser Gegend Handel zu treiben.

Auch dieser Landstrich ist ganz vorzüglich für erste Ansiedeler geeignet. Er entspricht allen Bedingungen, welche in dieser Beziehung irgend gemacht werden können.

Auf der entgegengesetzten oder Landseite der Lagune, zwischen den Flüssen Carthago und Ibentarra, sind die hoch gelegenen Hügelzüge mit fast undurchdringlichen Waldungen edler Holzsorten bedeckt.

Namentlich findet sich hier die Pitchfichte in vorzüglicher Güte *) und Gröſse, und an den Ufern des Carthago- und des Ibentarra-Flusses ist der Mahagoni häufig und bisher noch von der Axt englischer Holzhändler verschont, welche die Waldungen in der Nähe der Mündungen anderer Flüsse, namentlich des Segovia river, bereits ausgebeutet haben.

Nach der einstimmigen Aussage zuverlässiger Indianer, wie

*) Orlando Roberts sagt p. 158: On the opposite, or land side (scil. der Lagune) there are ridges containing timber as large, as any on the coast.

namentlich des Häuptlings Grey, auch des vorgenannten Bouché, soll sich an den Ufern des Carthago-Flusses weiter nach dem Innern das Mahagoni in noch reicherer Fülle und gröſserer Schönheit finden, und schon Orlando Roberts bemerkt, daſs an den Ufern dieses Stromes im Innern herrliches Mahagoni und Cedern von der besten Qualität und vom gröſsten Umfange zu finden seien. Besonders häufig ist hier auch der Pimentbaum und nicht minder finden sich viele Farbehölzer.

Westlich hinter diesen Waldungen ziehen sich üppige Savannen fort, welche wiederum von Waldungen umkränzt sind. An allen genannten Strömen, welche in die Lagune flieſsen, wächst, namentlich in den Savannen, die Sarsaparille und der Indigo wild, und die Vanille ist so häufig, daſs bedeutende Quantitäten für sehr geringfügige Gegenstände von den Indianern können eingetauscht werden.

Das Land westlich von der Lagune nach dem Patook zu ist hügelig, aber nicht minder fruchtbar. Auch hier wären genugsam geeignete Plätze zur Anlage von Ansiedelungen.

Das Innere dieses Landstriches, nach der Spitze des Dreiecks zu, ist gröſstentheils mit Waldungen bedeckt, zu welchen erst die vorschreitende Cultur Zugang eröffnen muſs und über deren Bodenbeschaffenheit jetzt nur aus den concurrirenden Verhältnissen und aus der Beschreibung der Indianer, welche wir darüber gehört haben, so viel vermuthet werden kann, daſs dort ebenfalls von den Wäldern umkränzte hochbelegene Savannen von ausgezeichneter Fruchtbarkeit vorkommen.

Wir haben von einigen Indianern an der Carataska-Lagune Ueberreste von Steinstücken eingetauscht, welche die, an den Ufern des Carthago-Flusses im Innern wohnenden Indianer gelegentlich mit andern Handelsgegenständen herunterbringen und an die Schildkrötenfänger, welche von Jamaica und den Caymanns-Inseln die Küste besuchen, zu verhandeln pflegen. Diese Steine, welche wir höchsten Ortes vorgelegt haben, sind metall-

haltig und scheinen die Aussicht zu eröffnen, daſs sich im Innern des Landes vielleicht Bergbau mit Vortheil würde betreiben lassen.

Da es uns aber unter den obwaltenden Umständen und ohne ganz unverhältniſsmäſsigen Zeitverlust nicht möglich war, bis zu der äuſsersten Binnengrenze des Landes vorzudringen, so haben wir hierüber keine Untersuchungen anstellen können. Auch dürfte es hierauf um so weniger ankommen, als jedenfalls der Handelsbetrieb, der Anbau des Bodens und die Benutzung der reichen Pflanzenwelt weit mehr sichere Erfolge und klar zu Tage liegende Vortheile verspricht, als etwanige Schätze, welche tief im Schoſse der Erde verborgen liegen.

Wir glauben jedoch hierbei nicht unbemerkt lassen zu dürfen, daſs wir an mehreren Stellen der Küste eisenhaltige Erde gefunden haben, und daſs die Indianer häufig Goldsand zum Eintauschen anbieten, den sie an den Ufern der Flüsse sammeln.

Schon Thomas Young bemerkt inzwischen, daſs dabei die äuſserste Vorsicht nothwendig sei, um sich gegen Betrug und Irrthum zu sichern, und wir selbst haben mehrmals Sand an den Fluſsufern gefunden und untersucht, welcher auſserordentlich goldhaltig schien, dessen scheinbare Goldtheilchen selbst das Kochen mit concentrirter Salzsäure unverändert ertrugen und sich dann erst, bei fernerweiter Untersuchung, als unedles Mineral auswiesen. Die Wahrscheinlichkeit spricht allerdings dafür, daſs im Innern des Landes edle Metalle vorkommen, indem dieselben in den benachbarten Staaten Nicaragua, Guatemala und Honduras reichlich genug vorhanden sind. Ob sich aber der Anbau verlohnen würde, ist eine Frage, welche zur Zeit noch nicht beantwortet werden kann, sondern noch sehr gründliche Untersuchungen verlangt.

Hydrographie.

Flüsse.

Das Willock-Alexandersche Gebiet enthält folgende sieben Flüsse und Ströme:

1) Der Tobuncana- oder kleine schwarze Fluſs entspringt in den höher belegenen Savannen, flieſst mit lebhafter Strömung, hat ein klares Wasser ohne Beigeschmack, an der Mündung ziemlich hoch belegene Ufer, eine Breite von etwa 100 bis 150 Fuſs und an der Barre eine Tiefe von 5 Fuſs, so daſs unsere Pferde schwimmen muſsten, als wir denselben passirten. Wir bemerken jedoch, daſs dies zur Regenzeit geschah und nachdem die Fluth bereits eingetreten war, daſs demgemäſs die mittlere Tiefe auf der Barre höchstens zu 4 Fuſs angeschlagen werden kann. Weiter stromaufwärts war die Tiefe viel bedeutender.

   Der Fluſs ist demgemäſs nur für Canoes und Boote schiffbar. Er bildet die südliche Grenze des Willockschen Gebietes *).

2) Der Croach- (oder Croak-) Fluſs, dessen Quellen nicht bekannt sind, aber tief im Innern des Landes liegen sollen, tritt in beträchtlicher Entfernung von seiner Mündung als ein bedeutender Strom mit starkem Gefälle und beträchtlicher Tiefe und Breite auf. Seine, beinahe $\frac{1}{8}$ Meile breite Mündung ist daher auch in alten Karten als Lagune bezeichnet. Sie scheint allerdings für nicht zu groſse Fahrzeuge als Hafenplatz brauchbar.

   Nach den neuesten Seekarten hat das Meer bei seiner Mündung eine Tiefe von 3 Faden oder 18 Fuſs. Wir fanden auf der Barre zur Zeit der Fluth eine Tiefe von $15\frac{1}{2}$

*) Es ist auffallend, daſs dieser Fluſs in den neusten Küstenkarten nicht angegeben ist, während ihn alle älteren Karten enthalten.

Fuſs, welche stromaufwärts bedeutend zunahm. Die Ufer nach dem Innern zu sind hoch und sehr fruchtbar, und die Indianer haben hier mehrere Bananen-Plantagen angelegt. Vanille und Sarsaparille wachsen an den Ufern wild.

Der Grund ist feiner Seesand, in dem sich eine Menge Glimmer findet.

Die Mündung liegt genau 1 geographische (4 englische) Meilen vom Cap False entfernt.

In die Carataska-Lagune ferner ergieſsen sich:

3) der Kaukari,
4) der Warunta,
5) der Carthago,
6) der Locca und
7) der Ibentarra.

Die drei erstgenannten und der letzte haben an ihren Mündungen eine ziemlich bedeutende Tiefe und sind weit stromaufwärts schiffbar. Ihre Ufer sind hoch und mit Wald bedeckt.

Der Carthago (auch Carataska genannt) ist der bedeutendste Strom des ganzen Gebietes und von beträchtlicher Breite und Tiefe. Seine Quellen sind unbekannt, sollen aber nach der Aussage der Indianer acht Tagereisen aufwärts im Innern des Landes liegen *). Er hatte zur Zeit des Frühlingsregens eine sehr starke Strömung, welche den indianischen Canoes um so leichter gefährlich werden kann, als das Wasser eine Menge von Baumstämmen mit sich führt. An seinen, und ebenso an den Ufern des Ibentarra findet sich das meiste und schönste Mahagoni.

Lagunen.

Die Carataska-Lagune ist ein schönes Haff von etwa 36 englischen oder 9 geographischen Meilen Länge und 8 bis 10 engli-

*) Die Indianer rechnen eine Tagereise stromaufwärts zu 30 englischen oder 7½ deutschen Meilen.

schen Meilen oder 2 bis $2\frac{1}{2}$ geographischen Meilen Breite und von nicht unbeträchtlicher Tieſe. Sie hat, nach der Landseite zu, so vielfach verschlungene Buchten, welche durch Arme der Hauptströme mit einander in Verbindung stehen, daſs es mehrere, in einander rinnende Lagunen zu sein scheinen, welche gröſsere und kleinere, hoch belegene und theils mit Nadelholz, theils mit herrlichen Savannen bedeckte Inseln bilden.

Nach der Versicherung der Indianer sollen an der Landseite der Lagune gegen zwanzig solcher Inseln vorhanden sein.

Da sich die drei Flüsse Locca, Carthago und Ibentarra in den westlichen Theil der Lagune ergieſsen, so findet in derselben die Hauptströmung von Westen nach der nordöstlich belegenen Mündung in die See statt.

In der Nähe der Lagunenmündung wird diese Strömung durch die Barre, welche vor der östlichen Seite der Mündung liegt, und durch den Ostpassat nahe an die westliche Landzunge hinangedrängt, bildet hier gleichsam einen Kanal und tritt in nordwestlicher Richtung mit einer Tiefe von 2 bis $2\frac{1}{4}$ Faden in die See.

Auf der östlichen Seite liegt dagegen, wie oben bemerkt ist, vor der Lagunenmündung eine Barre, welche nach den neuesten Peilungen von Owen und Barnett eine mittlere Tiefe von 8 Fuſs hat.

Nur jene Strömung, welche eine noch ganz beträchtliche Breite hat, muſs daher zum Eingange für gröſsere Schiffe benutzt, die östliche Barre dagegen vermieden werden.

Es unterliegt keinem Zweifel, daſs es, bei der groſsen Menge von Baumaterial *), welches ganz in der Nähe vorhanden ist, mit geringem Kostenaufwande und weniger Mühe leicht sein würde, den Ausgangsstrom noch mehr zu verengen, und dadurch ein, für groſse Schiffe ausreichendes Fahrwasser zu erhalten.

*) Steine sind jedoch nicht vorhanden, wie wir ausdrücklich bemerken; Holz in desto gröſserem Ueberflusse.

Der Grund und Boden besteht an der Mündung aus festem Kies.

Das Wasser in der westlichen Hälfte der Lagune ist süſs, völlig ohne Beigeschmack und auſserordentlich erfrischend — wie wir an uns selbst mehrmals bemerkt haben; — an der östlichen Seite dagegen salzig, indem das Seewasser hier eindringt.

Die Tiefe der Lagune ist noch nicht genugsam erforscht. In der Nähe der Mündung beträgt dieselbe 2 bis 3 Faden, an der östlichen Landseite aber nur 1½ Faden. Dagegen fanden wir an der westlichen Seite — in der Strömung — an mehreren Stellen eine Tiefe von mehr als 3 Faden, und nach der Mitte zu scheint die Tiefe beträchtlich zuzunehmen. Auſserhalb der Strömung fehlt es aber auch an seichten Stellen nicht.

Es ist eine verbürgte Thatsache, daſs die 6 bis 8 Fuſs tief gehenden Fahrzeuge, welche von Belize und den Caymans diesen Theil der Küste besuchen, theils um Handel zu treiben, theils um Schildkröten zu fangen, weit in die Lagune hineinlaufen und sich in der Gegend von Croata vor Anker legen, wie dies namentlich Cap. Henderson (p. 173 a. a. O.) gethan hat.

Nächst der Blewfields-Lagune und dem Hafen am Cap Gracias a Dios bildet die Carataska-Lagune wohl den besten Hafenplatz an der ganzen Mosquitoküste, welcher bei einiger Nachhülfe für eine groſse Menge von Schiffen Raum und Sicherheit gewähren würde.

Ganz besonders wichtig ist die Lagune in Bezug auf die Verflöſsung der, an den Ufern des Ibentarra und Carthago wachsenden Mahagoni- und der Cedrelen-Bäume.

---

*) Bemerkt muſs noch werden, daſs, nach einer Behauptung der Indianer, von dem westlichen Rande der Lagune ein schmaler, aber für kleine Fahrzeuge schiffbarer Wasserlauf bis in den Patook-Fluſs gehen soll — was auch Orlando Roberts berichtet (p. 156 a. a. O.):

One of these (scil. parts of the lugoon) extends to within a very short distance of the river Patook and communicates with it by a small inlet.

Dies wäre für die innere Communication sehr wichtig. Wir konnten jedoch darüber zu keiner Gewiſsheit gelangen.

Einwohner.

Die Bewohner des Willockschen Gebietes gehören, mit Ausschluſs der Indianer im Innern, welche wahrscheinlich rein ungemischten Ursprungs sind, zum Stamme der Sambos und mögen sich höchstens auf 400 bis 500 Seelen belaufen.

Manche tausend arbeitsame europäische Familien könnten auf diesem Gebiete sich ansiedeln und reichliches, gedeihliches Fortkommen finden, ohne die jetzt darin ansässigen Indianer zu beengen, oder zu verdrängen.

Ueber den Werth dieses Gebietes ein bestimmtes Urtheil abzugeben, oder denselben auch nur annähernd schätzen zu wollen, ist äuſserst schwierig. Denn faſst man z. B. nur die edlen Holzsorten in das Auge, so geräth man bei dem Versuche einer Werthsermittelung sogleich in Schwierigkeiten, weil jeder, irgend zuverlässige Maſsstab für die Kosten des Fällens und des Transportes bis zur See fehlt. Selbst die Mahagoniwerke von Belize gewähren in dieser Beziehung keinen sichern Anhaltspunkt, weil hierbei Alles von der Lokalität und von den Bedingungen abhängig ist, unter welchen man sich die nöthigen Arbeitskräfte verschaffen kann.

Dort an Ort und Stelle haben die Mahagoni- und Credelen-Bäume, das Eisen- und Franzosenholz, die Farbehölzer u. s. w. einen sehr geringen Werth. Es kommt Alles darauf an, unter welchen Bedingungen man sie bis an die See und nach Europa zu schaffen vermag.

Die Ströme und die Carataska-Lagune erleichtern den Transport bis zur See ungemein. Derselbe würde dort mit geringerem Kostenaufwande und mit viel gröſserer Sicherheit zu bewirken sein, als in den meisten Holzschlägereien von Englisch-Honduras, wo nicht selten die Hälfte der heruntergeflöſsten Stämme von den, unmittelbar in die See sich ergieſsenden Flüssen fortgerissen wird und verloren geht.

Dagegen haben sich die Engländer seit länger als 100 Jahren ein geübtes Geschlecht von Holzschlägern herangezogen, welches mit dem Aussuchen der geeigneten Bäume, mit dem Fällen derselben und mit allen Verhältnissen jener einsamen Wildnisse völlig vertraut ist.

Auch an der Carataska-Lagune würde es an Arbeitern nicht fehlen, denn die gewinnsüchtigen und betriebsamen Karaiben in den benachbarten Distrikten würden bald herbeieilen und ihre Arbeit anbieten. Allein sie müſsten nicht nur mit guten Werkzeugen versehen, sondern auch unter eine sorgsame Aufsicht und Leitung gestellt werden, und würden anfangs der Uebung entbehren.

Wir glauben nur im Allgemeinen unsere Ueberzeugung dahin aussprechen zu dürfen, daſs aus den edlen Hölzern allein, bei einigermaſsen umsichtigem Betriebe, und wenn besonders auch eine Ueberfüllung des europäischen Marktes vermieden würde, in kurzer Zeit sehr beträchtliche Summen zu gewinnen wären.

Aehnlich verhält es sich mit der wild wachsenden Sarsaparille, dem Indigo, der Vanille u. s. w.

Noch schwieriger ist eine Schätzung des Werthes, welchen der Grund und Boden hat. Wir müssen uns hierbei lediglich darauf beschränken — wie dies im Verfolg des Berichtes geschehen ist — anzuführen, was auf diesem Boden bereits angebaut wird und künftig mit Erfolg darauf angebaut werden kann.

2. Das Patook-Gebiet.

Dieses Gebiet ist durch eine, der *Willock*schen ganz ähnliche Urkunde verliehen und gegenwärtig im Besitze der Herren *Brown*, *Passenger* und *Upton*, sämmtlich in London. Der Erstgenannte ist Mitglied der vorgedachten, von dem verstorbenen Mosquitokönige ernannten Regentschaft.

Das Gebiet erstreckt sich von der Mündung des Patook-Flusses, in einer Breite von 10 englischen Meilen auf jeder Seite des

Flusses, bis zu den spanischen Grenzen, durchschneidet also in einer Breite von 20 englischen Meilen das ganze Mosquitoreich von der Küste bis zu der Grenze mit Honduras, und enthält einen Flächeninhalt von circa 3000 englischen, oder $187\frac{1}{2}$ geographischen Quadratmeilen *).

Die Mündung des Flusses ist circa $\frac{1}{2}$ englische Meile breit und hat auf der Barre eine Tiefe von 9 bis 14 Fuſs. Stromaufwärts ist der Fluſs viel tiefer. Die Mündung bildet demgemäſs ebenfalls einen kleinen Hafen, und ist daher auch auf den meisten englischen Karten als Port Patook bezeichnet.

Das Land an beiden Seiten der Mündung besteht aus reichen, aber niedrigen Savannen, welche während der Regenzeit überschwemmt werden, mit einigen Waldstreifen. Etwa 5 Meilen stromaufwärts beginnen die höher belegenen Waldungen, aus welchen vor wenigen Jahren eine ansehnliche Menge Mahagoni geschlagen und nach England verschifft ist.

Das Land steigt weiter nach dem Innern allmälig höher hinan und zu beiden Seiten des Flusses wechseln Kiefer- und andere Waldungen mit Savannen, deren Boden im hohen Grade kulturfähig ist.

In der Nähe der Grenze mit Honduras sollen die Grenzgebirgszüge in das Gebiet hineintreten, und hier soll der Strom mehrere Fälle haben, so daſs von dort ab seine Schiffbarkeit ganz aufhört, oder wenigstens schwierig ist.

Es gehört zu einer, an der Mosquitoküste allgemein bekannten Thatsache, daſs die Waldungen an den Ufern des Patook

*) Die sub No. 8. der Anlagen beigefügte, von dem Commandanten zu Cap Gracias a Dios entworfene Beschreibung des Patook-Gebietes, deren Richtigkeit von dem jetzigen Superintendenten der Black river-Colonie, Mr. W. Upton, und von Mr. Deacon bestätigt ist, giebt die Länge des Flusses auf 510 Meilen an, wobei alle Krümmungen mitgerechnet sind. Die gerade Linie beträgt, nach den besten vorhandenen Karten, nur 150 Meilen, die Breite des Gebietes 20 Meilen, mithin der Flächeninhalt 3000 Quadratmeilen. Beglaubigte Abschrift der Urkunde ist sub No. 8a. beigefügt.

vieles Mahagoni, Cedrelen, Santa Maria u. s. w. von der schönsten Qualität enthalten.

Wir müssen jedoch ausdrücklich bemerken, daſs nach den, von uns eingezogenen, verbürgten Nachrichten, die zunächst den Ufern belegenen Waldtheile in der Nähe der Mündung bereits seit mehreren Jahren von den Eigenthümern benutzt und daraus nicht unbeträchtliche Quantitäten Mahagoni geschlagen und verschifft sind. Die weiter stromaufwärts belegenen Waldungen sind dagegen noch unberührt.

Das Patook-Gebiet grenzt mit dem Willockschen Lande, und an einigen Stellen schneiden sich die Grenzen sogar, wie aus der Karte zu ersehen ist.

Einwohner.

Die Einwohnerzahl läſst sich nur annähernd bestimmen. An der Mündung des Stromes ist ehemals ein bedeutendes Sambo-Dorf gewesen, welches die Pocken so verwüstet haben, daſs jetzt nur noch wenige bewohnte Hütten vorhanden sind.

Etwa 35 Meilen stromaufwärts ist ebenfalls in einer hoch belegenen Kieferwaldung ein Sambo-Dorf mit etwa 150 Bewohnern. Weiter aufwärts wohnen in zerstreuten Hütten Towckas-Indianer, von welchen wir mehrere gesehen haben. Sie sind kleiner, als die Sambos, unterscheiden sich von denselben aber sehr vortheilhaft durch gröſseren Arbeitsfleiſs und einen im höchsten Grade gutmüthigen und friedfertigen Charakter *).

Sie stehen vielfach im Verkehr mit den Bewohnern der Republik Honduras und bringen zum Verkauf an die englischen Küstenfahrer Goldstaub, Silber, Cochenille, Indigo und Dorys **).

---

*) Young, p. 79, 80. Die Towckas bringen die schönsten und gröſsten Dorys von Mahagoni und Ceder herunter.

**) Young a. a. O. p. 74.

Bouché's Haus zu Cap Gracias a Dios.

3. Die Landstrecke am Cap Gracias a Dios.

Der hier verkäufliche, ebenfalls auf den Grund einer Verleihung des Königs Robert Carl Friedrich von den Eigenthümern des Patookgebiets besessene Landstrich liegt am westlichen Ufer des Caphafens innerhalb der Bai (da, wo auf der Karte das indianische Dorf verzeichnet ist) und hat am Ufer der Bai eine Länge von $600\frac{1}{2}$ Yard, gegen Norden eine Ausdehnung von 405 und gegen Süden von 360 Yard, und einen Flächeninhalt von 231,000 Quadratyards oder etwa 48 englischen Acres *).

Der Boden am Ufer der Bai ist, in einer Breite von 16 bis 30 Ruthen, sandig und mit Gebüsch und Wald aller Art bedeckt, worunter namentlich herrliche Cocospalmen und Citronenbäume sich auszeichnen.

Auf diesem Uferstriche befinden sich jetzt die Wohnungen zweier Europäer und einiger Indianer, und es ist derselbe ein, wegen seiner völlig trockenen Lage ganz vorzüglicher Bauplatz für Wohnhäuser und Waarenschuppen.

Hinter diesem Uferstriche liegt eine, mit üppigem Grase bedeckte Savanne, deren Boden aus humusreicher, schwarzer Gartenerde besteht.

Das Ganze wird durch Waldung umkränzt.

Auf der Savanne weiden jetzt die Pferde und Rinder der hier ansässigen Indianer und Europäer. Die Rinder können sich mit dem besten englischen Vieh an Schönheit und Milchreichthum messen.

Die Trägheit der Indianer, und leider auch der Europäer, ist so groſs, daſs nur in dem sandigen Theile einige Mais- und Cassavagärten und Baumwollen- und Ricinuspflanzungen angelegt sind, weil hier die Zubereitung des Ackers gar keine Mühe verursacht. Auf die Frage, warum die Gärten nicht auf den rei-

*) Der Acre ist zu 4840 Quadratyards gerechnet.

chen Boden der unmittelbar dahinter belegenen Savanne verlegt würden, erhielten wir die Antwort, daſs daselbst die Graswurzeln das Umgraben des Bodens viel zu sehr erschwerten, überdies auch Mais und Cassava in dem Sandboden vortrefflich geriethen.

Dies Letztere ist allerdings wahr.

Frühere Reisende, welche das Cap besucht haben, wie namentlich Henderson und Orlando Roberts, schildern den Boden daselbst als sehr schlecht und jeglicher Cultur unfähig, woher auch die Bewohner des Caps rücksichtlich ihrer Lebensbedürfnisse von den Indianern am Segovia- und Croach-Flusse abhingen. Dies ist durchaus ein Irrthum.

In dem schönen Boden der kaum 30 Ruthen vom Ufer der Bai entfernten Savanne, welcher jetzt allerdings nur Gras trägt und nur als Viehweide benutzt wird, könnte der Pisang und jegliche Südfrucht vorzüglich gedeihen, wenn nur die geringste Bemühung zu seiner Bearbeitung verwendet würde.

Eine einzige Indianerfamilie, welche leider durch die Pocken fortgerafft ist, hat dies durch die That bewiesen. Ihre Plantage lag in der Nähe des Hafeneinganges.

Die Hütten sind jetzt zerfallen, die Fruchtbäume sind verwildert, die schönen Cocospalmen — dem abscheulichen indianischen Gebrauche zufolge — bei dem Tode des Familienvaters niedergehauen, liegen halbverrottet auf dem ehemals beackerten Felde, welches bereits von Schlingpflanzen und Gestrüpp aller Art überzogen ist; aber mitten aus diesem Chaos ragen noch einige herrliche Pisangs hervor, als lebendige Zeugen von dem Segen, mit welchem auch dieser, als der schlechteste im Mosquitolande verrufene Boden jegliche Arbeit lohnt, welche auf ihn verwendet wird.

Auſser der groſsen Trägheit der Indianer giebt es noch einen andern Grund, welcher dem Ackerbau am Cap hinderlich ist.

Der Caphafen wird am häufigsten von Schiffen aus Belize und Jamaica besucht, und hier ist eine Niederlage von europäischen Waaren.

Die einmal herkömmliche Gewohnheit nun, daſs die Indianer vom Segovia- und Croach-Flusse fast allwöchentlich mit ihren Plantanen, Bananen, mit Zuckerrohr, Sarsaparill, Vanille u. s. w. zum Cap kommen, und diese Gegenstände daselbst gegen Fischangeln, Pulver und Blei, grobe Linnen, Eisenwaaren u. s. w. austauschen, hat ein Verkehrsverhältniſs begründet, welches für den Handel der dort ansässigen Europäer sehr bequem ist. Man hat nun wohl gefürchtet, diesen Verkehr zu vermindern, wenn man durch Beförderung von Anpflanzungen und Ackerbau die Indianer am Cap in Bezug auf ihre Nahrungsbedürfnisse unabhängig von den Indianern im Innern machte, und dadurch zugleich diesen Letzteren den gewohnten Markt für den Absatz ihrer Produkte verschränkte.

Dieser Grund ist um so gewichtiger geworden, je mehr sich die Zahl der indianischen Bewohner des Caps in der letzern Zeit durch die Menschenblattern, durch Venerie und — Branntwein verringert hat, — die drei Hauptflüche, mit welchen bis jetzt die hier verkehrenden Westindier das arme Mosquitoland überschüttet haben — dieses noch immer im tiefsten Heidenthum und in gröſster Uncultur befindliche Land, mit welchem die englischen Colonien allerdings erst seit etwa 200 Jahren in sehr einträglichem Verkehre stehen.

Nächst der Armuth des Bodens ist dem Cap auch der Vorwurf gemacht worden, daſs daselbst Mangel an gutem Trinkwasser sei (vergl. Orland. Roberts a. a. O. pag. 150). Dies ist allerdings insofern wahr, als die dortigen Indianer und Europäer sich begnügen, in der Nähe der Küste Löcher von 3 bis 4 Fuſs Tiefe zu graben, woselbst sich schon süſses Wasser findet, welches durch den von oben hineinfallenden Staub und Unrath getrübt wird und bald die Temperatur der Luft annimmt.

Als wir unsere Verwunderung darüber äuſserten, daſs nicht ein einziger ordentlicher Brunnen gegraben werde, der nach dem angestellten Versuche sehr gutes Wasser geben würde, erhielten

wir zur Antwort, daſs das jetzige Wasser den Indianern genüge und auch wirklich — durch den Tropfstein gegossen — ganz gut sei, daſs es sich daher der Mühe nicht verlohne, tiefere Brunnen zu graben!

Das Capgebiet ist inzwischen schon seines unbedeutenden Umfanges wegen zur Errichtung einer Ackercolonie nicht geeignet. Desto wichtiger ist es als Handelsplatz, nicht bloſs der Lage nach, sondern auch weil die Urkunde, durch welche es verliehen ist, ganz ausdrücklich die freie und unverschränkte Benutzung des Hafens und des Segovia-Flusses zusichert. Der Caphafen ist aber wohl unzweifelhaft der beste Hafen an der ganzen Küste, und er würde sich mit leichter Mühe noch bedeutend verbessern lassen.

Wir bitten um Entschuldigung, wenn wir bei der Beschreibung dieses Hafens bis auf die kleinsten Specialitäten eingehen. Wir halten dies aber für nothwendig, weil wir die feste Ueberzeugung haben, daſs die Acquisition dieses Hafenplatzes für jede in der Nähe desselben zu errichtende Besitzung von der gröſsten Wichtigkeit, ja eine unumgängliche Nothwendigkeit ist.

Der Caphafen liegt genau unter 14° 59′ N. Br. und 83° 11′ W. L. und ist nur 6 englische oder 1½ deutsche Meilen von dem Tobuncana-Flusse, der östlichen Grenze des Willockschen Gebietes, und 40 englische oder 10 deutsche Meilen von dem Eingange in die Carataska-Lagune entfernt, so daſs mit dem, fast drei Viertel des Jahres wehenden Ostpassate die Schiffscommunication zwischen diesen beiden Hafenplätzen in wenigen Stunden zu bewirken ist.

Wir lassen nun zunächst die Beschreibung dieses Hafens folgen, wie sie sich in: the American Coast Pilot, by Edmund M. Blunt (11te edition, New York published by Edmund & George W. Blunt 1827), findet, einem Werke, welches fast alle amerikanische und englische Schiffer, die diese Küste besuchen, als Leitfaden benutzen.

Blunt sagt a. a. O. pag. 407:

„Die Bai von Gracias a Diòs wird gebildet durch eine Landzunge, welche sich mehr als 4 Meilen östlich erstreckt und welche eine gute Rhede gewährt bei Winden von SSW. herum durch Nord bis SSO.*).“

„Der östlichste und südlichste Punkt der Landzunge ist derjenige, welcher Cap Gracias a Dios genannt wird, und von diesem nach Süden zu sind verschiedene kleine Inseln, von welchen die letzte San Pio heiſst.“

„Die Südspitze derselben, Sandy Point genannt, ist auch die Ostspitze der Bai.“

„Die Tiefe in der Bai ist von 22 Fuſs, welche am Eingange gefunden werden, bis zu 17 Fuſs, welche man weiter in derselben gewinnen kann, und in allen Theilen derselben findet man einen lockern, schlammigen Lehm und reinen Boden. Um in dieser Bai vor Anker zu gehen, wenn man von Norden oder Westen kommt, hat man allein dem Cay San Pio vorbei zu segeln, hinterher den Hafen zu machen und in derjenigen Tiefe vor Anker zu gehen, welche der Tragfähigkeit des Schiffes angemessen ist, bei welchem Allen lediglich auf das Senkblei zu achten ist. Der einzige Gegenstand, welcher einige Aufmerksamkeit verlangt, besteht darin, daſs nicht für den Cay San Pio irrthümlicher Weise derjenige gehalten werde, welcher vor ihm kommt, Tronkoso genannt. Denn da eine Meerenge von einer Meile Breite zwischen beiden liegt und der Cay San Pio sehr niedrig ist, so kann Jemand, welcher von der See kommt, getäuscht werden und die Meerenge zwischen den Cay's für den Hafeneingang halten. Aber dieser Irrthum kann vermieden werden, wenn daran gedacht wird, daſs der Cay Troncoso sehr schmal ist, und daſs im Gegentheil der Cay San Pio sich eine

*) Sie ist also nur den Winden von SSO. bei S., von S. und SSW. bei S. ausgesetzt, welche in jenen Gegenden höchst selten wehen. Ein Blick auf die Karte wird dies völlig anschaulich machen.

Meile von NO. zu SW. ausdehnt, und daſs ferner dieser Kanal so wenig Wasser hat, daſs kaum ein Canoe durchgehen kann, woher die See in demselben gewöhnlich brandet."

„Diejenigen, welche von Süden kommen, bedürfen keiner Vorschriften über das Einlaufen."

„Dies ist die Beschreibung der Bai von Don Gonzala Vallejo aus dem Jahre 1788, welcher in derselben mit der von ihm commandirten Corvette San Pio vor Anker lag."

„Aber wir müssen Dasjenige hinzufügen, was Don Josef del Rio sagt, welcher die Bai 1793 besuchte."

„Ich bemerke, daſs der Ankergrund in der Bai am Cap Gracias a Dios allmälig vorloren gehen wird, denn der Communicationsdurchstich, welchen die Engländer mit dem groſsen Segovia-Flusse (Wanks- oder Cap-Flusse) durch diejenige Landzunge, welche die Bai bildet, zu dem Zweck gemacht haben, um die von oberhalb des Flusses heruntergebrachten Baumstämme hineinzuflöſsen, hat sich so sehr erweitert, daſs er aus einem schmalen Kanale ein Arm des Flusses geworden ist. Derselbe bringt so viele Erde und so viele Bäume herein, und hat so sehr die Tiefe des Wassers in der Bai vermindert, daſs seit 1787 sich 3 Fuſs Wasser weniger in der Nähe des Cay San Pio finden.

„Es ist sehr wahrscheinlich, daſs in wenigen Jahren die Tiefe ausgefüllt sein wird, und daſs sich die Schiffe genöthigt sehen werden, auf der Auſsenseite (Rhede) ohne den Schutz zu bleiben, welchen sie gegenwärtig haben und welcher von groſsem Nutzen für diejenigen ist, die zur Jahreszeit der Nordwinde diese Küste befahren." —

So weit Blunt's Küstenpilot. Die Prophezeihung des Don Josef del Rio ist nicht eingetroffen, wie schon Orlando Roberts bemerkt, welcher im Jahre 1816 dort war.

„Das Cap — sagt derselbe — hat einen vortrefflichen (excellent) Hafen oder schmale Bai, vollkommen sicher gegen alle

Winde, obgleich an einigen Stellen offen gegen Süden zu, von woher es selten weht."

„Die Bai kann bei 3 bis 5 Faden Tiefe eine groſse Flotte in gutem Ankergrunde aufnehmen."

„Der Cap-Strom fällt in einiger Entfernung nordwärts von der Bai in das Meer; es ist daselbst aber eine schmale, kanalähnliche Verbindung von dem obersten Theile des Hafens zu dem Flusse, schiffbar für Canoes."

„Diese Verbindung könnte leicht so vergröſsert werden, daſs es für kleinere Schiffe möglich wäre, die gefährliche Barre des Flusses selbst zu vermeiden, auf welcher selten mehr, als 4 bis 5 Fuſs Wasser sind."

„Wenn Handelsetablissements an dem Cap gegründet würden, könnten die Schiffe an dem obern Ende des Hafens das ganze Jahr hindurch in Sicherheit liegen, und wenn genugsame Aufmunterung geboten würde, könnten die werthvollen Producte des Binnenlandes gesammelt, den Fluſs herunter und durch den vorerwähnten Verbindungskanal in die Bai gebracht und zu jeglicher Jahreszeit verschifft werden *)." —

Thomas Young **) endlich, welcher im Jahre 1839 am Cap war, widerlegt zunächst die Prophezeihung des Don Josef del Rio und fährt dann also fort:

„Ein Kanal — der Nordkanal genannt — ist neulich entdeckt worden, durch welchen jedes Fahrzeug, welches nicht tiefer geht, als 10 bis 11 Fuſs, in die Bai einlaufen kann. Unser Capitain lief, nachdem er sondirt hatte, durch diesen Kanal ein und ankerte in 3 Faden Wasser etc. ***)." —

Was Young von diesem Nordkanal erzählt, hat völlig seine Richtigkeit. Das Wasser der Bai ist nämlich an dem Nordende

*) A. a. O. pag. 151, 152.

**) A. a. O. pag. 14.

***) Wir bemerken hierbei, daſs das Schiff „the Rose", mit welchem Young ankam, 164 Tonnen hatte.

der Landzunge durchgebrochen und hat diesen Kanal ausgewühlt, welcher sich seit 1839 noch vertieft hat und wohl unzweifelhaft im Verlaufe der Zeit der Haupteingang zu dem Hafen werden wird.

An dem alten Eingange der Bai, durch welchen unser Schiff einlief, fanden wir auf der Barre eine Tiefe von 9½ Fuſs. Innerhalb der Bai nimmt die Tiefe bedeutend zu und beträgt an dem gewöhnlichen Ankerplatz — in der Nähe des Indianerdorfes — 3 bis 4 Faden.

Schon aus dem bisher Angeführten ergiebt sich die groſse Wichtigkeit der Erwerbung dieses Hafenplatzes ganz von selbst, nicht bloſs, weil derselbe einer der besten Häfen an der Küste und namentlich zur Zeit der Nordwinde (November, December, Januar) ein stets sicherer Zufluchtsort für die Schiffe ist, sondern weil er den Hauptstrom des Landes — den in der Republik Honduras entspringenden Segovia-Fluſs — beherrscht und weil offenbar noch für lange Zeit die Ströme die besten Communications- und Handelswege in diesem Lande bleiben werden.

Auch ist wohl noch zu beachten, daſs dieser jetzt für eine geringe Summe zu erlangende Hafenplatz vielleicht in wenigen Jahren anderweit veräuſsert und dann ein gefährlicher Nebenbuhler für den Handel jeder anderen, an dieser Küste zu errichtenden Colonie werden könnte.

Für den gegenwärtigen Augenblick ist es ferner bei der Unmündigkeit des Königs nicht möglich, eine gröſsere Strecke Landes am Cap Gracias a Dios zu erhalten. Es unterliegt aber nicht dem geringsten Zweifel, daſs der junge König später sehr gern bereit sein wird, für eine geringe Entschädigung das ganze Gebiet zwischen dem Caphafen und dem Willockschen Gebiete mit allen nur wünschenswerthen Rechten abzutreten.

Werden diese drei jetzt verkäuflichen Landstrecken erworben, so macht dies zusammengenommen einen Flächenraum von circa 296 geographischen Quadratmeilen aus, mit den vier Ha-

fenplätzen am Cap Gracias a Dios, am Croach-Flusse, an der Carataska-Lagune und am Patook-Flusse, ein Gebiet, auf welchem viele Tausende von arbeitsamen Familien nicht bloſs Unterhalt, sondern blühenden Wohlstand finden könnten.

Drittes Kapitel.

Von den klimatischen und Witterungs-Verhältnissen der Mosquitoküste.

Von einem Lande, welches bisher so wenig gekannt und von Europäern so selten besucht worden ist, dürfen ausreichende wissenschaftliche Untersuchungen über Klima und Meteorologie nicht erwartet werden. Dazu gehören Jahre lang fortgesetzte wissenschaftliche Forschungen.

Die Angaben dortiger Ansiedler und derjenigen Reisenden, welche längere Zeit daselbst zugebracht haben, beschränken sich — ohne weitere wissenschaftliche Begründung — meistens nur darauf, daſs das Klima dem Europäer weit mehr zusage, als das der westindischen Inseln und anderer Tropengegenden, und der menschlichen Gesundheit überhaupt durchaus zuträglich sei*).

Nur Thomas Young theilt in seinem, oben bereits ange-

*) This is one of the finest and healthiest tracts in the world — sagt der Verfasser der History of Jamaica etc. I. p. 318, Ausgabe von 1772 — and free from those distempers which in some other parts of the West-Indies are so fatal to Europeans on the change of climate. — Certain it is, that the European as well as Indian inhabitants usually attain to greater ages than are common in Europe.

Dies Urtheil wird durchaus bestätigt von spätern Schriftstellern über die Mosquitoküste. Wir führen hier nur diejenigen an, welche dort längere Zeit gelebt haben, also aus eigner Anschauung und Erfahrung urtheilen: Henderson a. a. O. p. 12, — ferner Orlando Roberts a. a. O. p. 280 seq.; — Thom. Young a. a. O. p. 15, 160 etc.

führten Werke specielle Beobachtungen mit, welche zu Fort Wellington, in der Nähe des Black river, um 12 Uhr jeden Tages notirt worden sind. Es sind folgende:

Monat.	Mittlere Temperatur.	Herrschende Winde.	Herrschendes Wetter.
Januar	66° F. gelegentlich 62°	N.	Naſs, bisweilen schön bei trockenem N.
Februar	70° F. bis 74°	N.	ebenso.
März	70° F. - 74°	NO. und östliche Seewinde	trocken.
April	74° F. - 76°	östliche Seewinde	ebenso.
Mai	78° F. -	starke östliche Seewinde	ebenso.
Juni	78° F. - 82°	ebenso	trocken bis etwa zum 17ten.
Juli	82° F.	starke östliche Seewinde	naſs.
August	84° F. - 86°	leichte, veränderliche Winde oder Windstillen	trocken.
September	84° F. - 86°	ebenso	ebenso.
October	78° F.	östliche Seewinde, bisweilen leichte Nordwinde in der Mitte des Monats; zu andern Zeiten nasser N.	bald trocken, bald naſs, je nach dem Winde.
November	72° F. bisweilen weniger	N.	naſs, bisweilen schön bei trocknem N.
December	66° F. gelegentlich 92°	N.	naſs.

Aus diesen dürftigen Berichten erklärt es sich, daſs die verkehrtesten Vorurtheile von Publicisten, welche das Land nicht weiter, als dem Namen nach kennen, hier und da Glauben gefunden haben.

Wir sind im Stande, aus eigener Anschauung zu urtheilen, und wollen der strengsten Wahrheit gemäſs unser Urtheil abgeben.

Was die speciellen Beobachtungen betrifft, welche wir während unsers Aufenthalts auf der Küste mit ganz vorzüglichen Instrumenten *) anstellten, so ergeben sich dieselben aus folgender Tabelle:

*) Die Instrumente waren sämmtlich von J. G. Greiner jun. in Berlin, und haben sich vortrefflich bewährt.

Tag.	Thermometer. (Celsius) 6 h.	11 h	3 h.	7 h.	Psychrometer. (Celsius.) 6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	Barometer. 6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	Thermometerograph. (Réaum.) max.	min.	Windrichtung.	Witterung.
13. Juni	$27\frac{6}{10}$	27	$28\frac{2}{10}$	$27\frac{6}{10}$	25	$24\frac{5}{10}$	26	$25\frac{5}{10}$	340,78	341,16	339,60	340,12	24	19	ONO.	Bewölkt, unbedeutende Regenschauer, luftig.
14. -	$27\frac{5}{10}$	$27\frac{8}{10}$	$26\frac{2}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$25\frac{4}{10}$	$25\frac{6}{10}$	$24\frac{2}{10}$	$23\frac{1}{10}$	340,50	340,90	338,86	339,30	$24\frac{1}{2}$	$19\frac{1}{2}$	ONO.	Bewölkt, sehr häufige starke Regenschauer, sehr luftig.
15. -	$24\frac{6}{10}$	$27\frac{6}{10}$	$27\frac{8}{10}$	$27\frac{5}{10}$	$23\frac{2}{10}$	25	$25\frac{6}{10}$	$25\frac{5}{10}$	337,10	337,84	336,97	337,25	25	$19\frac{1}{2}$	ONO.	Bewölkt, sehr häufige starke Regengüsse, windig.
16. -	$27\frac{6}{10}$	28	$23\frac{6}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$25\frac{1}{10}$	$25\frac{6}{10}$	23	$24\frac{2}{10}$	336,48	337,20	335,89	336,21	25	19	ONO.	Bewölkt, luftig, Regenschauer, 3 Uhr Gewitter mit starkem Regen.
17. -	$24\frac{6}{10}$	$28\frac{2}{10}$	28	$26\frac{2}{10}$	$23\frac{6}{10}$	$25\frac{6}{10}$	$25\frac{7}{10}$	$24\frac{1}{10}$	337,74	338,11	338,4	338,61	$23\frac{1}{2}$	$19\frac{1}{2}$	ONO.	Bewölkt, luftig, trocken.
18. -	$26\frac{2}{10}$	$26\frac{1}{10}$	$27\frac{2}{10}$	$26\frac{4}{10}$	$24\frac{2}{10}$	25	$26\frac{1}{10}$	25	337,90	338,52	337,87	338,10	23	19	ONO.	Theilweise bewölkt, luftig, Regenschauer.
19. -	$26\frac{5}{10}$	$30\frac{6}{10}$	$29\frac{4}{10}$	28	$24\frac{4}{10}$	28	$27\frac{3}{10}$	$25\frac{5}{10}$	338,40	338,71	337,82	338,4	$24\frac{1}{2}$	$20\frac{1}{2}$	ONO.	Theilweise bewölkt, trocken, luftig.
20. -	$26\frac{5}{10}$	$30\frac{6}{10}$	$30\frac{5}{10}$	$27\frac{5}{10}$	$25\frac{1}{10}$	$27\frac{3}{10}$	$27\frac{4}{10}$	$25\frac{6}{10}$	Die Barometer-Beobachtungen konnten nicht fortgesetzt werden, weil das Instrument bei Strandung des Schiffes beschädigt und gänzlich unbrauchbar geworden war.				$24\frac{1}{2}$	$21\frac{1}{4}$	ONO.	Theilweise bewölkt, Regenschauer, luftig.
21. -	$27\frac{5}{10}$	$28\frac{1}{10}$	$28\frac{2}{10}$	$27\frac{4}{10}$	25	$27\frac{6}{10}$	$27\frac{5}{10}$	$26\frac{1}{10}$					$23\frac{1}{2}$	$21\frac{1}{2}$	O.	Bewölkt, starke Regengüsse, Morgens und Abends Gewitter, Nachts starker Regen.
22. -	$23\frac{8}{10}$	25	$26\frac{3}{10}$	$23\frac{1}{10}$	$23\frac{1}{10}$	$24\frac{6}{10}$	26	$22\frac{7}{10}$					22	$18\frac{1}{4}$	SW.	Anhaltender, starker Regen.

Tag.	Thermometer. (Celsius.)				Psychrometer. (Celsius.)				Barometer.	Thermometerograph. (Réaum.)		Windrichtung.	Witterung.
	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.		max.	min.		
23. Juni	$28\frac{6}{10}$	$30\frac{6}{10}$	$30\frac{3}{10}$	$27\frac{5}{10}$	$27\frac{2}{10}$	$28\frac{7}{10}$	29	$26\frac{2}{10}$		25	$21\frac{1}{2}$	SW.	Starke Regenschauer, Mittags Gewitter.
24. -	$27\frac{5}{10}$	25	$28\frac{2}{10}$	$25\frac{8}{10}$	$25\frac{6}{10}$	$24\frac{3}{10}$	$26\frac{1}{10}$	$24\frac{8}{10}$		23	$19\frac{1}{2}$	SW.	Starke Regenschauer, Gewitter.
25. -	$25\frac{6}{10}$	$29\frac{1}{10}$	$30\frac{5}{10}$	$26\frac{3}{10}$	$22\frac{2}{10}$	$26\frac{4}{10}$	$26\frac{5}{10}$	$22\frac{1}{10}$		$24\frac{1}{2}$	$20\frac{1}{4}$	NO.	Schön Wetter, klar, trocken.
26. -	$26\frac{3}{10}$	$29\frac{4}{10}$	30	$26\frac{3}{10}$	$21\frac{3}{10}$	$27\frac{5}{10}$	$27\frac{6}{10}$	$20\frac{2}{10}$		$24\frac{1}{4}$	$20\frac{3}{4}$	NO.	Schön, luftig, einzelne Schauerregen, Abends kleine Feuerkugel am NO.-Himmel.
27. -	$26\frac{2}{10}$	$30\frac{5}{10}$	$30\frac{4}{10}$	$28\frac{9}{10}$	$21\frac{1}{10}$	28	$28\frac{2}{10}$	$28\frac{4}{10}$		$24\frac{3}{4}$	20	ONO.	Schön, hell, luftig.
28. -	$27\frac{4}{10}$	$28\frac{8}{10}$	29	$28\frac{1}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$26\frac{1}{10}$	$26\frac{3}{10}$	26		$23\frac{1}{4}$	$21\frac{1}{2}$	ONO.	Nachts 2 Uhr bei 29° C. starkes Gewitter, bei Tage luftig, wenig bewölkt, trocken.
29. -	$27\frac{8}{10}$	$28\frac{8}{10}$	$28\frac{8}{10}$	$27\frac{9}{10}$	$25\frac{8}{10}$	$26\frac{2}{10}$	$26\frac{2}{10}$	26		23	$19\frac{3}{4}$	ONO.	Luftig, gröſstentheils trübe, starke Regenschauer.
30. -	$27\frac{8}{10}$	28	$28\frac{1}{10}$	$27\frac{7}{10}$	26	$25\frac{9}{10}$	$26\frac{1}{10}$	$25\frac{2}{10}$		22	20	ONO.	Luftig, bewölkt, starke Regengüsse.
1. Juli	25	28	$27\frac{9}{10}$	$27\frac{6}{10}$	24	26	26	$25\frac{6}{10}$		$22\frac{1}{2}$	20	ONO.	Morgens windstill, dann luftig, bedeckter Himmel.
2. -	$22\frac{7}{10}$	26	$27\frac{1}{10}$	$26\frac{9}{10}$	$21\frac{8}{10}$	$24\frac{2}{16}$	$24\frac{1}{10}$	$24\frac{8}{10}$		22	18	ONO.	Nachts Gewitter; Tag schön, trocken, bewölkt.
3. -	$26\frac{9}{10}$	$28\frac{4}{10}$	$28\frac{6}{10}$	$27\frac{8}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$25\frac{6}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$25\frac{2}{10}$		$22\frac{3}{4}$	21	O.	Luftig, schön, trocken.

Tag.	Thermometer. (Celsius.)				Psychrometer. (Celsius.)				Barometer.	Thermometerograph. (Réaum.)		Windrichtung.	Witterung.
	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h	11 h.	3 h.	7 h.		max.	min.		
4. Juli	$27\frac{6}{10}$	$29\frac{3}{10}$	$29\frac{7}{10}$	28	$25\frac{4}{10}$	$26\frac{7}{10}$	$26\frac{3}{10}$	$26\frac{1}{10}$		$24\frac{1}{2}$	22	O.	Schön, klar, sehr luftig.
5. -	$27\frac{2}{10}$	$29\frac{2}{10}$	29	$27\frac{9}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$26\frac{1}{10}$	$25\frac{6}{10}$	26		24	22	O.	Schön, klar, luftig, einzelne Regenschauer.
6. -	$26\frac{9}{10}$	$27\frac{6}{10}$	$28\frac{8}{10}$	$28\frac{1}{10}$	$25\frac{7}{10}$	$25\frac{5}{10}$	$25\frac{6}{10}$	26		24	21	O.	Schön, klar, luftig.
7. -	$26\frac{6}{10}$	$28\frac{6}{10}$	$29\frac{3}{10}$	$28\frac{2}{10}$	$24\frac{8}{10}$	$25\frac{8}{10}$	$26\frac{2}{10}$	26		$23\frac{1}{2}$	$20\frac{1}{2}$	NO.	Morgens Regen, Tag trocken mit Ausnahme einiger Regenschauer.
8. -	$27\frac{7}{10}$	28	29	28	$25\frac{2}{10}$	$26\frac{1}{10}$	26	$25\frac{6}{10}$		$23\frac{1}{4}$	21	NO.	Luftig, schön, einzelne Regenschauer.
9. -	$27\frac{4}{10}$	$29\frac{1}{10}$	29	$28\frac{8}{10}$	$25\frac{5}{10}$	26	$26\frac{5}{10}$	$26\frac{2}{10}$		$23\frac{1}{4}$	$21\frac{1}{4}$	NO.	Luftig, schön, einzelne Regenschauer.
10. -	$27\frac{6}{10}$	$29\frac{9}{10}$	$28\frac{9}{10}$	$27\frac{8}{10}$	$24\frac{7}{10}$	$25\frac{7}{10}$	25	25		$23\frac{3}{4}$	21	NO.	Nachts Gewitter, Tag schön und luftig.
11. -	$27\frac{7}{10}$	$28\frac{8}{10}$	$27\frac{4}{10}$	$27\frac{6}{10}$	$24\frac{7}{10}$	26	25	$25\frac{5}{10}$		$23\frac{1}{2}$	21	NO.	Schön, luftig, einzelne Regenschauer.
12. -	$25\frac{2}{10}$	28	$25\frac{7}{10}$	$26\frac{1}{10}$	$24\frac{2}{10}$	$25\frac{9}{10}$	$24\frac{3}{10}$	$23\frac{6}{10}$		$22\frac{1}{2}$	20	NO.	Starke Regengüsse und starker Wind.
13. -	$26\frac{4}{10}$	$25\frac{2}{10}$	$27\frac{6}{10}$	$26\frac{3}{10}$	$24\frac{8}{10}$	24	$25\frac{1}{10}$	$24\frac{9}{10}$		$22\frac{1}{4}$	$20\frac{1}{4}$	O.	Morgens windstill, dann O. viel Regen, trüber Himmel.
14. -	$26\frac{3}{10}$	$28\frac{8}{10}$	$28\frac{3}{10}$	$26\frac{3}{10}$	$24\frac{8}{10}$	$25\frac{7}{10}$	$25\frac{6}{10}$	$24\frac{9}{10}$		23	$19\frac{1}{2}$	NO.	Schön, klar; Nachmittags Regenschauer, luftig.

Tag.	Thermometer. (Celsius.) 6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	Psychrometer. (Celsius.) 6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	Barometer.	Thermometerograph. (Réaum.) max.	min.	VWindrichtung.	VVitterung.
15. Juli	$25\frac{3}{10}$	$27\frac{7}{10}$	$28\frac{5}{10}$	$28\frac{1}{10}$	24	$26\frac{1}{10}$	$26\frac{2}{10}$	$26\frac{2}{10}$		23	19	NO.	Schön, einzelne Regenschauer, luftig.
16. -	$27\frac{5}{10}$	$28\frac{6}{10}$	$29\frac{2}{10}$	$28\frac{6}{10}$	$25\frac{1}{10}$	$25\frac{4}{10}$	$25\frac{7}{10}$	$25\frac{3}{10}$		$23\frac{1}{2}$	20	NO.	Luftig, bewölkt, trocken, schön.
17. -	$27\frac{4}{10}$	$27\frac{3}{10}$	28	28	$24\frac{9}{10}$	$24\frac{8}{10}$	$26\frac{2}{10}$	$25\frac{6}{10}$		$22\frac{1}{2}$	$19\frac{3}{4}$	O.	Bewölkt, luftig, Regenschauer, Nachmittags starker Wind.
18. -	$27\frac{6}{10}$	$28\frac{1}{10}$	$28\frac{1}{10}$	28	$25\frac{7}{10}$	$26\frac{6}{10}$	$25\frac{8}{10}$	$25\frac{6}{10}$		$22\frac{1}{2}$	20	O.	Bewölkt, regnigt, windig.
19. -	$27\frac{4}{10}$	$28\frac{6}{10}$	$28\frac{6}{10}$	$28\frac{1}{10}$	25	$25\frac{7}{10}$	26	$25\frac{2}{10}$		$22\frac{3}{4}$	$21\frac{1}{2}$	O.	Bewölkt, regnigt, luftig.
20. -	$27\frac{8}{10}$	$29\frac{1}{10}$	29	$28\frac{1}{10}$	26	$25\frac{7}{10}$	$26\frac{7}{10}$	$26\frac{1}{10}$		$23\frac{1}{2}$	21	NO.	Trübe, windig, Regenschauer, Gewitter.
21. -	27	$27\frac{1}{10}$	$28\frac{8}{10}$	$28\frac{9}{10}$	$25\frac{7}{10}$	$25\frac{1}{10}$	$26\frac{1}{10}$	$26\frac{2}{10}$		23	$21\frac{1}{2}$	NO.	Trübe, windig, Regen, Gewitter.
22. -	$27\frac{6}{10}$	$29\frac{7}{10}$	$29\frac{2}{10}$	27	$24\frac{6}{10}$	$25\frac{6}{10}$	$24\frac{8}{10}$	$24\frac{9}{10}$		24	21	NO.	Luftig, klar, schön.
23. -	$27\frac{6}{10}$	$29\frac{3}{10}$	$29\frac{1}{10}$	$28\frac{1}{10}$	$25\frac{5}{10}$	$26\frac{4}{10}$	$25\frac{6}{10}$	$26\frac{3}{10}$		$23\frac{3}{4}$	$21\frac{1}{2}$	NO.	Bewölkt, windig, Regenschauer.
24. -	$27\frac{9}{10}$	$28\frac{3}{10}$	$27\frac{9}{10}$	$26\frac{9}{10}$	$26\frac{1}{10}$	$26\frac{2}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$26\frac{2}{10}$		23	22	NNO.	Bewölkt, starker Wind, starke und häufige Regengüsse.
25. -	$27\frac{5}{10}$	$29\frac{2}{10}$	29	$27\frac{9}{10}$	$25\frac{3}{10}$	$26\frac{4}{10}$	$25\frac{6}{10}$	$25\frac{7}{10}$		$23\frac{1}{2}$	22	NO.	Bewölkt, starker Wind, Regengüsse.
26. -	$27\frac{6}{10}$	29	$29\frac{3}{10}$	$27\frac{5}{10}$	$24\frac{2}{10}$	$25\frac{8}{10}$	26	$25\frac{1}{10}$		$23\frac{1}{2}$	$21\frac{1}{2}$	NO.	Schön, luftig, klar.

Tag.	Thermometer. (Celsius.)				Psychrometer. (Celsius.)				Barometer.	Thermometerograph. (Réaum.)		Wind-richtung.	Witterung.
	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.	6 h.	11 h.	3 h.	7 h.		max.	min.		
27. Juli	$27\frac{4}{10}$	$29\frac{2}{10}$	$29\frac{1}{10}$	25	$24\frac{7}{10}$	$24\frac{8}{10}$	25	$23\frac{7}{10}$		$23\frac{1}{2}$	21	NNO.	Morgens starker Regenguſs, dann schön, luftig, Abends Gewitter.
28. -	$26\frac{2}{10}$	$27\frac{9}{10}$	$28\frac{8}{10}$	27	$24\frac{9}{10}$	$26\frac{2}{10}$	$26\frac{6}{10}$	$26\frac{2}{10}$		23	20	NNO.	Bewölkt, luftig, Regenschauer.
29. -	$26\frac{8}{10}$	$28\frac{8}{10}$	29	$28\frac{1}{10}$	$25\frac{2}{10}$	$26\frac{2}{10}$	$26\frac{6}{10}$	$25\frac{6}{10}$		$23\frac{1}{4}$	$20\frac{1}{2}$	NNO.	Schön, klar, luftig, einzelne Regenschauer.
30. -	28	$29\frac{8}{10}$	$29\frac{8}{10}$	28	$24\frac{5}{10}$	25	$25\frac{7}{10}$	$25\frac{1}{10}$		$23\frac{3}{4}$	$20\frac{1}{4}$	NNO.	Schön, klar, windig.
31. -	$24\frac{8}{10}$	30	$29\frac{9}{10}$	$27\frac{8}{10}$	$21\frac{3}{10}$	$25\frac{7}{10}$	$25\frac{4}{10}$	$24\frac{1}{10}$		$23\frac{3}{4}$	19	NW.	Schwacher Wind, schön, trocken.
1. August	$26\frac{2}{10}$	$29\frac{7}{10}$	$29\frac{8}{10}$	$26\frac{3}{10}$	$22\frac{1}{10}$	$23\frac{5}{10}$	$23\frac{2}{10}$	$21\frac{1}{10}$		$23\frac{3}{4}$	19	O.	Schön, klar, windig.
Medium	26	$28\frac{4}{10}$	$28\frac{5}{10}$	$27\frac{3}{10}$	$24\frac{5}{10}$	$25\frac{8}{10}$	$25\frac{8}{10}$	$25\frac{1}{10}$					
	$27\frac{8}{10}$ (22,24° Réaumur.)				$25\frac{3}{10}$								

Die Thermometerbeobachtungen sind viermal täglich zu den geeignetsten Stunden gemacht worden, und ergeben für die gesammte Beobachtungszeit eine mittlere Temperatur von $27\frac{8}{10}{}^0$ Cel. oder 22, 24° Réaum., und für die einzelnen Tageszeiten:

6 Uhr	Morgens	26° Cel.
11 -	-	$28\frac{4}{10}{}^0$ -
3 -	Nachmittags	$28\frac{5}{10}{}^0$ -
7 -	-	$27\frac{3}{10}{}^0$ -

Die Psychrometerbeobachtungen für den Feuchtigkeitsgehalt der Luft sind nach der Methode von August an einer befeuchteten Thermometerkugel gemacht worden, und ergeben für die ganze Zeit überhaupt einen mittlern Dunstdruck (in Pariser Linien) von 10, 35‴, für die einzelnen Tageszeiten aber folgende mittlere Zahlen:

6 Uhr	Morgens	10, 06‴
11 -	-	10, 58‴
3 -	Nachmittags	10, 55‴
7 -	-	10, 21‴

Die Barometerbeobachtungen konnten leider nur unvollständig angestellt werden, weil das Barometer bei der Strandung des Schiffes völlig unbrauchbar wurde.

Da unser Aufenthalt hauptsächlich in die Frühjahrsregenzeit fiel, so liefert die vorstehende Tabelle ein treues Bild gerade derjenigen Periode, welche von Europäern als die gefährlichste unter den Tropen gefürchtet zu werden pflegt, wiewohl sie mit einem warmen und feuchten Sommer in Deutschland augenscheinlich groſse Aehnlichkeit hat.

Der Vergleich unserer eignen Untersuchungen mit allen zuverlässigen Angaben, welche wir zu erlangen im Stande waren, insbesondere mit den Berichten, die uns dortige Ansiedler lieferten, führte uns über Klima und Witterungsverhältnisse der Mosquitoküste zu nachstehenden Resultaten.

Die geographische Lage des Landes, zwischen dem eilften

und sechszehnten Grade nördlicher Breite, und die unbedeutende Erhebung über den Meeresspiegel bedingen ein tropisches Klima. Dasselbe erleidet aber durch die Configuration des Bodens und durch die herrschende Windrichtung eine sehr wesentliche Modification.

Wie nämlich bereits oben — Kapitel II. — näher ausgeführt ist, hat die ganze Küste eine flache, von wenig beträchtlichen Hügelzügen unterbrochene Lage, und erhebt sich vom Atlantischen Ocean aus nach dem Innern zu, nur in sehr allmälig, wellenförmig höher und höher ansteigenden Terrassen dergestalt, daſs erst in einer Entfernung von 10 bis 15 geographischen Meilen die flachen Abhänge und Seitenausläufe derjenigen Gebirgszüge auftreten, welche weiterhin die Grenze zwischen den Republiken von Centralamerika und dem Mosquitolande bilden.

Bei dieser Gestaltung des Bodens ist das ganze Land den während drei Vierteln des Jahres wehenden östlichen Seewinden ausgesetzt.

Hiernach tritt das Klima der Mosquitoküste ganz entschieden als ein Seeklima auf, und nicht nur die angenehmste Milderung tropischer Hitze, sondern auch eine geringe Differenz der Temperaturen der einzelnen Jahreszeiten und der einzelnen Tageszeiten untereinander ist die Folge desselben.

Hierin liegt nun der auſserordentlich groſse Unterschied zwischen dem Klima der Mosquitoküste und dem Klima der meisten übrigen Länder unter denselben Breitengraden *).

Am auffallendsten ist dies im Vergleich mit dem afrikanischen Festlande. Aber selbst das Klima der westindischen Inseln steht dem der Mosquitoküste beträchtlich nach. Die gebirgige Beschaf-

*) So beträgt nach Cossigny und le Gentil in Pondicheri unter 11° 42′ N. die kleinste Temperatur 21° 6 Cel., die höchste 44, 7; in Madras unter 13° 45′ N. nach Roxbourgh das Minimum 17° 3, das Maximum 40°; in Martinique unter 14° 35′ N. nach Chanvalon, Minimum 17, 1 Maximum 35°.

fenheit dieser Inseln schlieſst im Allgemeinen das Seeklima aus, weil durch die nahe an das Meeresgestade gerückten Gebirge ganz andere Bedingungen der Witterungs-Constitution gegeben werden. Für die hochgelegenen Gegenden sind dieselben zwar gewöhnlich vortheilhaft; diejenigen Plätze aber, welche niedrig an der Meeresküste, zwischen dieser und den nahen Gebirgen liegen, sind einem Wechsel der heiſsesten Tage und sehr kalter Nächte ausgesetzt und werden deshalb der menschlichen Gesundheit leicht nachtheilig. Beispiele dieser Art sind Kingston auf Jamaica und die Havanna.

Die Jahreszeiten auf der Mosquitoküste unterscheiden sich, wie in den Tropengegenden überhaupt, in nasse und trockene; es sind deren jedoch nicht, wie in den meisten tropischen Ländern, nur zwei, sondern vier, zwei nasse und zwei trockene.

Die Winterregenzeit beginnt gegen Ende des October und währt bis in den Februar. Der Regen hält in dieser Zeit keinesweges fortdauernd an, währt vielmehr selten einen ganzen Tag hindurch. Er erscheint gewöhnlich in der Form häufiger, mehr oder minder schnell vorübergehender Schauerregen, welche oft von starken Windstöſsen begleitet sind, und selbst während dieser nassen Jahreszeit giebt es nicht selten Tage und Nächte, welche ganz ohne Regen vergehen, was besonders der Fall ist, wenn ein trockner Nordwind das Uebergewicht erhält.

Allgemeine Landregen, welche den ganzen Horizont überziehen und mehrere Tage lang anhalten, wie die Herbstregen im nördlichen Europa, sollen dort niemals oder nur höchst selten vorkommen. Dagegen sind die Wassermengen, welche in den einzelnen Regengüssen herabfallen, ungleich beträchtlicher, als in Europa.

Während dieser nassen Jahreszeit erreicht die Temperatur im Monate December ihr Minimum, welches nach den Angaben dortiger Ansiedler — vgl. auch Thomas Young a. a. O. p. 58 — etwa 60° Fahr., also 15, 55° Cel. oder 12, 44° Réaum. beträgt.

Von der Mitte oder vom Ende des Februar folgt hierauf bis zur ersten Hälfte des Juni eine trockene Jahreszeit, worauf die bis gegen das Ende des Juli anhaltende Frühlingsregenzeit eintritt, welche sich von der Winterregenzeit hauptsächlich nur durch die höhere Temperatur unterscheidet.

Auf dieselbe folgt dann wiederum eine, bis gegen Ende October anhaltende, trockene Jahreszeit, während welcher die Temperatur im Monat August ihr Maximum von 86° Fahr. oder 30° Cel. oder 24° Réaum. erreicht.

Die Uebergänge der trockenen und nassen Jahreszeiten in einander sind — nach den übereinstimmenden Aussagen der dortigen Ansiedler — an der Mosquitoküste weniger schroff, als in echt tropischen Landklimaten, und ganz besonders dürfte hervorzuheben sein, daſs auch die trockenen Jahreszeiten durch einzelne, leichte, meistens in der Nacht fallende Regenschauer erfrischt und abgekühlt werden.

Für die einzelnen Monate stellen sich nach dem Vorhergehenden folgende allgemeine Witterungsverhältnisse heraus.

1. Winter-Regenzeit.

October, in der ersten Hälfte gewöhnlich trocken, bei vorherrschenden östlichen Winden; gegen das Ende Regenschauer; Eintritt des Winters bei vorherrschenden Nordwinden.

November, Regenschauer bei vorherrschenden Nordwinden, einzelne Tage und Nächte trocken.

December, anhaltendere Regenschauer, Nordwinde, tiefste Temperatur bis 15° Cel. oder 12° Réaum. Nach allen Nachrichten, welche wir von den dortigen Ansiedlern erhalten konnten, fällt im December zwar der meiste Regen; doch kommen auch in diesem Monate höchst selten Tage vor, an welchen es unausgesetzt regnete, wogegen nicht ungewöhnlich mehrere Tage hindurch klares, kühles Wetter vorherrschend ist.

Der Capitain Haly, ein wissenschaftlich gebildeter Engländer,

welcher seit etwa 20 Jahren am Cap Gracias a Dios ansässig ist, versicherte uns, daſs nach seinen, ziemlich regelmäſsigen Beobachtungen während dieses kältesten Monats die Temperatur zwischen 60 und 65° Fahr. schwanke (15 bis 18, 33° Cel. oder 12 bis 14, 66° Réaum.).

Januar. Regenschauer mit klarem Wetter wechselnd. Nordwinde.

Februar. Die Regenschauer nehmen schon in der ersten Hälfte ab, während die Nordwinde noch vorherrschend bleiben, und gegen das Ende des Monats erhält, bei wechselnden Nord- und Ostwinden, klares, trockenes Wetter das Uebergewicht.

2. Die trockene Jahreszeit

beginnt gewöhnlich schon in der zweiten Hälfte des Februar, bei wechselnden nördlichen und östlichen Winden.

März, trocken, mäſsig warm; der Wind geht von Norden durch Nordosten nach Osten, und die östlichen Seewinde treten anhaltend auf.

April, trocken, mäſsig warm, anhaltende östliche Winde, nur selten noch wechselnd mit nördlichen Winden.

Mai, trocken; die Wärme äuſserst gemildert durch die gleichmäſsigen, starken östlichen Passatwinde und leichte nächtliche Regen.

Juni,
erste Hälfte in der Regel noch trocken, jedoch hin und wieder durch einzelne Tages-Regenschauer unterbrochen, welche schnell vorübereilen. Anhaltende, erfrischende Ostwinde.

3. Die zweite nasse oder Frühlings-Regenzeit.

Juni,
zweite Hälfte. In der zweiten Hälfte des Juni treten die Schauerregen häufiger und anhaltender ein, wechselnd mit klaren und völlig trocknen Tagen, wie dies aus der oben gegebenen

Tabelle speciell zu ersehen ist. Anhaltende, erfrischende Ostwinde, Gewitter.

Juli, häufigere und stärkere Regenschauer, welche in der Regel flüchtig vorübereilen und niemals den ganzen Tag hindurch anhalten. Einzelne klare Tage. Häufige Gewitter, ebenfalls mit groſser Schnelligkeit heraufziehend und eben so schnell vorübereilend. Gegen das Ende des Monats nehmen die Regenschauer ab und verlieren an Intensität. Anhaltend starke Ostwinde.

4. Die zweite trockene Jahreszeit.

August, trocken; Wind wechselnd, doch Seebrisen meistens vorherrschend. Gegen Ende des Monats erreicht die Wärme ihr Maximum von 30° Cel. (24° Réaum.), wird aber gemildert durch einzelne, meistens in der Nacht fallende Regen.

September — wie im August; gegen Ende des Monats nimmt die Wärme ab.

October,

erste Hälfte. In der ersten trocknen Hälfte des Monats treten die östlichen Winde wieder stärker auf, und gehen gegen die Mitte des Monats durch Nordost nach Norden, worauf die Winterregenzeit ihren Anfang nimmt.

Die eigentlichen Regenmonate, in welchen die Nässe vorherrscht, sind demgemäſs:

November,
December,
Januar,
Juli.

Monate, in welchen Regentage und heitere Witterung ziemlich im Gleichgewichte stehen:

October,
Februar,
Juni.

Trockene Monate:

März,
April,
Mai,
August,
September.

Die Tagestemperatur hat nach unsern Beobachtungen ihr Maximum zwischen zwei und drei Uhr Nachmittags, ihr Minimum kurz vor Sonnenaufgang. Die Differenz zwischen beiden ist so geringe, wie es die Natur des Seeklima's bedingt.

Daſs die Tages- und Nachtlängen im Laufe des Jahres unter den Tropen wenig variiren, und daſs weder die Tage, noch die Nächte, die Länge der längsten europäischen Tage und Nächte erreichen, ist bekannt.

Die Menge der wäſsrigen Niederschläge, sowie der Feuchtigkeitsgehalt der atmosphärischen Luft, ist während der Regenzeit an der Mosquitoküste beträchtlich.

In einzelnen Regengüssen fallen sehr bedeutende Wassermengen herab, besonders bei Gewitterregen.

Wir haben mehrere Messungen der Regenmengen angestellt, welche wir uns hier anzuführen erlauben, obgleich wir sehr wohl wissen, daſs solche Beobachtungen nur Werth haben, wenn sie Jahre lang fortgesetzt sind, wogegen die unsrigen ganz vereinzelt dastehen.

Bei dem Gewitterregen, welcher am 16ten Juni Nachmittags von 3 bis etwa $4\frac{1}{2}$ Uhr anhielt, fanden sich in einem Gefäſse von circa 1 Quadratfuſs Oeffnung circa 153 Cubikzoll Wasser, so daſs also das herabgefallene Wasser eine Höhe von $\frac{153}{144}'' = 1,0625''$ erreichte.

Bei dem starken Gewitterregen, welcher am 21sten Juni Morgens 6 Uhr circa 35 Minuten anhielt, fand sich eine Regenhöhe von $\frac{95}{144}'' = 0,65972''$.

Bei dem anhaltend starken Regen endlich, welcher am 12ten Juli von 7 Uhr Morgens bis $12\frac{1}{2}$ Uhr Mittags fiel, betrug die Höhe des gefallenen Wassers $\frac{172}{144}'' = 1,1944''$.

Dies sind die gröſsten Regenmassen, welche wir während der Frühlingsregenzeit beobachtet haben.

Die Thaumenge war während unseres Aufenthaltes in den, verhältniſsmäſsig wenigen trocknen Nächten, in welchen wir Beobachtungen anstellen konnten, höchst unbedeutend. Sie soll, nach der übereinstimmenden Aussage der dortigen Ansiedler, auch während der trockenen Jahreszeit nicht sehr beträchtlich sein, worauf wohl der Umstand Einfluſs haben mag, daſs auch zur Nachtzeit die atmosphärische Luft über dem Lande selten eine niedrigere Temperatur hat, als über dem Meere.

Während der trocknen Jahreszeiten ist der Himmel klar und heiter, nur vorübergehend von Wolken umlagert, welche sich Morgens als groſse Bänke am Horizont sammeln, den Tag hindurch stehen bleiben und Abends zerflieſsen, und die Sterne leuchten dann mit einem ruhigen, hellen Lichte.

Auch während der nassen Jahreszeiten ist andauernd völlig bewölkter Himmel selten. Regenschauer wechseln mit dem heitersten Sonnenscheine. Noch ist der Himmel klar, die starke Seebrise weht die angenehmste Kühlung über das Land hin; — plötzlich tauchen Wolken am fernen, östlichen Horizont auf; — sie breiten sich weiter aus, ziehen schnell herauf, verhüllen den Himmel und stürzen, nicht selten von Windstöſsen, Blitz und Donner begleitet, Wasserströme herab. Aber so schnell sie gekommen sind, so flüchtig eilen sie vorüber. Nach einer Stunde, ja oft nach einer Viertelstunde, ist der Himmel wieder klar und heiter, um bald von neuen Wolkenmassen verdeckt zu werden. Nur an wenigen Tagen hält der Regen mehrere Stunden lang an.

Auch während der Nächte der nassen Jahreszeit, welche sich durch ungemeines Funkeln der Sterne auszeichnen, erscheinen diese Regenschauer. Nach unsern Beobachtungen pflegt jedoch in der Regel ein völlig heiterer Tag zu folgen, wenn es in der Nacht stark geregnet hatte.

Dies war der Verlauf während der ganzen Frühlingsregen-

zeit, welche wir in dem Mosquitolande verlebten, und in ähnlicher Weise soll, nach der Aussage glaubwürdiger Ansiedler, der Verlauf der Winterregenzeit sein, nur daſs die Temperatur dann viel tiefer steht und die einzelnen Regenmengen beträchtlicher sind.

Die Electricität der atmosphärischen Luft ist während der Regenzeit bedeutend. Starkes Wetterleuchten war eine der gewöhnlichsten nächtlichen Erscheinungen. Auch andere Feuermeteore sind nicht selten, und wir sahen selbst mehrmals Feuerkugeln am nächtlichen Himmel.

Gewitter fehlen während der nassen Jahreszeiten nicht; sie ziehen jedoch meistens mit groſser Schnelligkeit vorüber, und mit Ausnahme eines einzigen Falles*) ist uns ihre Intensität nicht

---

*) Das stärkste Gewitter, welches wir auf der Mosquitoküste erlebt haben, überfiel uns am 28sten Juni, als wir Nachts in der Gegend des Cap False zu Pferde am Meeresstrande reisten. Gegen 2 Uhr Morgens trat plötzlich eine drückende Schwüle ein. Das Thermometer stieg auf 29° Cel. (23° R.). Auf eine kurze Windstille folgte ein starker Ostwind; — furchtbare Wolkenmassen zogen mit unglaublicher Geschwindigkeit herauf, verhüllten den Mond, der bis dahin hell geschienen hatte, und bedeckten bald den ganzen Himmel. Der Regen stürzte in *einem* gewaltigen Strome herab, und in dem Zeitraume weniger Minuten war eine solche Finsterniſs eingetreten, daſs man im eigentlichsten Sinne des Worts *Nichts* zu sehen vermochte. Blitze von blendend weiſser Farbe durchkreuzten nun den Himmel nach allen Richtungen hin, und lieſsen auf Augenblicke die am Gestade brandenden Wellen und die herabstürzenden Regenmassen wie Feuerfluthen erscheinen. Ein eigenthümlicher Schwefelgeruch beengte uns den Athem, und die Donnerschläge rollten, oder *schmetterten* vielmehr so furchtbar, daſs Himmel und Erde zu beben schienen. Unsere Pferde, welche sogleich bei dem Ausbruche des Wetters von selbst Halt gemacht und sich vom Winde abgewendet hatten, mit gesenkten Köpfen dastanden und nicht von der Stelle zu bringen waren, zitterten so stark, daſs wir uns genöthigt sahen, abzusteigen, um ihr Zusammenstürzen zu vermeiden. Es ist nicht übertrieben, daſs es bei den einzelnen Donnerschlägen schien, als ob der Boden unter unsern Füſsen wanke. So schnell aber dieses furchtbare Wetter heraufgezogen war, so schnell eilte es vorüber. Nach kaum 40 Minuten waren die Wolken entflohen, und der Mond schien wieder so freundlich, wie zuvor.

Das Thermometer zeigte nun 25° C. und sank bald darauf bis zu $23\frac{1}{2}$° C. Die See nahm an dem ganzen Ereigniſs keinen Antheil, blieb vielmehr in derselben Bewegung, wie zuvor.

Nach dem Eindruck, den dies schwere Gewitter auf unsere indianischen Be-

ungewönlich erschienen. Wir haben auch niemals die Spur eines Gewitterschadens bemerkt.

Ueber die herrschenden Winde haben wir bereits oben angeführt, daſs fast beständig, das ganze Jahr hindurch, Seewinde wehen, unter welchen besonders die östlichen Passate das entschiedene Uebergewicht haben. Sie sind keinesweges kalt — wie etwa die Ostwinde in Europa — vielmehr macht ihr Eintritt oder ihre Dauer keinen Temperaturunterschied. Sie sind aber — wie wir an uns selbst genugsam erfahren haben — so ungemein erfrischend, daſs selbst höhere Temperaturen viel weniger lästig fallen, als häufig die Sommerhitze in Deutschland.

Auf unsern Wanderungen in das Innere trauten wir mehr als einmal unsern Augen kaum, wenn das, stets zur Beobachtung bereit gehaltene Reisethermometer eine Wärme von 22 oder 23° Réaum. angab, während wir, unserm Gefühle nach, kaum 18 oder 19° vermutheten, und nur durch eine Vergleichung mit den, alsbald hervorgeholten übrigen Instrumenten konnten wir uns von der Richtigkeit unsers Reisethermometers überzeugen. Ebenso können wir versichern, daſs wir bei dem Rasten in den gewöhnlichen Indianerhütten, welche nur oben bedeckt sind, und durch welche daher der Wind frei durchstreicht, es mehr als einmal bei einer Temperatur von 20° Réaum. ganz gemüthlich fanden, über den leichten, linnenen Rock, welcher während der Bewegung und Anstrengung der Reise genügt hatte, noch einen wär-

---

gleiter machte, von denen die meisten unberitten waren, muſs allerdings ein solches Ereigniſs auch dort eine Seltenheit sein. Sie saſsen zusammengekauert auf der Erde und suchten sich neben und unter den Pferden einigermaſsen vor dem Regen zu schützen. Nach jedem heftigen Donnerschlage lieſsen sie ihr klagendes Allaï, Allaï, Allakaï! (ach! o! Ausruf des Schreckens und der Furcht) erschallen, und der alte Häuptling Grey, welcher ziemlich geläufig englisch spricht, erklärte uns wiederholt, als wir unsere Reise fortsetzten, daſs er etwas Aehnliches in seinem langen Leben nicht erfahren habe. Ueberhaupt blieb dieses Gewitter für unsere Indianer noch lange ein Hauptgegenstand der Unterhaltung, der in jeder fremden Hütte, in welche wir auf unserer weiteren Reise einkehrten, wieder hervorgesucht und mit vielen lebhaften Gesten vorgetragen und erläutert wurde.

meren, wollenen Rock zu ziehen, und niemals sind uns die wasserdichten Regenmäntel und Regenmützen, welche wir während der Regenzeit bei unseren Reisen zu Pferde oft stundenlang nicht ablegten, irgend besonders lästig geworden.

Da die Küste weit landeinwärts flach und die Lufttemperatur an derselben, zumal in den nassen Jahreszeiten, während der Nächte selten tiefer ist, als die Lufttemperatur über dem Meere, so findet während des gröſsten Theiles des Jahres der, in andern tropischen Ländern so constante Wechsel von Land- und Seewinden nicht statt, sondern die Seewinde bleiben durchaus vorherrschend. Weiter landeinwärts, wo die bedeutendere Erhebung über den Meeresspiegel ein Sinken der Lufttemperatur während der Nacht zur Folge hat, macht sich ein solcher Wechsel allerdings bemerkbar, und auch an der Küste fehlt er während der trockenen Jahreszeiten nicht ganz.

Da, wo der Wechsel stattfindet, beginnt der Seewind gewöhnlich Morgens um 8 oder 9 Uhr, wird allmälig stärker, erreicht in den Nachmittagsstunden sein Maximum, wird dann wieder geringer, und stirbt mit Sonnenuntergang ab, worauf während der Nacht sich der kältere Landwind erhebt, der um Mitternacht sein Maximum zu erreichen und kurz vor Sonnenaufgang einer Windstille Platz zu machen pflegt.

Die Stärke der Winde ist in der Regel nicht unbeträchtlich, doch sind Orkane (Hurricans), diese den Tropen eigenthümlichen furchtbaren Stürme, hier völlig unbekannt; ein Umstand, der um so mehr zu erwähnen sein dürfte, als manche der westindischen Inseln den furchtbarsten Orkanen ausgesetzt, ja sogar, wie die kleinen Bahama-Inseln, aus diesem Grunde ganz unbewohnbar sind.

Ebenso unbekannt sind Erderschütterungen *).

*) Thom. Young (a. a. O. p. 89) will während seines Aufenthalts am Black river eine Erderschütterung bemerkt haben, welche 5 Secunden anhielt. Wir haben uns hiernach sowohl bei Herrn W. Upton, welcher damals eben-

Die Indianer kennen die Bedeutung des Ausdrucks „nike-nike“ (Erdbeben) nur aus der Tradition ihrer Vorfahren, welche nach der Sage einen groſsen Theil des heutigen Nicaragua sollen besessen haben.

Wir haben bei vielen hochbejahrten Indianern über etwa vorgekommene Erderschütterungen nachgeforscht, jedoch stets die übereinstimmende Antwort erhalten, daſs sie zwar von solchen Ereignissen in den spanischen Republiken jenseits der Gebirge gehört, in ihrem Lande dergleichen aber niemals erlebt hätten, und der, schon mehrmals erwähnte, am Cap Gracias a Dios residirende Capitain Haly versicherte uns, daſs er selbst zu den Zeiten der, mit starken Erdbeben verbundenen Ausbrüche der feuerspeienden Berge von Guatemala weder die geringste Erderschütterung auf der Mosquitoküste, noch sonst eine ungewöhnliche, auf eine so furchtbare Naturerscheinung hindeutende Veränderung in den gewöhnlichen Temperaturverhältnissen bemerkt habe.

Es scheint, als ob die bedeutenden Gebirgszüge, welche die centralamerikanischen Republiken von dem Mosquitolande trennen, auch in dieser Beziehung eine höchst vortheilhafte Scheidewand bilden.

---

falls am Black river lebte, als bei Capit. Haly erkundigt. Beide wuſsten sich auf dies Ereigniſs durchaus nicht zu besinnen und waren der Meinung, daſs Young sich wohl geirrt und einen heftigen Donnerschlag für eine Erderschütterung gehalten habe, indem die letztere jedenfalls im ganzen Lande bemerkt und sicherlich vielfach besprochen worden wäre. Erwägt man genau, was Young von den Wolken erzählt, welche während des Ereignisses die Sonne verdeckten, — so dürfte eine solche Verwechselung nicht unwahrscheinlich sein, indem es nach unsrer eigenen Erfahrung hin und wieder vorkommt, daſs einzelne, schnell und ohne Regen vorüberziehende Wolken sich in einem einzigen, schmetternden Donnerschlage entladen, von welchem die Erde zu beben scheint.

Viertes Kapitel.

Von der Flora.

Die gleichmäſsig warme Temperatur, der Feuchtigkeitsgehalt der atmosphärischen Luft und die vortreffliche Fruchtbarkeit des Bodens erzeugen gemeinschaftlich auf der Mosquitoküste einen Grad von Fruchtbarkeit, welcher den Nordländer in Erstaunen setzt.

Das ganze Land ist mit der üppigsten Vegetation bekleidet. In der Nähe des Meeres wechseln Savannen, deren Gräser oft mehr als mannshoch emporwachsen, mit Gruppen der mannigfachsten Frucht- und anderer nutzbaren Bäume, und wo das Land sich höher über den Meerespiegel erhebt, findet man Waldungen von Mahagoni, Cedrelen und ähnlichen kostbaren Hölzern.

Pflanzen, welche in unsern Glashäusern, trotz aller Sorgfalt kaum Blüthen, geschweige denn Früchte zu bringen vermögen, gedeihen wild in der üppigsten Pracht. Für sein tägliches Brod bedarf der Mensch kaum einer gröſsern Mühe, als der des Einsammelns, und hat nicht um Wintervorrath zu sorgen, weil jede Jahreszeit, jeder Monat neue Früchte reift.

Es würde die Grenzen unseres Berichtes weit überschreiten, auch zur Zeit noch ganz unmöglich sein, die vollständige Flora des Landes zu liefern. Darum haben wir nur das hervorgehoben, was dem menschlichen Bedürfnisse vorzugsweise entspricht.

Es ist, gröſstentheils wild wachsend, Weniges cultivirt, ungefähr Folgendes.

I. Monocotyledoneae Juss.

Der gemeine Pisang, Plantain der Engländer, le Bananier cultivé, Musa paradisiaca Linn., Familie der Musaceae (Scitamineae) Polygamia monoecia Linn., Hexandria monogynia Auct. rec., ist dasjenige Gewächs, welches den Bewohnern der Mosquitoküste die hauptsächlichste Nahrung liefert*).

Er gedeiht in gutem Boden, wird durch Stecklinge fortgepflanzt, treibt in etwa elf Monaten zwischen seinen sechs bis zwölf Fuſs langen, palmenartigen Blättern längliche, gurkenförmige Früchte in groſsen Bündeln, und bringt in jedem Monate neue Blüthen hervor und neue Früchte zur Reife.

Die Früchte werden entweder unreif (grün) oder reif (gelb) genossen. In ersterm Zustande sind sie reich an Mehl und werden, von der Schale entblöſst, geröstet und anstatt des Brodes gebraucht, für welches sie allerdings ein ganz vorzügliches Surrogat gewähren. Im reifen Zustande enthalten sie, auſser dem Mehl, einen groſsen Reichthum an Zuckerstoff und gewähren dann — bald mit Wasser gekocht, bald in Butter oder Oel gesotten, bald nur am Feuer geröstet — eines der wohlschmekkendsten und nahrhaftesten Gemüse, welche es überhaupt in der Welt giebt**).

Die Banane, Bananen-Pisang, Musa sapientum L., gehört derselben Gattung an, wie der gemeine Pisang, und ist ihm sehr ähnlich, nur daſs die Früchte kleiner, von feinerem, gewürzrei-

*) Alexander v. Humboldt hat nachgewiesen, daſs der Pisang auf derselben Grundfläche 44mal mehr Nahrungsstoff als die Kartoffel, und 133mal mehr als der Weitzen giebt.

**) Wir haben uns während unseres Aufenthaltes an der Mosquitoküste der gerösteten, reifen Plantanen fortdauernd an Stelle der Kartoffeln bedient. Sie durften bei keiner Mahlzeit fehlen und bildeten oft den Hauptbestandtheil derselben. Es dürfte auf Erden kaum eine gesündere, wohlschmeckendere und mehr nahrhafte Pflanzenspeise geben.

cherem, süſsem, erdbeerartigem Geschmacke sind, und daher in in der Regel roh, als Obst genossen werden.

Die Blätter der Pisangarten sind zur Anfertigung von Zeugen, Stricken und Flechtwerken sehr brauchbar und werden von den Indianern häufig dazu verwendet.

Die Plantane und Banane gedeiht in den, von uns näher erforschten Theilen der Mosquitoküste überall auf den humusreichen Ufern der Flüsse und der Carataska-Lagune in gröſster Fülle und Schönheit.

Das Blumenrohr, Indian Cane der Engländer, Canna Indica L., Familie der Cannaceae, Monandr. monogyn. L., wächst fuſshoch aus einer knolligen, wallnuſsgroſsen Wurzel. Die letztere ist der Kartoffel ähnlich und eben so, wie die, ein wohlschmeckendes, spinatähnliches Gemüse gebenden Blätter, genieſsbar.

Die Pfeilwurzel, Arrow root der Engländer, Maranta arundinacea L., Fam. der Cannaceae, Monandr. monogyn. L., hat dicke, knollige Wurzeln, welche reich an Nahrungsstoff sind. Das Mehl dieser Wurzel ist selbst in Europa bekannt und im Gebrauche. Die Fortpflanzung geschieht durch Stecklinge, welche in Zeit eines Jahres nutzbare Wurzelknollen bringen. Sie findet sich häufig in dem Willockschen Gebiete.

Die echte Vanille, Epidendron Vanilla L., Fam. Orchideae, Gynandr. diandr. L., wächst im Mosquitolande auf den tieferen und schattigen Stellen der Fluſsufer und in feuchten Waldthälern überall wild. Da sie hier wegen der eigenthümlichen Witterungs- und Bodenverhältnisse ganz vortrefflich gedeiht, so würde sie, gehörig angepflanzt und cultivirt, unzweifelhaft einen sehr hohen Ertrag gewähren. Die langen, schmalen, schön duftenden Fruchtkapseln sind als kostbarer Handelsartikel allgemein bekannt *).

*) Die von den Indianern gesammelte Vanille ist meistens schlecht getrock-

Die Yamswurzel, Dioscorea alata L., Fam. Dioscoreae, Dioecia hexandr. L., in den Monaten December, Januar oder Februar gepflanzt, bringt in Zeit von elf Monaten sehr groſse Wurzelknollen, welche, gekocht oder geröstet, eine kräftige, der Kartoffel sehr ähnliche Nahrung geben.

Die Sarsaparille, Smilax Sarsaparilla L., Fam. Smilaceae (Asparagineae) Dioec. hexandr. L., wächst in sehr groſser Menge und in mehreren Varietäten wild an den Fluſsufern und in den Savannen. Ihre Blüthe ist gelblich, mit Roth gemischt, die Frucht schwarz und enthält mehrere braune Saamenkörner. Die Wurzelfasern sind in den Apotheken in so häufigem Gebrauche, daſs diese Pflanze einen sehr bedeutenden Handelsartikel ausmacht. Die Sarsaparille aus den Savannen wird für die beste gehalten.

Die Ananas, Bromelia Ananas, Ananassa sativa L., Fam. Bromeliaceae, Hexandr. monogyn. L., wächst in der gröſsten Menge und in ausgezeichneter Qualität wild. Sie kommt in mehreren Varietäten vor. Die schönste Frucht ist im reifen Zustande von grüner Farbe, mit einem schwachen gelben Anfluge am untern Ende, von einem ungemeinen Saftreichthum und Aroma und einem schmelzenden, hellweiſsen Fleische. Die gemeine, kleine gelbe Ananas dient als Viehfutter und wird meistens den Schweinen überlassen.

Die Cocospalme, Cocos nucifera L., Fam. Palmae pennatifoliae, Monoecia hexandr. L., ist nicht nur einer der schönsten, sondern auch einer der nutzbarsten Bäume, dessen Anpflanzung

---

net. Ueberhaupt legen die Eingeborenen auf diesen Gegenstand — so wie auf die, ebenfalls überall wild wachsende Sarsaparille — einen sehr geringen Werth. Für einen kleinen Theetassenkopf voll gemeinen Schieſspulvers und für einige Angelhaken kann man 100 und mehr Vanilleschoten eintauschen, wenn sich nämlich die Indianer überhaupt zum Einsammeln bequemen.

Die in den Wäldern wachsende Vanille hat den schönsten Duft und das meiste Aroma. Wir haben einige Proben mitgebracht und höchsten Orts vorgelegt, und dieselben sind von Kennern für höchst vorzüglich erklärt worden.

in vielfacher Beziehung auſserordentlich belohnend ist. Seine Fortpflanzung geschieht durch die reifen Nüsse, welche man, wenn sie vom Baume gefallen sind, im Freien so lange liegen läſst, bis sie Spröſslinge treiben. Haben diese Spröſslinge eine Länge von anderthalb Fuſs erreicht, so pflanzt man die Nuſs sammt den Spröſslingen in die Erde.

Der Baum wächst rasch, beginnt im sechsten Jahre zu tragen und bringt Jahr aus, Jahr ein, in jedem Monate ein Bündel von funfzehn bis fünf und zwanzig Nüssen. Wenn er ein höheres Alter als dreiſsig Jahr erreicht hat, trägt er kleinere Nüsse.

Bei den jungen Nüssen besteht der ganze Kern aus dem bekannten, wohlschmeckenden, erfrischenden und nahrhaften Fruchtwasser — der Cocosmilch*) — welcher sich allmälig als eine weiſse, gallertartige, äuſserst nahrhafte Masse im ganzen Umfange der Schale absetzt und endlich den harten, ebenfalls äuſserst nahrhaften Kern der Nuſs bildet, aus welchem das bekannte Cocosnuſsöl theils durch Auskochen, theils durch Auspressen gewonnen wird. Die Blätter werden zu Flechtwerken von mancherlei Art und zum Dachdecken gebraucht. Sechs bis zehn Cocospalmen sind für eine Indianerfamilie dasselbe, was das Getreide- und Kartoffelfeld für unsere Ackerbauer ist, — sie ernähren sie. Man findet daher auch die Cocospalme auf allen Indianerniederlassungen angepflanzt.

Der unsinnige indianische Gebrauch inzwischen, bei dem Tode eines Familienvaters sämmtliche, von demselben gepflanzte Cocospalmen niederzuhauen, beschränkt auſserordentlich die Vermehrung dieses so äuſserst nutzbaren Baumes.

Der Werth des Oeles, welches aus einem Cocosnuſsbaum jährlich gewonnen werden kann, berechnet sich bei dem jetzi-

---

*) Die Milch der Cocosnüsse, welche nach Europa — wenigstens nach dem nördlichen Europa — kommen, befindet sich bereits in einem verdorbenen Zustande und schmeckt daher widerlich. Nach unsern Erfahrungen hält sich das Fruchtwasser in den Nüssen kaum 4 bis 5 Tage ziemlich frisch.

gen Preise des Cocosöls von 12½ Thlr. pro Centner auf circa 6 bis 8 Thlr., indem 8 bis 9 Cocosnüsse ein Quart Oel geben.

Die wahre Oelpalme, Palm. oiltree der Engländer, Elaeis Oleracea Jacq., Fam. Palmae pennatifol., in Guinea einheimisch, findet sich angebaut auch auf der Mosquitoküste. Die Frucht hat zwischen der äuſseren Haut und dem Steine eine gelbe, breiige, süſse Substanz, welche ein röthlich-gelbes Oel enthält. Letzteres wird auch aus der Nuſs gewonnen, indem man sie mit Wasser abkocht und darauf das Oel von der Oberfläche abschöpft. Aus Stamm und Aesten gewinnt man eben so, wie aus mehreren andern Palmarten, eine Flüssigkeit, welche unter dem Namen Palmwein bekannt ist.

Die Kohlpalme, Cabbage tree der Engländer, Areca oleracea L., Euterpe Caribaea Spr., Fam. Palmae pennatifoliae, ist einer der prächtigsten Bäume, erreicht oft eine Höhe von hundert Fuſs und hat einen völlig geraden Stamm, dessen Zweige und Blätter erst wenige Fuſs unter dem Gipfel beginnen. Nahe dem letzteren findet sich in einer dünnen, grünen, schwammartigen Borke eine eigenthümliche Substanz, welche die Engländer Cabbage (Kohl) nennen und von welcher der Baum seinen Namen hat. Diese Substanz ist sehr umfangreich, von der Form eines Elephantenzahnes, von weiſser Farbe und besteht aus langen, dünnen, dicht an einander liegenden Lamellen. Sie wird sowohl roh, als gekocht in Gestalt eines Gemüses, genossen und hat einen auſserordentlich angenehmen, der Artischocke ähnlichen Geschmack. Eine andere Species der Areca, welche sich ebenfalls sehr häufig wild wachsend findet, trägt rothe Früchte, die besonders reich an Oel sind.

Von den Indianern werden diese Früchte als Nahrung benutzt.

Die Fächerpalme, Mauritia flexuosa L., Fam. Palmae flabellifoliae, Dioec. hexandr., wächst in groſsen Mengen auf dem Meeresstrande, am tiefsten Saume der Savannen und an niedri-

gen Stellen der Fluſsufer. Die Blätter derselben werden von den Indianern hauptsächlich zum Decken der Hütten benutzt.

Die Cocoes, Caladium esculentum Vent., Colocasia esculenta Schott, Fam. Callaceae (Aroideae Juss.) Monoecia polyandr. L., bekannt wegen der knolligen, einer groſsen Kartoffel ähnlichen Wurzel, welche, gekocht, eine vortreffliche Nahrung giebt, und als solche in Westindien den Kartoffeln allgemein vorgezogen wird. Man pflanzt sie durch die reifen Wurzeln selbst oder durch Stecklinge fort.

Ungefähr neun Monate nach der Anpflanzung reifen die Wurzelknollen, und während eines Zeitraums von drei bis vier Jahren erzeugen sie alle vier bis fünf Monate neue Knollen.

Das Zuckerrohr, Saccharum officinarum L., Fam. Gramineae (Andropogoneae) Triandr. digyn. L., ist eine rohrartige Pflanze, deren Aehrchen an vielästigen Rispen wachsen.

Sie findet sich im Mosquitolande häufig angebaut, besonders in den Indianerniederlassungen an den Fluſsufern. Die Indianer genieſsen das Mark entweder roh, oder pressen den Saft aus und bedienen sich desselben als Getränk oder zur Versüſsung ihrer Speisen.

Das Zuckerrohr gedeiht im Mosquitolande ganz vortrefflich, obgleich der Anbau mit der gröſsten Nachlässigkeit und völlig als eine gleichgültige Nebensache betrieben wird. Der Anbau geschieht durch Stecklinge, und zwar so, daſs durch jährliches Abschneiden des Rohres aus derselben Plantage zwanzig bis dreiſsig Jahre lang ergiebige Erndten gehalten werden. Es bedarf dazu übrigens nicht gerade eines niedrigen, feuchten Bodens, sondern es gedeihen selbst ziemlich hoch auf den Bergen die schönsten Plantagen, wie man dies auf den westindischen Inseln (Grenada, Cuba, Jamaica u. a.) ganz gewöhnlich sieht*).

*) Nach Alexander v. Humboldt kann diese Pflanze überall mit gutem

Das eigentliche Rohr, unterhalb der Halme, enthält den Zuckersaft (Rohrzucker), welcher, nachdem das Rohr in Mühlen zerquetscht ist, aus dem Safte durch Abkochen mit Kalk und Holzasche gewonnen wird. Bei dem Abkühlen des Zuckersaftes scheidet sich der flüssige Theil (Melasse) und eine dunkle, körnige Masse (Rohzucker) von einander. Die letztere wird durch Reinigung in Hutzucker verwandelt, wie dies Alles genugsam bekannt ist.

Der Anbau des Zuckerrohres liefert auf demselben Areal eine gröſsere Ausbeute, als jeder andere Gegenstand des Ackerbaues. Das Verhältniſs zwischen dem Ertrage des Zuckers und dem des Weitzens ist wie 8:1, wobei freilich die gröſseren Kosten einer Zuckerplantage nicht zu übersehen sind *).

Der dänische Naturforscher Shouw bemerkt übrigens sehr richtig, daſs die Behauptung, der Zuckerbau könne nur mit Sclaven betrieben werden, sich in Mexico und in Ostindien hinlänglich widerlegt finde. Unsere, aus eigener Ansicht gewonnene Ueberzeugung über die Nothwendigkeit der Sclaven zum Zuckerbau ist die, daſs auf den englischen westindischen Colonien, wo die Sclaverei aufgehoben ist, der Zuckerbau nicht darum gelitten hat, weil er nicht mehr durch Sclaven betrieben wird, sondern dadurch, daſs es den Zuckerplantagen überhaupt an Arbeitern fehlt.

Mit der Sclaverei steht dies nur indirect im Zusammenhange. Wir werden dies weiter unten, wo von der Cultur des Bodens gehandelt wird, näher auszuführen versuchen.

Der Reis, Oryza sativa L., Fam. Gramineae (Oryzeae), Hexandr. trigyn. L., gewährt ein Hauptnahrungsmittel für die Bewohner tropischer Länder, ist bisher aber im Mosquitolande, wo er vortrefflich gedeiht, nur von einzelnen europäischen Ansied-

---

Erfolg angebaut werden, wo die Jahres-Durchschnitts-Temperatur nicht unter 19° oder 20° steht.

*) Shouw: Naturschilderungen. Kiel 1840.

lern angebaut worden. Er erfordert nicht überall einen tief belegenen, feuchten Boden, sondern kann, wenigstens in einzelnen Varietäten, auch auf hohem, bergigem Lande cultivirt werden.

Sein Mehlgehalt ist bedeutender, als der des Weitzens, der Kartoffel und des Mais.

Auſser der bekannten Nahrung liefert der Reis den, durch Destillation gewonnenen Arrak.

Der Mais, indianisches Korn, türkischer Weitzen, Zea Mays L., Fam. Gramineae (Olyreae), Monoecia triandr. L., ist ein, auch bei uns bekanntes Getreide, dessen Früchte von weiſser, rother, blauer oder bunter Farbe auf einem kolbenförmigen Fruchtboden wachsen. Wie der Mais überhaupt in ganz Amerika eines der vorzüglichsten Nahrungsmittel sowohl für den Menschen, als für die Hausthiere ist, der an Ertrag alle unsere Getreidearten bedeutend übersteigt, so sieht man ihn auch von den Mosquitoindianern bereits vielfach angebaut. Auſser dem groſsen Ertrage gewährt er hier zugleich den Vortheil, daſs eine Miſserndte fast niemals zu befürchten ist.

Die Indianer säen ihn kurz vor Eintritt der Regenzeit entweder breitwürfig auf neuem Waldlande in das niedergeschlagene Gebüsch hinein, welches auf dem Boden liegen bleibt, oder auf ihrem cultivirten Acker, indem in kleinen, je 2 Fuſs von einander entfernten Vertiefungen zwei bis drei Körner eingelegt werden. Er gedeiht ganz vorzüglich. Bei gutem Boden darf man in weniger als 4 Monaten Früchte erwarten und kann alljährlich zweimal säen und erndten.

II. Dicotyledoneae Juss.

Der Pfefferstrauch, Piper nigrum L., Fam. Piperaceae, Diandria monog. L., findet sich stellenweise in verwildertem Zustande, namentlich bei Krata, an der Carataska-Lagune, wo er von frühern Ansiedlern wahrscheinlich angepflanzt ist. Die rothbraunen Beeren bedürfen mehrerer Monate, bevor sie ihre völ-

lige Reife erlangen. Man nimmt sie indessen vor der Reife ab, weil sie dann schärfer sind, und trocknet sie, wodurch sie eine kugelförmige Gestalt und eine schwarze Farbe bekommen (schwarzer Pfeffer).

Ein anderes Verfahren besteht darin, daſs man durch Eingraben oder durch Einweichen in Wasser die Beeren ihrer Hüllen beraubt, so daſs die weiſsen Saamen zurückbleiben, welche letztere unter dem Namen des weiſsen Pfeffers bekannt und gebräuchlich sind.

Die Fichte, Pitch pine der Engländer, Pinus taeda L., pinus occidentalis? Fam. Abietineae, Monoecia Monadelphia L., erreicht eine sehr bedeutende Höhe und ist zu Schiffsmasten vorzugsweise brauchbar. Sie findet sich häufig und von auſserordentlicher Höhe und Schönheit auf hoch belegenen, sandigen Stellen an den Ufern der Flüsse und der Carataska-Lagune.

Der Brodfruchtbaum, Artocarpus incisa L., Fam. Artocarpeae verae, Monoecia Monandria L., soll an einzelnen Stellen im Innern vorkommen, wie uns von den, im Lande ansässigen Europäern und von den Eingeborenen versichert worden ist. Wir selbst haben keinen Brodfruchtbaum angetroffen. Die Frucht wird vor ihrer völligen Reife gepflückt, geröstet und von ihrer Rinde befreit, worauf das weiſse, weiche Fleisch, das der Cassave am ähnlichsten sein soll, sich dem Genusse darbietet.

Der Federharz-Feigenbaum, Ficus elastica Roxb., Fam. Artocarpeae (Moreae), Polygamia polyoecia L., Dioecia triandr. Pers., liefert ein, dem echten Kautschuk ähnliches Gummiharz. Der Baum findet sich in den Waldungen ziemlich häufig.

Der Avocado Pear der Engländer, Laurus Persea L., Persea gratissima Gaente, Enneandria monogyn. L., eigentlich Dioecia polyandria, trägt eine birnenartige Frucht von höchst aromatischem Geschmack, welche im August und September zu reifen beginnt. Man genieſst sie in Form eines Salates.

Der englische Gewürzbaum — Nelkenpfeffer, Jamaicapfeffer, pimento der Engländer — Myrtus pimenta L., Eugenia pimenta Decand., Fam. Myrtaceae, Icosandria monogyn. L., ist ein Baum von 20 bis 30 Fuſs Höhe, dessen kugelförmige Beere von der Gröſse eines Pfefferkorns und von brauner Farbe unter dem Namen Piment, Nelkenpfeffer, Jamaicapfeffer oder englisches Gewürz in den Haushaltungen genugsam bekannt ist. Er wächst im Mosquitolande wild.

Die Lebenseiche, Life Oak der Engländer, Bignonia (quercus? Tussac.), Fam. Bignoniaceae, Didynamia angiospermia L., wächst häufig an den Rändern der Savannen, erreicht eine Höhe von 40 bis 50 Fuſs und giebt ein sehr schönes Bauholz.

Der Sapotillbaum, Achras Sapota L., Fam. Sapoteae, Hexandr. monogyn. L., erreicht eine Höhe von 50 Fuſs und eine bedeutende Stärke, so daſs er sich wegen der Härte seines Holzes zum Schiffs- und Häuserbau besonders eignet. Die groſsen äpfelartigen Früchte sind genieſsbar. Man unterscheidet zwei Varietäten derselben, süſse und saure (sweet Sop und sour Sop der Engländer). Er kommt häufig vor.

Der Taback, Nicotiana Tabacum L., Fam. Solaneae (Datureae) Pentandr. monogyn. L., ist zwar bis jetzt wenig angebaut, überall aber, wo wir Stauden desselben angebaut, oder in verwildertem Zustande antrafen, war er von so vortrefflichem Ansehen, daſs ein geregelter Anbau unzweifelhaft den gröſsten Nutzen verspricht. Die getrockneten Blätter, welche wir mehrmals von den Indianern eintauschten, waren von vorzüglichem Geschmack und Geruch. Die Eingeborenen sind für den Tabacksbau zu träge, und man findet daher nur bei wenigen Hütten gröſsere Anpflanzungen. Auch sind den Indianern die selbst gebauten Blätter viel zu milde, und sie ziehen die gemeinen nordamerikanischen, stark gesauçten, herbe schmeckenden und übel riechenden Blätter vor, weil sie ihnen einen gröſsern Reiz gewähren und betäubender sind. Wir glau-

ben uns nach bester pflichtmäſsiger Ueberzeugung mit Bestimmtheit dafür verbürgen zu können, daſs der Anbau des Tabacks im Mosquitolande zu ungemein günstigen Erfolgen führen würde.

Der Kaffebaum, Coffea Arabica L., Fam. Cinchonaceae (Coffeinae) Rubiaceae Pentandr. monogyn. L., ist an der Mosquitoküste mehrfach von europäischen Ansiedlern mit groſsem Nutzen angepflanzt worden. Auch im Willockschen Gebiete oberhalb Croata sind mehrere Kaffebäume von Indianern angepflanzt, jedoch sehr vernachlässigt.

Die Indianer lieben den Kaffe nicht und ziehen den Cacao vor, welcher sehr häufig wächst und keiner Pflege bedarf.

Zum Anbau des Kaffe's eignen sich besonders die höher belegenen und gegen den Nordwind völlig geschützten Landestheile, vorzugsweise felsiges Land, woselbst sich zwischen den Felsen guter Boden findet; wogegen an solchen Stellen, welche Ansammlungen von Wasser zulassen, die Blätter leicht ein fleckiges Ansehn erhalten, der Baum viel Holz, aber wenig Früchte treibt, und binnen Kurzem abstirbt.

Es unterliegt nach den vorhandenen Erfahrungen keinem Zweifel, daſs an der Mosquitoküste, und namentlich auf den Hügeln an der Carataska-Lagune und auf den hoch belegenen Ufern des Carthago-Flusses, Kaffeplantagen eben so gut gedeihen würden, als in Jamaica, dessen Kaffe — nächst dem Arabischen — für den besten gehalten wird.

Wir erlauben uns daher, dasjenige hier anzuführen, was wir auf den westindischen Inseln, namentlich in Grenada und Jamaica, über den Anbau des Kaffe's erfahren haben.

Man kann zwar zu jeder Jahreszeit den Kaffebaum anpflanzen, doch ist die geeignetste Zeit der Frühling. Man nehme wo möglich Land, welches bisher unbebaut gewesen ist, säubere es sorgsam und lege Wege an, bevor man den Kaffe pflanzt.

Das Letztere geschieht am zweckmäſsigsten in eigenen Pflanz-

schulen, in welchen die Pflanzen rasch aus dem Saamen emporwachsen, und aus welchen sie versetzt werden, wenn sie nicht älter als sechs bis höchstens zwölf Monate geworden sind.

Man pflanzt dann eine jede Reihe von Bäumen in Entfernung von sechs bis acht Fuſs aus einander (je nach der Güte des Bodens), und hält den Boden stets und überall vollkommen rein. Schon im Alter von zwei bis drei Jahren beginnt der Baum zu tragen, aber erst im vierten Jahre trägt er am vollsten, und treibt und trägt dann in gutem Boden dreiſsig bis vierzig Jahre lang.

Um kräftigere Aeste und zugleich eine bequemere Erndte zu gewinnen, läſst man den Baum nicht über sechs Fuſs hoch werden, sondern schneidet die Spitze in der Regel noch viel tiefer ab.

Die Blüthenzeit ist verschieden; gewöhnlich findet sie zwischen den Monaten Februar und Juni so statt, daſs immer in Zwischenräumen weniger Wochen zwei bis drei Blüthen auf einander folgen.

Die Frucht ist ungefähr 7 Monate nach dem Erscheinen der Blüthe zur Benutzung reif.

Den besten und kleinsten Kaffe gewinnt man von alten Bäumen. Um übrigens vorzüglichen Kaffe zu erhalten, läſst man die Früchte so lange auf den Bäumen, bis ihre Haut zusammentrocknet und leicht zu öffnen ist.

Der Papaya- oder eigentliche Melonen-Baum, Papaw der Engländer, Carica Papaya L., Fam. Papayaceae, Dioecia decandr. L., trägt melonenähnliche Früchte, welche besonders im unreifen Zustande gekocht und genossen werden.

Die Kalebasse, Flaschenkürbis, Lagenaria vulgaris Ser. Cucurbita lagenaria L., Fam. Cucurbitaceae, Monoecia syngenesia L., trägt groſse Früchte, deren holzige Schaalen zu Geschirren benutzt werden.

Sie kommt sehr häufig vor.

Eine andere Pflanze derselben Familie, Pumpkins von den

Engländern genannt, trägt eine groſse Menge kürbisartiger Früchte, welche gekocht einen rübenähnlichen Geschmack haben und höchst nahrhaft sind.

Der Mammeibaum, Mammea Americana L., Fam. Garcineae, Polyandr. monogyn. L, ist ein 60 bis 70 Fuſs hoher Baum, der ein gutes Nutzholz liefert, und dessen Beeren einen sehr gewürzreichen, wohlschmeckenden Fruchtbrei enthalten.

Die Batate, Sweet potatoe der Engländer, Convolvulus Batata L., Fam. Convolvulaceae, Pentandr. monogyn. L., ist eine Schlingpflanze, welche, durch Stecklinge gezogen, ihre eſsbare, kartoffelähnliche, jedoch süſser schmeckende Wurzel in etwa 12 Monaten zur Reife bringt.

Sie wird von den Indianern ziemlich häufig angebaut.

Der Guajavenbaum, Psidium pyriferum und P. poniferum, Fam. Myrtaceae, Icosandria monogynia L., trägt Früchte, welche, mit Zucker eingekocht, eine in den Tropen sehr beliebte Speise geben. Er findet sich häufig.

Die Mangrovie, Manglebaum, Rhizophora Mangle L., Fam. Rhizophoreae, Dodecandr. monogyn. L. Octandr. monogyn. Spreng., ein Baum, welcher mit seinen eigenthümlichen, gröſstentheils über dem Erdboden befindlichen Wurzelästen in groſser Menge an den Ufern der Flüsse und Lagunen wächst, ein dichtes, hartes, doch selten dickes Holz, das sich besonders zu Kiel und Rippen kleinerer Fahrzeuge eignet und eine sehr gerbstoffreiche Rinde hat, welche nicht nur zum Gerben und Schwarzfärben, sondern auch als adstringirendes Heilmittel benutzt wird.

Der Cacaobaum, Theobroma Caçao L., Cacao sativa Lamb., Fam. Büttneriaceae, Polyadelphia pentandr. L., Polyadelph. decandr., Auct. rec., gedeiht in einem guten Boden, am besten an Fluſsufern, oder überhaupt an solchen Orten, welche gelegentlich überschwemmt werden. Zum Anbau erzieht man in Pflanzschulen an trockenen, geschützten Orten die Saatpflanzen, indem man die Saamen in kleine Erhöhungen von regelmäſsigen Zwi-

schenräumen, je zwei in eine Erhöhung, einlegt, leicht mit Dammerde bedeckt und vor der Sonne durch eine Decke von Pisangblättern oder eine andere kühle und schattige Bedeckung schützt. Bei trockener Jahreszeit begieſst man sie. Wenn beide Saamenkörner aufgehen, so zerstört man die schwächere Pflanze. Die stärkeren verpflanzt man, wenn sie eine Höhe von 15 bis 18 Zoll erreicht haben, was gewöhnlich in Zeit von 10 bis 12 Wochen der Fall ist. Das Verpflanzen geschieht in geraden Reihen und mit bedeutenden Zwischenräumen zwischen den einzelnen Pflanzen, und muſs bei trockenem Wetter vorgenommen werden. Die Pflanzen werden mit der Erde ausgehoben und die zapfenförmigen Wurzeln tief eingesetzt.

Der Cacaobaum liebt den Schatten und wird durch senkrecht darauf fallende Sonnenstrahlen zerstört. Deshalb pflanzt man zwischen die einzelnen Reihen entweder Pisang- oder Korallenbohnen-Bäume (Erythrina corallodendron).

In dem Alter von ungefähr 2 Jahren treibt die Pflanze gewöhnlich fünf bis sieben Aeste an ihrer Spitze. Von diesen schneidet man alle über fünf ab. In etwa 6 Monaten erscheinen dann gewöhnlich mehrere Blüthen, sie werden ebenfalls abgeschnitten, und dies Abschneiden wird, um dadurch die Productionskraft zu erhöhen, alljährlich bis zum fünften Jahre wiederholt.

Von den Blüthen fallen viele ab, ohne Frucht zu treiben.

Die nuſsähnliche Frucht ist anfangs grün; wenn sie reift, wird ihre Hülse bläulichroth, fast purpurfarben, an der Spitze geädert; — bei einzelnen Varietäten erhält die Hülse eine schöne, gelbe Farbe.

Werden die Hülsen überreif, so platzen sie bisweilen, und die Saamen fallen aus dem gallertartigen Brei, in welchem sie sich befinden, von selbst heraus.

Die Erndte währt das ganze Jahr hindurch, jedoch sammelt man die meisten Früchte von Juni bis Ende December.

Wenn man die reifen Früchte abgeschnitten hat, zerklopft man sie mit einem hölzernen Hammer und trennt die Saamen von dem Brei mittelst eines hölzernen Spatels. Um letzteres vollständig zu bewerkstelligen, legt man die Nüsse in eine Grube, worin sich einiger trockener Sand befindet. Der Sand absorbirt die Feuchtigkeit der Nüsse und wird deshalb oft umgerührt und aufgefüllt. Nach 3 oder 4 Tagen bringt man dann die Cacaobohnen auf Binsenmatten, oder auf eine Plattform, um sie in der Sonne trocknen zu lassen, und bewahrt sie dabei sorgfältig vor aller Nässe. Erst nachdem die Cacaobohnen völlig hart und trocken geworden sind, werden sie leicht in Kasten verpackt und an trocknen, luftigen Orten für den Gebrauch aufbewahrt.

Der Cacaobaum findet sich auf der Mosquitoküste häufig, und die Indianer genieſsen seine Früchte, welche sie rösten, sehr gern.

Der Baumwollenstrauch, Gossypium barbadense L., Fam. Malvaceae, Monadelph. Poly. L., wächst aus dem Saamen und erfordert keine andere Vorbereitung, als sorgfältige Reinigung des Bodens.

Er ist auf der Küste mehrfach angepflanzt und gedeiht vortrefflich.

Die Aussaat geschieht zwischen dem Anfange des Monats Mai und dem Ende des Septembers in Vertiefungen, welche 4 bis 5 Fuſs weit von einander entfernt sind, und zwar so, daſs acht bis zehn Saamenkörner in eine jede Vertiefung gestreut werden.

Nach 14 bis 16 Tagen erscheinen die jungen Pflanzen, welche während der ersten 6 Wochen nur langsam fortwachsen.

Diese Zeit hindurch säubert man sorgfältig den Boden und entfernt bis auf die zwei oder drei stärksten Pflanzen einer jeden Vertiefung alle überzähligen. Haben die Pflanzen ein Alter von 4 Monaten erreicht, so reinigt man sie von Neuem und bricht die Stämme und die Aeste einen Zoll lang an ihrer Spitze ab.

8

Am Ende des fünften Monats erscheinen gelbe Blumen, und 2 Monate später bilden sich Fruchtkapseln, welche in den nächsten 3 Monaten reifen und dann in drei Theile zerplatzen und schöne weiſse Flocken sichtbar werden lassen. Jetzt sammelt man die Kapseln und löst die flockige Baumwolle von den Saamen.

Die Pflanze wächst und trägt das ganze Jahr hindurch.

Der Ertrag der Baumwolle ist bekanntlich ein sehr bedeutender.

Der Seidenbaumwollenbaum, Silk cotton tree der Engländer, Bombax ceiba L., Fam. Malvaceae (Bombaceae), Monadelphia polyandr. L., ist ein Baum, dessen Fruchtkapseln ebenfalls Baumwolle enthalten, zur völligen Reife gelangt, von selbst aufplatzen und dann die Saamen, von einer Menge wollenartiger Flocken umgeben, zeigen.

Es ist diese Baumwolle nicht minder nutzbar, als die der Baumwollenstaude.

Der Baum kommt im Mosquitolande häufig und von ungemeiner Gröſse vor.

Der Mahagonibaum, Swietenia Mahagoni L., Fam. Cedreleae, Decandr. monogyn. L., Monadelph. decandr. Auct., ist ein schöner vielästiger Baum mit kleinen, dunkelgrünen, hellglänzenden Blättern, welcher eine Höhe von mehr als 40 bis 60 Fuſs und eine entsprechende Stärke erreicht.

Man findet ihn häufig in den höher belegenen Landestheilen von ungemeiner Stärke und Höhe.

Der Gebrauch seines Holzes ist allgemein bekannt.

Die indianischen Baumschläger — besonders die Karaiben — fällen die Bäume in der Regel in einer Höhe von 3 bis 5 Fuſs vom Boden, weil ihnen die härtere und stärkere Masse in der Nähe der Wurzel zu viele Mühe verursacht.

Gerade der untere Theil des Stammes enthält aber das schönste Holz, welches als ein unnützer Stubben stehen bleibt.

Die aus Mahagonistämmen gehauenen Fahrzeuge (Canoes),

deren sich besonders die Indianer am Patook-Flusse bedienen, sind, als zu schwer, nicht besonders beliebt.

Die Cedrele, Cedrela odorata L., Fam. Cedreleae, Pentandr. Monogyn. L., ist ein, dem vorigen sehr nahe verwandter Baum, dessen Holz bei uns unter dem Namen des Zuckerkistenholzes bekannt ist.

Er erreicht eine Höhe von 70 bis 80 Fuſs und einen Durchmesser von 5 bis 6 Fuſs, und wird von den Indianern zur Anfertigung ihrer Fahrzeuge (Canoes) benutzt, welche, aus einem Stamme geschnitten, oft 40 Fuſs Länge und 6 Fuſs Breite haben.

Er findet sich am Carthago-Flusse und an den Ufern der Carataska-Lagune häufig.

Der Eisenholzbaum, Iron wood der Engländer, Erythroxylon (Species?), Fam. Erythroxyleae, Decandr. trigynia L., ist ein Baum von 16 bis 20 Fuſs Höhe und 6 bis 8 Zoll Durchmesser, welcher ein schönes Nutzholz liefert.

Der Gelbholzbaum, Xanthoxylon (Species?), Fam. Xanthoxyleae (Pteleiae), Monoecia monandr. L., ist einer der höchsten Bäume, dessen Holz zu Bauholz benutzt wird.

Eben so geben
der Man wood der Engländer,
der Santa Maria der Engländer,
der Some wood der Engländer,
der Zebra wood der Engländer
festes, schönes Nutzholz; das des letzteren Baumes ist besonders hart, sehr schön gestreift, und eignet sich vorzugsweise zur Anfertigung von Meubeln *).

Der Dog wood der Engländer, Piscidia Erythrina L., Fam.

*) In allen Fällen, in welchen wir die Blüthen der Bäume und Pflanzen nicht gesehen haben und die Namen der Familie und Species nicht mit völliger Bestimmtheit ermitteln konnten, haben wir es vorgezogen, nur die englischen Namen anzugeben, unter welchen diese Gewächse dort bekannt sind.

Robineae, Diadelphia tetrandr. L., hat ein hellbraunes, sehr festes Holz, das sich besonders zum Schiffsbau empfiehlt.

Der Locust tree der Engländer, Hymenea Tourbaril L., Fam. Caesalpineae, Decandr. monogyn L., erreicht eine Höhe von 70 Fuſs und einen Durchmesser von 8 bis 9 Fuſs, und hat ein schönes hartes Holz von brauner Farbe, das die feinste Politur annimmt. Dieser im Willockschen Gebiete häufig vorkommende Baum liefert einen, von hiesigen Kennern untersuchten und für ausgezeichnet erklärten Copal.

Der Ebotree der Engländer, Bautinia porrecta L., Fam. Caesalpineae, Decandria monog. L., wird so hoch wie der vorhergehende Baum, und hat ein so hartes Holz, daſs er ohne Anwendung von Feuer nicht gefällt werden kann.

In der Nuſs ist ein Oel enthalten, das dem Ranzigwerden nicht unterworfen und bei den Indianern als Haaröl gebräuchlich ist.

Der Tuberose tree der Engländer liefert die stärksten Baumstämme, deren die Indianer sich zur Anfertigung ihrer gröſsten Wasserfahrzeuge bedienen.

Der Mahoebaum, Hibiscus (Species?), Fam. Malvaceae, Monadelphia polyandr. L., ist besonders seines Bastes wegen beliebt. Dieser Bast ist von eigenthümlicher, fester Textur und wird von den Indianern zur Anfertigung von Hangematten, Strikken und andern Flechtwerken benutzt.

Der Cashew der Engländer, Anacardium occidentale L., Fam. Cassuvieae (Anacardieae), Polygamia monoecia L., liefert ein weiſses, durchsichtiges Gummi.

Der Mangobaum, Mangifera Indica, derselben Familie angehörig wie der vorhergehende, trägt sehr wohlschmeckende Steinfrüchte von der Gröſse eines Apfels, welche bei den Indianern und bei den dortigen Ansiedlern äuſserst beliebt sind.

Der echte Federharzbaum, Tassa der Engländer, Siphonia elastica Pers., Jatropha elastica L., Siphonia Cahuchu Rich.,

Fam. Euphorbiaceae (Ricineae), Monoec. monadelph. L., wird 25 bis 30 Fuſs hoch und enthält in seinem Marke eine klebrige Flüssigkeit, welche, an der Luft und an der Sonne getrocknet, schwarz wird und unter dem Namen des Gummi elasticum oder Kautschuk bekannt und vielfach im technischen Gebrauch ist. Er kommt häufig vor. Die Indianer verwenden den innern Bast des Baumes zur Anfertigung von Kleidungsstücken.

Der Guaiakbaum, Pock wood der Engländer, Guaiacum officinale L., Fam. Zygophylleae, Decandr. monogyn. L., findet sich häufig in den Waldungen, hat ein sehr schweres, bunt marmorirtes Holz, das eine schöne Politur annimmt, und liefert auſserdem das, in der Medicin häufig gebrauchte Guaiakharz. Das specifische Gewicht dieses Holzes beträgt 1,333.

Der Rosenholzbaum, Salbenbaum, Amyris Plumieri (de Candolle), Fam. Amyrideae, Octandr. monogyn. L., hat ein wohlriechendes Holz und enthält einen dicken balsamischen Saft, der unter dem Namen Elemi im medizinischen Gebrauch ist.

Das Holz wird von den Indianern als Licht gebrannt.

Der Wunderbaum, Castor oil tree der Engländer, Christuspalme, Ricinus communis L., Fam. Euphorbiaceae (Ricineae) Monoecia monadelph. L., ist ein groſsblättriger Strauch von etwa 6 und mehr Fuſs Höhe, aus dessen gelber Blüthe sich in einer dreieckigen Hülse eine Nuſs entwickelt, welche durch Auspressen das bekannte, in den Officinen sehr gebräuchliche Ricinusöl giebt.

Wegen des hohen Preises dieses Oeles ist der Anbau des Wunderbaumes von bedeutendem Ertrage.

Wir haben ihn im Willockschen Gebiete mehrmals angetroffen und eine Probe von den Nüssen mitgebracht, welche hier von Kennern für vorzüglich erklärt worden sind. Am besten scheint er in nicht zu schwerem, etwas trockenem Boden zu gedeihen.

Der Orangenbaum, Citrus Aurantium L. (amara et dulcis),

Fam. Aurantiaceae, Polyadelph. icosandria L., findet sich häufig wild wachsend, eben so wie

Der Citronenbaum, Citrus medica L., welcher demselben Geschlechte angehört und sich als Strauch und Baum sehr häufig findet.

Der Indigo, Indigofera anil, Fam. Papilionaceae (Loteae, Clitorieae), Diadelph. decandr. L., wird, obgleich auf der Mosquitoküste heimisch, gegenwärtig nicht cultivirt, sondern findet sich nur häufig wild wachsend in den waldlosen Landestheilen.

Seine Verwendung als Farbestoff ist bekannt.

Die Cassave, Maniok, Jatropha Manihot L., Janipha Manihot Kunth, Fam. Euphorbiaceae (Ricineae), Monoecia decandr. L., ist eine strauchartige Pflanze, deren Wurzel mit starken, knolligen, kegelförmigen Auswüchsen versehen ist. Sie gedeiht am besten in einem guten Boden, und treibt hier Knollen von der Dicke eines Mannsschenkels.

Die Fortpflanzung geschieht durch Knospen.

Man gräbt zu diesem Behufe, nach Säuberung des Bodens, Vertiefungen von dem Umfange eines Quadratzolles und von 3 bis 4 Zoll Tiefe, schneidet eine Anzahl ausgewachsener Pflanzen in Stücke von 6 bis 7 Zoll Länge, welche mit vollen, schwellenden Knospen wohl versehen sind, legt von diesen Stücken eins oder zwei in jede Vertiefung, bedeckt sie mit guter Dammerde, hält auch in der nächsten Zeit den Boden rein, und behäufelt die Pflanzen, wenn sie hoch empor geschossen sind.

Die Zeit des Pflanzens ist vom Monat Januar bis März. Die Knolle gelangt in 8 bis 10 Monaten zur Reife. Uebrigens kann die Wurzel mit ihren Knollen unbeschadet längere Zeit in der Erde liegen, wenn Mangel an frischen Pflanzen es nöthig macht, die Stiele abzuschneiden.

Die Knollen werden wegen ihres Mehlgehaltes anstatt des Brodes benutzt, und der Ertrag dieser Pflanze, welche zu den

wichtigsten für die Bewohner der Tropen gehört, ist so auſser-ordentlich, daſs A. v. Humboldt den Ertrag Eines Morgens Cassava gleich dem von 6 Morgen Weitzen veranschlagt.

Die Brodbereitung geschieht, nachdem aus den Knollen der Saft, welcher ein scharfes Gift enthält, durch Auspressen entfernt und die Knollen an der Sonne getrocknet, geklopft und gesiebt worden sind. Eine Varietät, die süſse Cassave genannt, ist der vorigen ganz ähnlich und wird auf gleiche Weise angepflanzt, ihre Wurzelknollen aber sind völlig frei von der giftigen Beschaffenheit, wodurch der Saft der gemeinen Cassave sich charakterisirt.

Um beide Pflanzen von einander unterscheiden zu können, pflanzt man sie stets gesondert an.

Die Knollen der süſsen Cassave genieſst man gekocht oder geröstet.

Die Cultur der Cassave ist unter den Indianern am weitesten verbreitet, und man findet fast bei jeder Hütte einen kleinen Cassavengarten. Aus dieser Wurzel bereiten sich die Eingeborenen vermittelst der Gährung ein berauschendes Getränk, Mischla genannt.

Von Farbehölzern kommen auſser den vorstehend schon genannten ferner vor:

Das sogenannte Brasilienholz, Caesalpinia echinata Lam., auch Caes. brasiletto, Fam. Leguminosae, ein Strauch, dessen Holz eine rothe Farbe giebt, in Westindien Brasiletto, und bei uns gewöhnlich Fernambukholz genannt wird; und

Das Gelbholz, Brussonetia tinctoria, Familie Urticeae, ein Maulbeerbaum, dessen Holz eine schöne gelbe Farbe giebt. Der Baum erreicht eine bedeutende Höhe.

Zum Schlusse erlauben wir uns noch die Bemerkung hinzuzufügen, daſs die verhältniſsmäſsige Kürze unseres Aufenthalts, die eigentlichen, rein praktischen Zwecke unseres Auftrages, und

ganz besonders die ungünstige Jahreszeit, eine nähere, umfassendere wissenschaftliche Erforschung der auſserordentlich reichen Pflanzenwelt der Mosquitoküste unmöglich machten.

Dazu kam noch der Unfall, daſs die ziemlich umfangreiche Pflanzensammlung, welche wir in den ersten 14 Tagen unseres dortigen Aufenthaltes — wo wir noch eine Menge Pflanzen in Blüthe fanden und durch den Regen nicht zu sehr in dem Geschäfte des Trocknens gestört wurden — zusammenzubringen uns beeilten und wohl verpackt auf unser Schiff nach dem Cap Gracias a Dios hatten bringen lassen, bei dem in der Einleitung erwähnten Schiffbruche gänzlich verloren ging, — ein Verlust, den wir hinterher nicht mehr ersetzen konnten, weil einerseits für viele Pflanzen die Blüthezeit vorüber war, und weil andererseits der Regen und die groſse Unbequemlichkeit der Indianerhütten das Trocknen der Pflanzen zu sehr erschwerten.

Die meisten in dieser Zeit gesammelten Pflanzen sind, trotz aller darauf verwendeten Mühe, völlig unkenntlich geworden.

Ganz besonders sind uns an der Mosquitoküste aufgefallen viele saftreiche, äuſserst üppige, aber leider nicht in Blüthe stehende Grasarten, vorzüglich die baumartigen; ferner mehrere Aloegewächse (Agavenformen), wahrhaft riesige Farrenkräuter und herrliche Lianen und Orchideen.

Von den letzteren fanden wir namentlich oberhalb des Croachriver mehrere, auf alten Baumstämmen wuchernde, prachtvolle Arten in voller Blüthe. Die, auf dem 5 und mehr Fuſs langen, rothgefleckten Stiele sitzenden Blumen hatten einen prachtvollen, zart gefiederten Bau, schimmerten in allen möglichen Schattirungen von Blau und Roth und verbreiteten den herrlichsten Vanillenduft.

Wir hoben sorgsam mehrere Exemplare aus, welche leider auch mit verloren gegangen sind.

Auch unter den Bäumen — namentlich den Palmen — und unter den Sträuchern und strauchartigen Gewächsen fanden sich

mehrere, deren Systemsstelle wir nicht genau zu bestimmen vermochten.

Es ist unzweifelhaft, daſs sich dort für den Botaniker ein weites, noch wenig bekanntes Feld eröffnet.

Fünftes Kapitel.

Von der Fauna.

Amerika ist bekanntlich nicht so reich an verschiedenen Productionen der Fauna, als die ältern Weltheile. Es hat insonders auch keines der kolossalen Gebilde, welche innerhalb der Tropen der alten Welt vorkommen.

Vielleicht, weil es in der That ein jüngerer Erdtheil ist, wogegen freilich die kolossalen Thiergerippe zu sprechen scheinen, welche dort früherhin und auch neuerdings sollen aufgefunden sein.

Dasselbe findet auf der Mosquitoküste statt, deren Formation vorzugsweise neueren Ursprung anzudeuten scheint. Die Menge und die Mannigfaltigkeit der Thiere daselbst ist inzwischen immer noch so bedeutend, daſs, anstatt einer vollständigen Aufzählung, hier nur dessen gedacht werden kann, was zu dem Menschen, sei es als nutzbar oder schädlich, in naher Beziehung steht, oder ein anderweitiges, besonderes Interesse hat, worauf es auch nach Maſsgabe des uns ertheilten Auftrages allein ankommt.

Zunächst bemerken wir hier schon im Voraus, daſs die Zahl der als schädlich bekannten Thiere, woran die meisten Tropenländer einen Ueberfluſs besitzen, auf der Mosquitoküste schon gegenwärtig gering ist, und, wie die Erfahrung überall lehrt,

mit der fortschreitenden Cultur unzweifelhaft immer geringer werden wird.

I. Säugethiere.

Das Affengeschlecht, Simia Linn., findet sich häufig in mehreren Gattungen, sämmtlich mit Wickelschwänzen, im Innern des Landes, nahe den Fluſsufern. Das Fleisch derselben wird von den Indianern genossen.

Der Jaguar, Amerikanischer Tiger, Felis Onca L., ist von schöner gelblicher Farbe, dunklerem Rücken und ringförmigen, schwarzen Zeichnungen an den Seiten. Er bewohnt solche Orte, welche dem menschlichen Fuſse fast unzugänglich sind, und greift selten und nur, wenn er gereizt wird, den Menschen an. Sein Fell ist als Pelzwerk geschätzt.

Die Tigerkatze, Felis pardalis L., ist von der Gröſse einer starken Katze, doch von schlankerem Körperbau, von lichtgrauer Farbe, am Kopf schwarz gestreift und am Rumpfe mit langen, unregelmäſsigen dunklen Flecken versehen.

Ihren Aufenthalt hat sie in Wäldern, und nährt sich von Eidechsen, Vögeln und andern kleinen Thieren. Auch sie liefert ein brauchbares Pelzwerk.

Die Katze, Felis Catus L.

Der Hund, Canis familiaris. L. Beide werden als Hausthiere gehalten.

Der Waschbär, Procyon lotor, Racoon der Engländer, hat die Gröſse eines Schooſshundes, lebt auf Bäumen, nährt sich vorzugsweise von animalischer Nahrung und fügt, dem Fuchse gleich, den Niederlassungen durch seine Diebstähle manchen Schaden zu.

Das Opossum, die Beutelratte, Didelphys Opossum (Virginiana), erreicht eine Körperlänge von etwa zehn Zoll, ist von grauer Farbe, starkem Kopfe, langem, beweglichem, wenig behaartem Schwanze und mit scharfen Krallen an den Füſsen versehen. Das

Weibchen hat am Unterleibe einen Zitzensack zur Aufnahme der unreifen Jungen. Verlassen die Jungen diesen Sack, so werden sie gewöhnlich auf dem Rücken der Mutter getragen.

Die Nahrung des Opossums sind kleinere Vögel, Eidechsen u. s. w.

Das graue Eichhörnchen, Sciurus cinereus L., ist nur durch die graue Farbe seines schönen Felles und durch beträchtlichere Gröſse von den Europäischen unterschieden.

Der Hirsch, Cervus Mexicanus und Cervus rufus, findet sich häufig in Wäldern und Savannen. Der erstere gleicht an Farbe dem europäischen Edelhirsche, erreicht nicht völlig die Gröſse desselben und ist mit einem ästigen Geweihe versehen. Der zweite, welcher sich im Mosquitolande sehr häufig findet, hat eine hellere, bräunlichere Farbe und ein kurzes, glattes, spitziges Geweih mit höchstens zwei Zacken. Die jüngeren Thiere dieser Art haben eine hellbraune, fast weiſse Farbe. Ihr Fleisch ist vorzüglich.

Das Rind, Bos taurus L., ist groſs, von ausgezeichneter Schönheit und einem starken, kräftigen Körperbau. Es hat einen kurzen Kopf, sehr starken Hals und Körper und verhältniſsmäſsig kurze Beine. Halb gezähmt, weidet es in groſsen Heerden in den nahrungsreichen Savannen. Sein Bau läſst vielleicht auf spanische Abstammung schlieſsen, wiewohl die landesübliche Benennung der englischen Sprache entlehnt ist. Die Kühe zeichnen sich durch ungemeinen Milchreichthum aus.

Besonders auffallend ist es, daſs die Rinder niemals von den Insektenstichen leiden, welche den gezähmten Pferden so nachtheilig werden.

Das Pferd, Equus caballus L., bewohnt gleichfalls in einem fast wilden Zustande die Savannen, in denen es von dem Besitzer, wenn er dessen bedarf, mittelst des Lasso, welchen die Indianer sehr gewandt zu handhaben wissen, eingefangen wird.

Das Pferd ist klein, von gutem Körperbau und besonders ge-

sunden Knochen. Durch gänzlichen Mangel an Pflege werden die gezähmten Pferde von den trägen Indianern oft im höchsten Grade vernachlässigt. Die Ohrmuschel sieht man häufig bis tief in den Gehörgang hinein durch Milbenstiche (Ixodes, Tick) zerstört, und der wundgedrückte Rücken wird schonungslos den Insekten preisgegeben.

Die völlig herrenlos in den Savannen umherstreifenden, fast ganz verwilderten Pferde leiden an diesen Uebelständen nicht. Sie sind schwer zu fangen und wissen sich mit groſser Gewandtheit ihren Verfolgern zu entziehen.

Das Schwein, Sus scropha L., ist wenig kleiner, als das Europäische, meistens von schwarzer Hautfarbe, mit schwachen Borsten, kurzen Beinen und starkem Körper und wird sehr häufig als Hausthier gehalten, da es gar keiner Pflege bedarf und sich seine Nahrung in den Wäldern und Savannen selbst sucht.

Die Seekuh, Manatus Americanus, Manati der Engländer, hat eine Körperlänge von etwa 10 Fuſs und gehört bekanntlich zu den Säugethieren, deren äuſserer Bau dem der Fische sehr ähnlich ist, hält sich nur im Wasser, besonders in den Lagunen auf, wo man sie mit Harpunen tödtet und fängt, und ist ihres schmackhaften Fleisches wegen, welches dem Schweinefleisch nicht unähnlich ist, sehr geschätzt. Das Fett ist oft 3 bis 4 Zoll dick.

Das Meerschwein, Delphinus Phocaena, Porpoise der Engländer, 4 bis 5 Fuſs lang, gleicht an Gestalt völlig den Fischen, lebt im Meere und in den Lagunen, und ist jedem Seereisenden als munterer Gefährte, der in groſsen Schwärmen das Schiff umgiebt, wohl bekannt.

II. Vögel.

Der Papagei, Psittacus L., findet sich in einer Menge von Gattungen in den buntesten Schattirungen. Das Fleisch ist schmackhaft und dient häufig zur Nahrung.

Der Gelbschwanz, Cassicus Montezuma Less., Yellow tail der Engländer, durch seine schönen gelben Schwanzfedern kenntlich, ist einer der häufigsten Vögel und liefert ebenfalls ein genieſsbares Fleisch. Seine beutelförmigen, zierlich gebauten Nester sieht man häufig in groſser Menge an mehreren benachbarten Bäumen in der Nähe der Fluſsufer aufgehängt.

Der Kolibri, Trochilus L., ist in den verschiedensten Gattungen sehr häufig.

Der schwarze Geier, Cathartes foetens, John Crow der Engländer, macht sich durch Vertilgung von Aas und Ungezieſer besonders nützlich. Er kommt ziemlich häufig vor, und wird von den Indianern als eine Art heiliger Vogel betrachtet und nie geschossen.

Das Huhn, Gallus domesticus, wird sehr häufig von den Indianern gehalten. Da es sich seine Nahrung selbst suchen muſs, so ist es oft in einer Art von halb wildem Zustande, streicht den Tag hindurch in den Gebüschen umher, kehrt jedoch Abends regelmäſsig zur Hütte zurück und muſs, da es sich dem Menschen nicht nähert und sich nicht greifen läſst, mit Hunden förmlich gehetzt oder geschossen werden, wenn es als Speise benutzt werden soll.

Die Taube, Columba, kommt nur wild in mehreren Arten vor.

Die Ente, Anas, ebenfalls nur wild in verschiedenen Arten.

Der Pelikan, Pelecanus fuscus L., hält sich in groſser Menge an der Seeküste auf.

III. Amphibien.

Der Alligator, Kaiman oder Amerikanisches Krokodill, Crocodilus Lucius, Allig. Lucius Cuv., lebt in den Flüssen und an den Ufern derselben, stets in der Nähe der Mündung. Ungereizt greift es den Menschen nicht an, und vermag ihn auf dem Lande nicht zu erreichen, wenn sich derselbe nicht in gerader Richtung,

sondern durch Hin- und Herlaufen seiner Verfolgung entzieht, indem der Kaiman zwar in gerader Richtung schnell zu laufen vermag, aber jede Wendung nur schwerfällig zu Stande bringt. Der Alligator erreicht höchstens eine Länge von 15 Fuſs, ist anfangs von hellerer, später von dunkel eisengrauer Farbe und hat eine harte, hornartige, schwer durchdringliche Haut, welche längs des Rükkens und Schwanzes mit zahnartigen Stacheln versehen ist. Der Kopf ist von bedeutender Gröſse, der Rachen weit, und die groſsen Kinnladen sind mit einer doppelten Reihe scharfer Zähne bewaffnet. An den Vorderfüſsen finden sich groſse, scharfe Krallen.

Das Fleisch wird von den Indianern genossen.

Der Kaiman ist übrigens ein sehr scheues Thier, welches besonders die Nähe des Menschen zu vermeiden sucht, so daſs es auf dem Lande schwer fällt, sich ihm zu nähern, indem er sich sofort ins Wasser stürzt und untertaucht, sobald er Fuſstritte eines Menschen vernimmt.

Es steht auf der Mosquitoküste nach uns gewordenen, glaubwürdigen Mittheilungen erfahrungsmäſsig fest, daſs die Alligatoren sehr bald den Platz gänzlich räumen, wenn sich in der Nähe einer Fluſsmündung Menschen niederlassen. Vor fünf oder sechs Jahren siedelten sich an der Mündung des Alligator-Creek, oberhalb des Segovia-Flusses, einige Indianer an, welche anfangs auf die daselbst ziemlich häufigen Alligatoren Jagd machten, bald aber mit Erstaunen bemerkten, daſs die Thiere den Fluſs gänzlich verlassen hatten. Solcher Beispiele sind mehrere erzählt worden *).

Die Eidechse, Lacerta, kommt in einer groſsen Menge von Gattungen vor. Die gröſste derselben, Guana genannt, Iguana

*) Wir hatten einen jungen Alligator von etwa 1½ Fuſs Länge in der Absicht einfangen lassen, ihn lebendig nach Europa mitzunehmen. Während der äuſserst stürmischen Rückfahrt durch den Golfstrom starb er jedoch und ging so schnell in die widerlichste Fäulniſs über, daſs selbst die Haut nicht aufbewahrt werden konnte, indem sich niemand zu dem Geschäft des Abziehens und Ausstopfens verstehen wollte und Spiritus oder Branntwein am Schiffsbord nicht vorhanden war.

tuberculata oder sapidissima, von 3 Fuſs Länge, blaugrüner Farbe des Rückens und der Beine, von weiſser Farbe des Leibes, mit scharfen Krallen an den Füſsen, wird von den Indianern genossen und soll der Schildkröte an Geschmack ähnlich sein.

Der Biſs der Guana ist zwar schmerzhaft, aber nicht gefährlich. — Alle übrigen Eidechsen sind bedeutend kleiner, zeichnen sich durch einen sehr zierlichen Körperbau und bunte Farben aus und sind völlig harmlose Thiere.

Die Schlangen finden sich ebenfalls in mehreren Gattungen, von denen die meisten nicht giftig sind, und sogar gern in den Häusern oder in deren Nähe gesehen werden, weil sie schädliches Ungeziefer, und besonders die giftigen Gattungen, vertilgen sollen.

Die giftlosen Schlangen haben in der Regel rundlich eckige Schilder auf dem Kopfe und quadratische unten am Bauche und Schwanze; der übrige Körper ist mit ovalen oder länglichen Schuppen besetzt. Die Aeste der obern Kinnladen sind, wie bei den Säugethieren, ihrer ganzen Länge nach mit spitzen, eingekeilten, undurchbohrten Zähnen besetzt, auſserdem aber noch die Aeste der Gaumenknochen, so daſs oben im Rachen vier Reihen Zähne vorhanden sind; die Aeste des Unterkiefers haben gleichfalls Zähne von derselben Beschaffenheit.

Die giftlosen Schlangen sind im Allgemeinen schlanker, länger; der Kopf ist von schönerem Bau und die Schuppen glätter.

Wir haben bei unseren Wanderungen durch die Waldung mehrere davon, und namentlich eine ziemlich groſse von blauweiſser Farbe, in nicht bedeutender Entfernung beobachtet, ohne daſs es uns jedoch möglich war, eine derselben zu fangen, indem sie sich unserer eifrigsten Verfolgung mit der gröſsten Schnelligkeit entzogen.

Die vorgedachte groſse Schlange nannten die Indianer Wowlah und versicherten, daſs sie zwar Hühner stehle, aber auch die kleinen giftigen Schlangen vertilge.

Die giftigen Schlangen dagegen unterscheiden sich gröſsten-

theils äuſserlich durch einen dickeren Körper mit kürzerem Schwanze, einen breiten, ganz mit Schuppen bedeckten Kopf, auſserdem aber besonders durch die Giftzähne, indem an jedem Oberkieferknochen ein spitzer, wie ein zusammengeschlagenes Blatt gebildeter, mit einer Rinne versehener, krummer, hakenförmiger Zahn sitzt, welcher an seinem vordern Ende, jedoch mehr seitwärts, nicht an der Spitze, eine Oeffnung für den Austritt des Giftes hat. Hinter diesem Giftzahne liegt noch ein Häuſchen kleinerer, nach hinten gerichteter Giftzähne. Allein diese Giftzähne sind im ruhigen Zustande zurückgeschlagen und in einer lappenförmigen Falte des Zahnfleisches verborgen (Voigt Zoolog.).

Da wir keine Gelegenheit hatten, einige von den dort vorkommenden giftigen Schlangen zu sehen und näher zu untersuchen, obgleich unsere Indianer, durch Verheiſsung reichlicher Belohnung angereizt, mehrmals, aber leider immer vergebens, auf die Jagd ausgingen, so müssen wir uns begnügen, die dort gebräuchlichen englischen Namen der angeblich gefährlichsten Schlangen anzuführen.

Es sind dies die golden snake (goldene Schlange), whip snake (Geiſsel, Peitschenschlange), Tommy Goff und barbers pole. Die beiden letztern sollen die gefährlichsten sein und der Biſs derselben den Tod herbeiführen können. Erfahrungsgemäſs soll jedoch die Guacawurzel, die man in jener Gegend, besonders auf der Insel Roatan, häufig findet, ein durchaus zuverlässiges Mittel gegen den giftigen Schlangenbiſs sein.

Die Anzahl der Schlangen, besonders der giftigen, vermindert sich überall augenscheinlich mit den zunehmenden Fortschritten der Landescultur.

Die Schildkröten, Cheloniae und Testudines, sind ebenfalls sehr häufig und erscheinen in mehreren Gattungen. Die Landschildkröten, meistens zur Species tabulata gehörig, erreichen eine Gröſse von einem Zoll bis zu mehr als einem Fuſs Länge,

haben dunkelfarbige Schalen und werden, wie die Seeschildkröten, genossen, stehen aber an Feinheit des Geschmacks den letztern weit nach.

Von den Seeschildkröten sind die beliebtesten die Chelonia Midas, Green turtle der Engländer, und die Chelonia Caretta, Hawks bill der Engländer.

Beide sind sehr zahlreich an den benachbarten Felsen und Korallenriffen des Meeres und liefern das bekannte, fette, schmackhafte, grünliche Fleisch, das zur Schildkrötensuppe verwendet wird.

Das aus den groſsen Trunkschildkröten bereitete Oel ist bei den Indianern sehr beliebt, und würde vielleicht ein nicht unwichtiger Handelsartikel werden können, da diese, zu enormer Gröſse anwachsende Schildkröte dort sehr häufig ist. Auch die Eier der Schildkröten dienen als Nahrung.

IV. Fische.

Das Meer, die Lagunen und die zahlreichen Flüsse liefern eine ganz auſserordentliche Menge der verschiedenartigsten genieſsbaren Fische. Da viele derselben uns nicht zu Gesichte kamen, so müssen wir theilweise auf die englischen Namen uns beschränken, so wie wir dieselben von den dortigen Ansiedlern mitgetheilt erhalten haben.

Von den genieſsbaren Fischen sind die bekanntesten:

1) Im Meere, wo sie an den nahe belegenen Korallenriffen gefangen werden:

Rockfish (Labrax lineatus, Barsch).
Hogfish.
Kingfish (Umbrina alburnus).
Baraconta (Sphyraena Barracuda).
Pfeilfisch (soll zu Zeiten giftig sein).
Parrotfish (Tetrodon [?]).
Grooper (Serranus).

Snapper (Sebastes).
Compaſs.
Margate.
Porgee (Sargus).
Jemmy hint.
Yellow tail.
Trunkfish (Ostracion).
Bongfish (Alosa).

2) In den Lagunen:

Jewfish.
Stonebaſs (Labrus [?]).
Cavallee.
Drummer.
Turpum.
Mudfish, Leuciscus oder Amia.
Mullet, Mugil.
Calapaver.
Mackarel (Scomber, Makrele).
Sheep-head (Corvina oscula oder Sargus ovis).
Snook.
Grunt (Pogonias fasciatus oder Haemulon formosum [?]).
Catfish, Silurus, Wels.

3) In den Flüssen, auſser vielen der vorgenannten:

Mountain Mullet.
Tuba.
Bottersey.
Mosmas und viele andere.

Nächst diesen genieſsbaren Fischen, von denen viele von dem vorzüglichsten Geschmacke sind, erscheinen noch von besonderem Interesse:

Der Haifisch, Squalus Carcharias L., Shark der Engländer, welcher sich im Meere und selbst in den Lagunen findet, und dem Badenden leicht gefährlich werden kann, wenn dieser an tiefere Stellen sich begiebt.

Der Sägefisch, Pristis Antiquorum, mit seinem merkwürdigen, sägeartigen Gebilde am Kopfe, ist häufig in den Lagunen.

Der fliegende Fisch, Exocoetus volitans, welcher das Meer und die Lagunen bewohnt und gewöhnlich in Schaaren sich weite Strecken durch die Luft über dem Wasser hinschnellt.

V. Mollusken.

Die Auster, Ostrea L., ist in mehreren Orten sehr häufig und dient auch den Indianern als Hauptnahrungsmittel. Sie ist von einem ganz vorzüglichen Geschmacke.

VI. Crustaceen.

Die Krebse finden sich in den verschiedensten Gestalten, von dem kolossalen Hummer bis zu den kleinsten Krabben, auſserordentlich häufig.

Besonders häufig sind an den Fluſsmündungen und Lagunenufern die Mangokrebse (Grapsus cruentatus) und die weiſsen und schwarzen Landkrebse (Gecarcinus), welche ein äuſserst wohlschmeckendes und nahrhaftes Fleisch haben.

Jeder, an dem Ufer der See oder Lagune liegende, halbverrottete Baumstamm ist auſserdem von einer Menge gröſserer oder kleiner Krabben bewohnt.

Die Krabben halten zu gewissen Jahreszeiten Wanderungen nach dem Innern des Landes und kehren dann wieder nach der See und den Lagunen zurück.

VII. Arachniden.

Unter den Spinnen soll eine Form der Tarantel vorkommen, deren Biſs gefürchtet wird, die wir jedoch zu sehen nicht Gelegenheit hatten.

Die Zäcke, Ixodes Ricinus (?), Tick der Engländer, ist ein kleines, wanzenähnliches Thier, welches mit seinen vordersten, zangenförmigen Füſsen sich in die unbedeckte Haut von Men-

schen und Thieren eingräbt, jedoch leicht und ohne allen Schmerz sich daraus entfernen läſst.

VIII. Insekten.

Die Biene, Apis pallida, liefert trefflichen Honig, der von den Indianern fleiſsig aufgesucht und sehr gern genossen wird. Wir haben denselben vielfach statt des Zuckers gebraucht.

Es ist höchst wahrscheinlich, daſs noch mehrere Bienenarten dort vorkommen, welche wir zu sehen jedoch keine Gelegenheit hatten.

Die Mosquite, Tabanus (culex pipiens), ist eine Mückengattung, die auf der Mosquitoküste uns weniger belästigt hat, als die Mücken in Europa.

Vergleicht man A. v. Humboldt's Schilderung der Mosquiten, welche an den groſsen Strömen von Südamerika während der nassen Jahreszeit eine wahre Landplage sind (A. v. Humboldt's Voyage aux regions equinoxiales, T. IV.), so muſs man sich wundern, wie der Name der Mosquitoküste von jenem Insekte hergeleitet werden kann.

Die Mosquiten finden sich an windstillen Orten während der nassen und warmen Jahreszeiten. Sie sind daher an der Küste, welche einen fast anhaltenden Seewind hat, viel seltener, als in andern Gegenden von Westindien.

Die Sandfliege, Simulium, sehr klein, ist stellenweise ziemlich häufig in der Nähe des Wassers, und belästigt durch ihren Stich die unbedeckten Theile des menschlichen Körpers allerdings weit bedeutender, als die Mosquiten.

Der Sandfloh, Pulex penetrans, Chegoe der Engländer, bohrt sich unter die Haut der unbekleideten Fuſszehen, und verursacht daselbst die Bildung eines Balges, in welchem er sich und seine zahlreichen Eier birgt. Die Entfernung des Balges ist leicht und schmerzlos, wenn sie bei Zeiten geschieht.

Bei den Indianern, welche stets mit nackten Füſsen einher-

gehen, gehört die Entfernung dieser Bälge zu den Geschäften der täglichen Morgentoilette.

Die Käfer.

Durch Gröſse und sonderbare Rüsselbildung macht sich der Elephantenkäfer bemerkbar.

Dem Europäer sind besonders die zahllosen Leuchtkäfer, welche während der Nacht die glänzendsten Lichter über Wälder und Savannen verbreiten, höchst interessant *).

IX. Myriopoden.

Der Tausendfuſs, Scolopendra morsitans, Centipede der Engländer, erreicht bisweilen eine Länge von 6 bis 7 Zoll, ist jedoch in der Regel kleiner, hat am Kopfe ein Paar starke Zangen, welche eine böse Verwundung veranlassen können, und besteht aus zwanzig gegliederten Theilen des Rumpfes, an deren jedem zwei Füſse angeheftet sind.

Man sieht ihn hin und wieder auch in den Wohnungen und auf den Schiffen, darf aber den Biſs der kleineren Thiere, welche die gewöhnlichsten sind, nicht fürchten.

Sechstes Kapitel.

Von den Bewohnern der Mosquitoküste, ihrer physischen, psychischen und moralischen Beschaffenheit, ihrer Lebensweise, Kleidung, Nahrung, Wohnung, von ihren religiösen Gebräuchen, ihren Krankheiten und deren Heilung.

Die Bewohner der Mosquitoküste sind, mit Ausnahme einzelner Europäer, welche sich daselbst angesiedelt haben, Urbe-

*) Wir lassen ein Verzeichniſs der mitgebrachten Käfer, welches der Geheime Regierungsrath Schmidt in Stettin entworfen hat, im Anhange folgen, da dasselbe in mancher Beziehung von Interesse sein dürfte.

wohner. Sie zerfallen, wie bereits oben im Kapitel II. näher angeführt ist, in die Sambos oder eigentlichen Mosquitos, angeblich aus einer Vermischung der Indianer mit Negerweibern entsprossen, in die reinen, ursprünglichen Indianer, welche sich in mehrere, oben gleichfalls bereits angeführte Stämme theilen, und in die Karaiben, sind seit langen Jahren zu einer Staatsgenossenschaft vereinigt, benennen sich selbst mit dem gemeinschaftlichen Volksnamen Misskitos (–́ ⏑ ⏑), und sind von den Europäern Indianos bravos, Moscos, Mosquitos, Mosquitoindianer benannt worden *).

Die reinen, ursprünglichen Indianer, welche wir hier, als die unzweifelhaften und unvermischten Urbewohner voranstellen, sind von mittlerer Körpergröſse, von regelmäſsigem Körperbau, kräftiger Constitution und weder mager, noch beleibt. Dichtes schwar-

*) Es ist auffallend und schon mehrmals in Frage gekommen, welchem Umstande eigentlich dies Land den Namen Mosquitoküste verdanke, da gerade hier die, unter dem Namen Mosquitos bekannten Insekten bei Weitem nicht so häufig vorkommen, als in vielen andern Küstengegenden von Amerika.

In neuerer Zeit hat sich besonders die Ansicht geltend gemacht, daſs der Name von den vielen, kleinen, vor der Küste liegenden Inseln — welche gleich Fliegen im Wasser zu schwimmen scheinen — hergeleitet worden sei. Auf der Karte kann man nun allenfalls, bei einiger Phantasie, diesen Vergleich passend finden, schwerlich aber in der Wirklichkeit, wo die Kays vor der Küste, man mag sie in der Nähe oder aus der Ferne betrachten, in der That mit nichts weniger, als mit Fliegen oder Mücken, Aehnlichkeit haben.

Wenn es erlaubt ist, den alten Conjecturen noch eine neue hinzuzufügen, so würden wir die Ansicht aufstellen, daſs die Küste ihren Namen von dem Namen der Bewohner erhalten habe, und daſs dieser letztere ein ursprünglich indianischer, von den Spaniern nur corrumpirter Name sei. Denn es muſs auffallen, daſs die Indianer, welche den Ausdruck mosquito (⏑ –́ ⏑), für Mücke, aus ihrem Umgange mit den Spaniern sehr wohl kennen und sogar hin und wieder gebrauchen, sich niemals Mosquitos, Moskitos (⏑ –́ ⏑), sondern ganz entschieden und mit völliger Uebereinstimmung Muesskito, Misskito (–́ ⏑ ⏑) nennen, und wenn man sie mit dem erstern Ausdrucke belegt, dies häufig sogleich verbessern, auch wohl hinzufügen: Mosquitos are flies, we are Mísskito men (Mosquitos sind Fliegen, wir sind Miskitomänner), wie uns dies einigemal begegnet ist. Hieſs nun der, an der Küste wohnende Stamm ursprünglich wirklich Misskitos oder Misskos und nannten die Indianer sich so gegen die ersten, anlandenden Spanier, so ist es sehr natürlich, daſs diese Letztern aus Misskito, Mosquito machten und den, ihnen geläufigen Insektennamen auf die Küste übertrugen.

zes, in der Regel schlichtes Haar bedeckt den Kopf, dessen Schädelbildung, auſser dem etwas geringeren Umfange, von der europäischen Schädelbildung nicht abweicht. Die Gesichtsbildung ist regelmäſsig. Die Backenknochen treten nicht, wie bei andern amerikanischen Stämmen, auffallend hervor. Die Nase ist an ihrem Rücken gewöhnlich geradlinig. Der Mund ist breit, hat eine etwas starke Oberlippe und zeigt weiſse, schön gebaute Zähne. Die Augen sind von regelmäſsiger Form und Gröſse, und haben in der Regel eine bräunlich gefärbte Regenbogenhaut. Kinn und Oberlippe sind nur schwach mit Barthaaren besetzt. Die Hautfarbe des Körpers ist hellbräunlich, jedoch an der Hand- und Fuſsfläche wenig dunkler, als die Farbe der Europäer. Das Gefüge der Oberhaut ist, besonders an den untern Extremitäten, stärker und fester, als bei den Europäern.

Die Weiber haben häufig eine angenehme Gesichtsbildung und einen schönen, regelmäſsigen Körperbau. Sie altern jedoch frühzeitig; unzweifelhaft aus keinem andern Grunde, als weil sie gewöhnlich schon im Kindesalter verheirathet werden.

Von den reinen Indianern unterscheiden sich die Sambos durch weit dunklere, hin und wieder fast schwarze Hautfärbung, mehr oder minder gekräuseltes, nicht selten wollenähnliches, an die Negerraçe erinnerndes Haar, durch die Stärke der Lippen und durch verhältniſsmäſsig gröſsere Gestalten.

Die Karaiben endlich, ein reiner indianischer Urstamm, weichen von den übrigen Indianern durch beträchtlich kleinere, aber kräftige Gestalt, durch die Form der Nase, deren Rücken fast ohne Ausnahme gekrümmt ist, und besonders durch gröſsere Behendigkeit und geistige Regsamkeit ab.

Zwischen diesen Grundtypen finden sich indessen die mannigfachsten Abstufungen.

Die vorerwähnte Regelmäſsigkeit der Körperformen ist so allgemein, daſs man höchst selten irgend eine Art von Verkrüppelung und eben so selten den Mangel eines Sinnesorganes antrifft.

Es ist daher auch schon mehrmals der Verdacht ausgesprochen worden, daſs alle verkrüppelten oder miſsgestalteten Kinder sogleich nach der Geburt getödtet würden, was in den, entfernt von den Wohnplätzen belegenen, einsamen Hütten, in welchen die Wöchnerinnen ihre Entbindung abwarten müssen, ohne Aufsehen zu erregen, geschehen könne. Die Indianer stellen dies jedoch entschieden in Abrede.

Die natürliche Gesichtsfarbe entstellen besonders die Weiber durch mancherlei Färbungen. Sie bedienen sich dazu eines röthlich-braunen oder eines schwarzen Okers, mit welchem sie Striche und Punkte auf Nase und Backen malen.

Das Haar wird von beiden Geschlechtern in der Regel verkürzt getragen, von den Weibern jedoch länger, als von den Männern. Bei den ersteren sieht man dasselbe bisweilen sehr zierlich in kurze, krause Locken gekämmt. Seltener findet es sich bei beiden Geschlechtern in einen kurzen Zopf geflochten und aufgesteckt.

Als Zeichen der Trauer um verstorbene Angehörige schneiden die Männer einen Theil ihres Haupthaares kurz ab, und zwar auf beiden Seiten des Kopfes, so daſs über der Stirn und von der Stirne längs des Scheitels bis zum Hinterhaupte, längere Haare in Form eines Kammes stehen bleiben.

Um das Haar zu glätten und zu conserviren, bedienen sich die Indianer des Fruchtöls der Fächerpalme, dem sie einen groſsen Einfluſs auf das Wachsthum der Haare zuschreiben.

Die Kleidung besteht, auſser einem Gurte, der den Unterleib deckt, bei den Männern in der Regel nur aus einem europäischen Hemde. Einzelne tragen jedoch auch Beinkleider oder irgend andere Kleidungsstücke, die sie von Europäern erhalten haben. Die eigentliche Nationaltracht, welche man jedoch fast nur in den Häuptlingsfamilien sieht, und welche in der That vielleicht ehemals ein Vorrecht dieser Familien mag gewesen sein, besteht aus einem langen, rockähnlichen, vorn offenen Gewande ohne

Aermel und Kragen, welches aus selbst gewebtem, in der Regel braungestreiftem Baumwollenzeuge verfertigt wird. Der Kopf wird nur von Einzelnen mit einem alten europäischen Hute bedeckt. Die Füſse sind bei beiden Geschlechtern jederzeit nackt.

Die Weiber tragen selten eine andere Bekleidung, als eine Art von Rock aus grobem Linnen (Osnabruck), der von der Hüfte bis zur Hälfte des Oberschenkels hinabsteigt. Können sie in den Besitz von Taschentüchern oder von andern Tüchern gelangen, so nähen sie sich, auch wenn dieselben aus verschiedenen Stoffen bestehen und von verschiedener Farbe sind, längere Röcke daraus zusammen. Brust und Oberleib wird nur ausnahmsweise mit einem Tuche bedeckt.

Die Kinder gehen völlig nackt einher.

Säuglinge werden auf dem Rücken der Mutter in einem Tuche getragen, welches um den Leib der letzteren geschlungen ist.

Beide Geschlechter bedienen sich als Schmuck der Glasperlen von verschiedener Gröſse, vorzugsweise aber der kleineren Sorten von schwarzer, weiſser, rother und gelber Farbe, woraus sie mit groſser Geschicklichkeit ganz künstliche und geschmackvolle Halsbänder — die Weiber auch Kniebänder — verfertigen *). Auch echte und unechte Ringe dienen zum Schmucke, die sie an den Fingern, in den Ohren, hin und wieder, jedoch nur selten, auch in der Nasescheidewand tragen.

Die Wohnungen der Indianer sind Hütten, oder — richtiger gesagt — kuppelförmige Dächer, welche auf sechs bis acht, bald kreisförmig, bald im Vierecke aufgestellten Holzpfählen ruhen. Die Pfähle erheben sich kaum 4 bis 5 Fuſs über den Erdboden, so daſs man nur gebückt in die Behausung eintreten kann. Die Gröſse und Höhe der Hütten ist verschieden. Nur wenige derselben haben zwischen den Pfählen leichte, aus Rohr verfertigte,

---

*) Auffallend ist es, daſs die Perlen von blauer Farbe durchaus nicht beliebt sind.

luftige Seitenwände. Das Dach ist aus starken Rohrstämmen gebildet und mit büschelförmig zusammengebundenen Blättern der Fächerpalme so gedeckt, daſs es völlig gegen den Regen schützen würde, wenn es jederzeit in gutem Zustande wäre, was leider selten genug der Fall ist.

Die Hütte enthält in der Regel einen einzigen Raum. Selten theilt ein bühnenartiges Gestell eine Hälfte derselben in zwei Etagen, von denen dann die obere als Vorraths- oder Schlafkammer benutzt wird.

Am Fuſsboden der Hütte flackert während des ganzen Tages und während des gröſsten Theiles der Nacht ein Feuer, neben und fast über welchem in allen Richtungen Hangematten von einem Balken zum andern schweben. In diesen Hangematten sieht man die männlichen Hüttenbewohner gewöhnlich im dolce far niente ihre Tage und Nächte verbringen, während die Weiber vor dem Feuer zusammengekauert sitzen oder die häuslichen Arbeiten verrichten.

Die Hangematten sind aus dem Bast des Mahoebaumes, oder den Fasern des Seidengrases netzförmig geflochten und mit Strikken aus Palmbast oder Mahoebast befestigt.

Auſser den Hangematten sind wenige andere Gegenstände in den Hütten vorhanden, von Geräthen kaum etwas Anderes, als sogenannte Calabashen — die halb durchgeschnittenen Schaalen der Frucht der Calabash-Staude — welche als Eſs- und Trinkgeschirr dienen, und ein eiserner Tiegel. Hier und da auch vielleicht ein halb zerbrochner Teller aus englischem Porcellan, ein Fischnetz, eine alte Muskete, oder ein säbelförmiges Beil (Matched, von den Engländern hier eingeführt) und Bogen, Pfeile und ein Spieſs.

Neben diesen wenigen Geräthschaften findet man die nicht minder ärmlichen Spuren von Lebensmitteln: einige Kolben bunten, türkischen Weitzens, Austernschaalen, einige Bündel Plantanen, einige Ananas, Cocosnüsse und rothe Palmbeeren.

Treue Genossen dieser häuslichen Einrichtung, in welcher es

an Schmutz aller Art nicht fehlt, sind Schweine, Hühner und abgemagerte Hunde.

Und welch' ein wunderbarer Contrast! Wenn man hinauskriecht aus der armseligen, schmutzigen, räucherigen Behausung, vermag man kaum, sich einen Weg zu bahnen durch die Fülle üppigster Vegetation, durch hohe, saftige Gräser, zwischen welchen die zierlichsten Gesträuche und Blumen blühen, durch wuchernde Bananen und Plantanen-Stämme, überragt von hohen Palmen, mit Cocosnüssen beladen. Und mitten in dieser Vegetation weiden Rinder von einer Schönheit, wie man sie kaum in englischen Parks zu sehen gewohnt ist.

Dieser Contrast führt uns auf den Grundzug des moralischen Charakters der Mosquitoindianer: — Trägheit in einem so hohen Grade, daſs man sich kaum einen Begriff davon machen kann. Umgeben von den Geschenken der freigebigsten Natur, ist der Mosquitoindianer sogar zum Sammeln dieser Geschenke zu träge. Besonders die Männer scheuen jede Arbeit. Ein Stück Wild zu schieſsen, einen Fisch oder eine Schildkröte zu fangen, ist das Höchste, wozu ihr Fleiſs sich erhebt. Jede andere Arbeit bleibt den Weibern überlassen.

Diese Trägheit ist keinesweges Folge beschränkter Geistesfähigkeiten oder körperlicher Untüchtigkeit. Zum Theil mag sie mit der Geschichte des Volkes im Zusammenhange stehen. In alten Zeiten, und noch bis in die zweite Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die Mosquitoindianer ein kriegerisches Volk, welches bald mit den Spaniern, bald mit den übrigen Indianerstämmen im Kampfe lag — wie oben erzählt worden ist.

Alle rohen, kriegführenden Nationen besitzen einen natürlichen Widerwillen gegen jede andere Beschäftigung. Fällt nun die Gelegenheit oder die Nothwendigkeit fort, Kriege zu führen, so versinken sie leicht in gänzliche Trägheit, zumal wenn die verschwenderische Natur selbst diese Trägheit zu begünstigen scheint. In diesem Falle befinden sich die Mosquitoindianer.

Zu der Trägheit gesellt sich bei ihnen noch ein höchst ge-

fährlicher Feind, die Liebe zum Trunk, welche leider durch den Umgang mit Europäern auſserordentlich gefördert worden ist.

Neben diesen Schattenseiten zeigt der Charakter des Mosquitoindianers manchen schönen Lichtpunkt; vor Allem groſse Gutmüthigkeit, die sich auf jedem Gesichte malt, unbeschränkte Gastfreundschaft, Treue und Ehrlichkeit, die dort vielleicht allgemeiner verbreitet sind, als unter gebildeten Völkern. Die ursprünglichen, reinen Indianerstämme, und ganz besonders die Karaiben sind viel thätiger und arbeitsamer, als die eigentlichen Mosquitos, und auch unter den Letzteren — besonders in den Häuptlingsfamilien — kommen nicht unbeträchtliche, rühmliche Ausnahmen von der allgemeinen Regel vor.

Der niedrige Geistesculturzustand, in welchem dies Volk sich im Allgemeinen noch befindet, giebt sich nicht nur durch das zu erkennen, was wir bereits über die Lebensweise desselben berichtet haben, sondern auch durch die Beschaffenheit der Sprache, durch den Mangel eines jeden Schriftzeichens, durch das Unzureichende seines Zahlensystems, durch die ungenügende Zeitberechnung, durch seine Ansichten über Natur, Gottheit, Unsterblichkeit und durch die fast gänzliche Unbekanntschaft mit Künsten und Handwerken.

Fast jeder Stamm hat seine eigene, ursprüngliche Sprache wenigstens noch zum Theil bewahrt. Besonders die Karaiben bedienen sich noch gegenwärtig ihrer ganz eigenthümlichen Sprache, welche bedeutend von allen übrigen abweicht und von den andern Indianerstämmen nicht verstanden wird.

Dagegen ist die Sprache des herrschenden Stammes der Sambos, oder eigentlichen Mosquitos, am meisten ausgebildet, allgemein verbreitet und wird im ganzen Lande von allen Stämmen verstanden und gesprochen. Sie ist wohlklingend, ohne besondere Kehllaute, aber ziemlich arm und unbeholfen.

Wir haben im Anhange einen ungefähren Abriſs beigefügt, so gut wir ihn während unseres Aufenthaltes zusammenstellen konnten.

Der Gesang der Mosquitoindianer ist einförmig, klagend, nur in Molltonarten sich bewegend. Der Sänger ist zugleich Dichter, und Text und Melodie sind Eingebungen des Augenblickes. Sie haben keine Volksgesänge, keine im Gedächtniſs in bestimmter Form aufbewahrte Lieder oder andere Dichtungen.

Was der Augenblick eingiebt, wird vorgetragen, genossen — und vergessen. Nur einzelne, beliebte Sänger — und jedes Dorf hat einen oder mehrere — merken sich wohl Inhalt, Form und Melodie eines solchen Liedes, welches besondern Beifall gewinnt, und suchen dasselbe bei passender Gelegenheit möglichst getreu zu reproduciren. Im Anhange ist ein solches Lied mitgetheilt. Auffallend ist es, daſs auch die Schlachtgesänge, deren sie sich früher bedient haben sollen, völlig in Vergessenheit gerathen sind. Der Hauptgegenstand ihrer jetzigen Dichtungen ist die Liebe.

Nur bei gewissen Festlichkeiten, in welchen eine Art von Maskenzug auftritt, wird eine altherkömmliche, von den Indianern jetzt selbst nicht mehr verstandene Formel nach bestimmter Melodie abgesungen *).

Unter den musikalischen Instrumenten nimmt die gewöhnliche Maultrommel — jews harp — welche die Indianer mit wirklich auffallendem Geschick zu spielen wissen, die erste Stelle ein. Sie verschaffen sich diese äuſserst beliebten Instrumente von den Engländern. In die zweite Stelle gehört die gewöhnliche Trommel, welche ebenfalls mit groſser Fertigkeit gehandhabt wird.

Auſserdem ist noch eine Art Flöte mit wenigen Tönen und ein kleines, röhrenförmiges, mit der innern Hülse einer Nuſs zur Hälfte überspanntes Instrument gebräuchlich, welches ganz in den Mund gesteckt wird und dem Gesange einen eigenthümlichen, summenden Ton giebt.

---

*) Einige wunderlich aufgeputzte Männer, mit langen weiſsen Stöcken in der Hand, gehen unter den lächerlichsten Gebärden und Körperverdrehungen im Kreise umher und singen die Worte: Groſsmutter, Groſsmutter, gute Groſsmutter, schaufelnäsige Haifischmutter — vergl. Th. Young a. a. O. p. 71.

Der Tanz wird fast ausschlieſslich von den Weibern und Mädchen geübt und mit der Trommel, mit Gesängen und mit kleinen Klapperbüchsen begleitet, welche die Tänzerinnen um den Hals gehängt haben, und welche aus der getrockneten Schale unreifer Calabashfrüchte bestehen. Die Tänze sind meistens Reihentänze, bei welchen der Oberkörper nach verschiedenen Richtungen mehr oder minder lebhaft bewegt wird und die Füſse in langsam entsprechender Bewegung fortschreiten.

Ein besonderes Vergnügen gewährt den Indianern das Anhören von Mährchen, je wunderbarer, je besser. Um den geschickten Mährchenerzähler sitzt die Versammlung stundenlang in schweigendem Staunen. Jeder Zuhörer aber ist sich am Schlusse wohl bewuſst, daſs er eben nichts als ein Mährchen gehört habe, und man würde sehr irren, wenn man den Indianer für leichtgläubig halten wollte. — „Alles Lüge“ — sagt er, sich langsam mit vergnügtem Gesichte erhebend, wenn der Erzähler endlich schweigt — „Alles Lüge, — aber sehr schön!“

Die Zeitrechnung geschieht nach Monden, so daſs dreizehn Mondwechsel ein Jahr ausmachen. Für die Berechnung der Jahre existirt keine Aera. Daher weiſs Niemand sein Alter, oder die Zeit irgend einer vergangenen Begebenheit mit Bestimmtheit anzugeben.

Ueber den Ursprung alles Erschaffenen fehlt es an jeder Reflexion. Die Sterne sind ihnen nichts als glühende Steine. Die Existenz eines höchsten, unendlich guten und gnädigen Wesens glauben sie zwar, jedoch ohne irgend einen bestimmten Begriff damit zu verbinden, und ohne sich zu irgend einer Art von religiösem Cultus veranlaſst zu fühlen. Auch hat dieses höchste, gute Wesen in ihrer Sprache keinen besonderen Namen, sondern es ist dafür das Wort God aus dem Englischen aufgenommen.

Dagegen verknüpfen sie den bestimmtesten Begriff mit dem Glauben an den Teufel, den sie für einen äuſserst mächtigen

Geist, dessen gröſste Lust es ist, die Menschen zu schrecken, zu quälen, zu verderben, — für den Urheber alles Bösen, von Krankheiten und von jeglichem andern Ungemach, halten, von welchem sie betroffen werden, und dessen Einflüsse sie durch den Rath und die Künste männlicher und weiblicher Zauberer (Sukier) zu überwinden trachten.

Niemals zu Gott, nur zu dem Teufel richten sie Gebete, daſs er sie mit Bösem verschonen möge. Die Karaiben sollen zu bestimmten Zeiten förmliche Feste unter herkömmlichen Gebräuchen in der Absicht begehen, den Unwillen des bösen Geistes abzuwenden.

Auf die Frage, warum sie niemals zu Gott, sondern nur zu dem Teufel beteten, erfolgte stets die Antwort, daſs es eines Gebetes zu Gott nicht bedürfe, weil derselbe ihnen auch ohne Gebet gern alles Gute zuwende, wenn nur der Teufel es zulassen wolle, und daſs sie daher den Teufel bitten müſsten, ihnen das Gute zu gönnen und sie mit Bösem zu verschonen. Hieran schlieſst sich eine auſserordentliche Furcht vor Gespenstern, so daſs nach Sonnenuntergang kein Indianer allein die Hütte verlassen mag. Ihre Todten legen sie in ein halb durchgeschnittenes Canoe, welches mit der andern Hälfte bedeckt und in die Erde versenkt wird.

Ihren Glauben an die Fortdauer des Lebens nach dem Tode bethätigen sie durch die Art der Begräbnisse. Sie versehen den Todten im Grabe mit Nahrungsmitteln und mit Jagdgeräthen, damit er in der andern Welt fortzuleben im Stande sei, und längere Zeit hindurch erneuern sie unter festlichem Tanz und Gesängen die Lebensmittel auf dem Grabe, über welchem in der Regel eine kleine Hütte von Rohr und Palmenblättern errichtet wird. Wo und wie das Leben nach dem Tode stattfinde, darüber verlautet unter ihnen nichts.

Von den Todten zu reden oder den Namen eines Verstorbenen zu nennen, verbietet ihnen der Aberglaube. Eine andere

sonderbare und gleichzeitig dem Lande schädliche Sitte ist es, bei dem Tode eines Indianers alle Palmbäume abzuhauen, welche derselbe gepflanzt hat.

Fragt man, welche Mittel bisher angewendet worden sind, diesem Volke eine geistige Bildung, und namentlich Religionsbegriffe beizubringen, so ist freilich zu beklagen, daſs Missionsgesellschaften, deren Europa so viele zählt, hierher am wenigsten ihre Bestrebungen gerichtet haben. Es sollen in neuerer Zeit hin und wieder englische Missionaire auf der Küste gewesen sein, und so lange sie Branntwein vertheilten, Zuhörer gefunden haben. Lieſsen sie ab, Branntwein zu geben, so wandten die Zuhörer sich fort von ihnen.

Bei angemessener Verfahrungsweise ist es aber gar nicht zu bezweifeln, daſs bei einem Volke, welches so viel natürliche Gutmüthigkeit und unverkennbaren Sinn für Recht besitzt, auch an Geistesfähigkeit nicht Mangel hat, das Christenthum bald Wurzel fassen, und gleichzeitig den Grund zu anderweiter geistiger Ausbildung legen würde.

Aber nur einen Weg giebt es nach unserer Ueberzeugung, welcher hier zu guten Erfolgen führen kann.

Jede unmittelbare Einwirkung auf die erwachsenen, in die althergebrachten Sitten, Gebräuche und Begriffe hineingelebten, mit ihren innern und äuſsern Zuständen zufriedenen Indianer — ist sehr schwierig, wenn nicht ganz unmöglich.

Stets aber gewährt es dem Indianer ein groſses Vergnügen, wenn Europäer sich mit seinen Kindern beschäftigen und dieselben unterrichten.

Es schmeichelt seiner Eitelkeit, daſs seine Kinder den klugen, weiſsen Menschen ähnlich werden, ihre Sprache und Sitte lernen sollen, und was Trägheit und Gewohnheit für ihn selbst ganz gleichgültig und unnöthig erscheinen läſst, wünscht er mit Eifer für seine Kinder.

Mit der gröſsten Theilnahme erkundigten sich die Indianer bei

uns, ob der zu seiner Erziehung nach England gesendete, zweite Sohn des verstorbenen Königs, Prinz Clarence, schon viel gelernt habe und schon eben so viel wisse, als ein junger Engländer seines Alters, und es erregte allgemeine, sichtliche Zufriedenheit, wenn diese Frage bejaht und zur Bestätigung ein, an seine Mutter gerichtetes Schreiben des Prinzen vorgezeigt wurde, welches unser Reisegefährte, Capitain Willock, zu bestellen hatte.

Die jungen Indianer sind übrigens lernbegierig, zutraulich und fassen leicht — wenn nur die erste Schüchternheit überwunden ist, welche ihnen der weiſse Mann anfangs einflöſst. Die Belehrung der Jugend ist der einzige sichere Weg, auf welchem dies lange vernachlässigte Volk zur Civilisation geführt werden kann.

Und seit den 200 Jahren, seit welchen England der Bundesgenosse dieses Volkes zu sein behauptet, ist nichts geschehen! —

Die Ehe beruht, wie sich erwarten läſst, auf keinem sittlichen Fundamente. Die Frau ist das Eigenthum des Mannes und wird durch Ankauf von ihren Eltern erworben. Der gewöhnliche Kaufpreis ist eine Kuh oder der Werth derselben.

Macht die Frau des Ehebruchs sich schuldig, so ist der Verführer gehalten, dem Manne eine Kuh, den Kaufpreis der Frau, als Strafe zu zahlen. Eine Bestrafung der Frau findet nicht statt, und sie beeilt sich daher auch in der Regel, dem Manne den begangenen Ehebruch zu entdecken und ihn zur Einforderung der Kuh anzutreiben.

Daſs Polygamie stattfinden darf und stattfindet, liegt in der Natur dieser Ehen; — doch besitzen in der That die meisten Männer nur ein Weib.

Der Mann ist das Haupt der Familie, und die ganze Familie wohnt friedlich in einer Hütte zusammen.

Vor ihrer Entbindung verläſst die Ehefrau das Haus des Mannes und bezieht mit einer Gehülfin eine einsame Savannenhütte,

welche Niemand betreten, und die sie selbst erst einige Zeit nach der Entbindung verlassen darf.

Das neugeborene Kind wird bis zu dem Alter von fast zwei Jahren an der Mutterbrust genährt. —

In der Regel haben die Mosquitoindianer einen festen Wohnsitz. Sie nähren sich theils von Fischen, die sie jedoch niemals — wie neuerdings behauptet ist — roh verzehren, sondern sehr gut zu kochen und noch besser in Oel zu backen verstehen, — von Austern und von dem Fleische der Thiere, die sie auf der Jagd erlegen, oder als Hausthiere halten, theils von den gekochten Früchten einiger Palmenarten, dem Mais, der Cassava, den gerösteten Plantanen, der Ananas, den Cocosnüssen und andern Früchten. Vegetabilische Nahrungsmittel sind die häufigsten *).

Zur Bereitung berauschender Getränke, Mischla genannt, denen sie leidenschaftlich ergeben sind, bedienen sie sich mehrerer Pflanzen, besonders der Ananas, Plantanen, Bananen und der Cassava, und befördern die Gährung derselben dadurch, daſs die Frauen die Früchte zerkauen und mit dem Safte des Zuckerrohres vermischen.

Nicht minder, als diese selbst bereiteten Getränke, ist der Rum beliebt, den sie durch Fremde erhalten.

Nächst diesen Getränken gehört der Rauchtaback zu den Hauptgenüssen ihres Lebens. Aber ungeachtet sie selbst einen Taback bauen, welcher durch Milde und vorzüglichen Geruch ausgezeichnet ist, so ziehen sie doch die gemeinsten nordamerikanischen Blätter, weil sie viel herber und betäubender sind, vor und schätzen sich glücklich, wenn sie dem Fremden schlechteren Taback abbetteln können.

---

*) Mit Rücksicht auf die neuerdings in Deutschland verbreiteten Zeitungsmährchen mag hier noch bemerkt sein, daſs die Mosquitoindianer selbst *rohes* Obst, *wenn es nicht ganz vollständig reif ist, nicht* genieſsen — geschweige denn rohe Fische oder rohes Fleisch, — so daſs sie in dieser Beziehung gewählteren Geschmackes sind, als viele Deutsche, denen halbreifes Obst und halbgares Fleisch vortrefflich mundet. —

In Ermanglung des Tabacks begnügen sie sich mit dem Ersatze durch andere, getrocknete, narkotische Kräuter.

Unter den Geräthschaften, welche der Mosquitoindianer selbst verfertigt und benutzt, nehmen, auſser den oben bereits erwähnten, die Wasserfahrzeuge den ersten Platz ein. Es sind lange, schmale Kähne, aus einem einzigen Baumstamme gearbeitet, der nicht selten 6 bis 8 Fuſs im Durchmesser hat. Die gröſseren, auf einem Kiel gebauten heiſsen Dori's, die kleineren, flachen Pitpans. Sie bewegen dieselben mit kleinen, flachen Rudern, oder mit kleinen Segeln, und gebrauchen sie mit groſser Sicherheit nicht nur auf den Flüssen und Lagunen, sondern selbst zu kleinen Seereisen.

Ueberhaupt sind die Mosquitos ausgezeichnete Schiffer und ganz vortreffliche Schwimmer. Schlägt ein Canoe auf der Fahrt um, so stört dies die Reise nur auf kurze Zeit. Das Fahrzeug wird von den Schwimmenden wieder umgekehrt, ausgeschöpft, die Indianer steigen ein, und die Reise wird fortgesetzt, als ob nichts vorgefallen wäre.

Zur Jagd bedienen sie sich, wenn sie keine Flinte besitzen, eines einfachen, mit einer Sehne aus geflochtenem Mahoebast gespannten Bogens von hartem Holze (namentlich Eisenholz) und eines langen Rohrpfeiles mit einer Spitze von Eisen oder hartem Holze.

Sie verstehen die Pfeile mit groſser Kraft und Sicherheit zu schleudern. Flinten mit Steinschlössern — auf den Gebrauch der Percussionsschlösser verstehen sich die Indianer noch nicht — sind unter den Eingebornen zunächst der Seeküste und unter den Häuptlingsfamilien ziemlich allgemein verbreitet und ein äuſserst begehrter Handelsgegenstand.

Obgleich aber die Indianer im Allgemeinen sehr eifrige Jäger sind und auf der Jagd die ihnen sonst eigenthümliche Trägheit völlig verläugnen, so können wir ihnen doch eine besonders auffallende Geschicklichkeit in dem Gebrauche der Feuer-

waffe nicht nachrühmen, was zum Theil an der ungemeinen Schlechtigkeit der Gewehre liegen mag, die sie von den westindisch-englischen Händlern zu theuren Preisen eintauschen.

Zur Erlegung der Seeschildkröte gebrauchen sie eine Art von Harpune.

Die Anfertigung der Zeuge geschieht mittelst eines Rahmens, an welchem die Fäden ausgespannt und dann, ähnlich wie im gemeinen Webestuhle, mit Querfäden durchschossen werden. Der Faden wird an einer einfachen Spindel mit groſser Geschicklichkeit gesponnen.

Andere Künste verstehen die Mosquitoindianer nicht.

Ihren Hausthieren widmen sie geringe Sorgfalt. Die Pferde laufen, sich selbst überlassen, halb oder ganz wild in den Savannen umher und tragen den wundgedrückten Rücken und die durch Insekten verstümmelten Ohren als Zeichen der Sorglosigkeit ihres Besitzers zur Schau. Die Kühe, welche ebenfalls die Savannen bewohnen und nur zur Zeit des Kalbens bei der Hütte des Herrn sich einfinden, gedeihen trotz aller mangelnden Pflege vortrefflich und zeichnen sich durch ihre Schönheit aus.

Wenn eine so einfache Lebensweise in einem milden und gesunden Klima schon an und für sich voraussetzen läſst, daſs Krankheiten eine seltene Erscheinung sind, so gilt dies zwar im Allgemeinen und ganz besonders von den sogenannten innern Krankheiten, desto häufiger aber finden sich chronische Hautkrankheiten, und zwar trockene Schuppenflechten und knollige Hautexcrescenzen, welche bis zur Elephantiasis ausarten.

Mehrmals haben wir die sämmtlichen Bewohner einer Hütte, oder mehrerer neben einander belegener Hütten von diesen Ausschlägen afficirt gesehen, und ganz frei von Flechten findet man überhaupt vielleicht nicht die Hälfte der Mosquitos.

Die Schuld liegt zum Theil in der Nahrung, zum Theil in der groſsen Vernachlässigung der Hautcultur, welche in einem tropischen Klima um so unerläſslicher ist, je gröſsere Thätigkeit hier

das Hautsystem entwickelt. Kommt zu diesen Krankheiten noch der gänzliche Mangel ärztlicher Behandlung, so kann ihre Intensität und Extensität nicht befremden.

Ein Arzt in der englischen Stadt Belize auf der Hondurasküste theilte uns mit, daſs diese Hautausschläge in kurzer Zeit von selbst aufhörten, wenn die damit afficirten Mosquitoindianer in Belize sich aufhielten, bessere Nahrung und namentlich Salz genössen. Der einzige Grund dieser Ausschläge sei der Genuſs von Fischen ohne Salz. Denn obgleich das Wasser der Karaibensee äuſserst salzhaltig ist, so verstehen sich die Indianer auf Salzbereitung nicht, oder sind zu träge dazu.

Von akuten Hautausschlägen haben seit einer Reihe von Jahren die Masern, und besonders die echten Menschenpocken stark grassirt und auſserordentlich viele Todesfälle herbeigeführt.

Obgleich bisher Kuhpockenimpfungen nicht stattgefunden haben, so wurde doch der von uns angestellte Impfversuch mit Lymphe, die wir aus Deutschland mitgebracht hatten, von den Indianern beifällig aufgenommen. Leider miſslang er, weil die Lymphe während der Reise untauglich geworden war.

Die sogenannten inneren Krankheiten, von denen diese Indianer befallen werden, scheinen sich fast ausschlieſslich auf Wechselfieber und Rheumatismen zu beschränken. Auſserdem beobachteten wir in den, am Meeresstrande zwischen dem Cap Gracias a Dios und der Carataska-Lagune belegenen Hütten unter sämmtlichen Kindern den Stickhusten in epidemischer Verbreitung. Typhöse Fieber und das gefürchtete gelbe Fieber sind im Mosquitolande — nach allen vorhandenen, zuverlässigen Nachrichten — völlig unbekannt, und es ist eine verbürgte Thatsache, daſs die, in Belize sich als Arbeitsleute, Jäger, Diener u. s. w. aufhaltenden Mosquitos, wenn daselbst eine ansteckende Krankheit ausbricht, sogleich in ihre Heimat flüchten.

Geisteskrankheiten haben wir nie bemerkt, auch über deren Existenz nichts in Erfahrung gebracht.

Aus der Reihe chirurgischer Krankheiten kam uns ein Fall von Leistenbruch zu Gesicht.

Endlich haben wir, als dem Lande und dem Klima eigenthümlich, derjenigen Uebel zu gedenken, welche durch den Biſs oder Stich von Thieren dem Menschen zugefügt werden. Es sind zunächst Schlangenbisse.

Die Zahl der giftigen Schlangen ist in den von Menschen bewohnten Gegenden sehr gering, und diese Schlangen fliehen den Menschen. Wird nichtsdestoweniger Jemand von einer giftigen Schlange gebissen, so bedienen sich die Indianer der Guaco-Wurzel, welche am häufigsten auf der benachbarten Insel Roatan gefunden wird. Sie ist, nach der Versicherung zuverlässiger Beobachter, ein völlig sicheres Heilmittel selbst dann noch, wenn sich durch starkes Fieber bereits die Affection des Gesammtorganismus zu erkennen giebt.

Die Anwendung dieses Heilmittels geschieht entweder dergestalt, daſs die zerkleinerte Wurzel mit Rum infundirt und dem Verwundeten von diesem Infusum ein mäſsiges Weinglas voll gereicht wird, oder der Verwundete kaut die Wurzel, verschluckt den Saft und legt etwas von der zerkauten Wurzel auf die Wunde.

Bei Verwundungen durch Insekten ist nur der Tick und der Chegoe von einigem Belange.

Der sogenannte Tick ist ein kleines Insekt, das sich mit seinen Zangen in die Haut des Menschen eingräbt, Schmerz und Entzündung veranlaſst, jedoch sehr leicht entfernt werden kann.

Die Chegoes sind kleine Fliegen, welche die Haut der untern Extremitäten, wenn diese unbekleidet sind, unmerklich verwunden und sich selbst nebst ihren Eiern hineinbegeben. Durch die Entwickelung der Eier, welche sich in einem Balge befinden, entsteht Schmerz und, wofern der Balg nicht vollständig entfernt wird, Entzündung und Geschwürbildung. Aber auch dies Uebel, an welchem die stets mit nackten Füſsen einhergehenden Indianer häufig leiden, ist sehr leicht zu beseitigen.

Eine Arzneiwissenschaft existirt unter den Mosquitoindianern so wenig, als ein Arzt. Desto vorherrschender ist der Aberglaube in Allem, was auf Krankheit Bezug hat. Eine der sonderbarsten Sitten in dieser Beziehung ist die, daſs man der Hütte, worin ein Kranker sich befindet, nicht auf der Windseite vorübergehen darf, damit ihm nicht die Luft und der Athem benommen werde. In den Fällen, wo die Heilung der Krankheit wünschenswerth erscheint, wird die Hülfe der Zauberer (Sukier) oder auch wohl der Rath europäischer Colonisten in Anspruch genommen, von jedem gereichten Heilmittel aber erwartet, daſs es schnell und vollständig helfe. Geschieht dies nicht, so geht das Zutrauen zu dem Mittel verloren, und ein neues, besseres wird verlangt.

Die Todesfälle unter den Mosquitoindianern sollen hauptsächlich die jüngsten Kinder betreffen, demnächst das höhere Alter. In den mittlern Jahren sind Todesfälle selten, mit Ausnahme natürlich der Pockenepidemien, welche ohne Unterschied des Alters in kurzer Zeit Tausende fortgerafft haben. Im Allgemeinen erreichen die Mosquitos ein hohes Alter, und nicht selten findet sich in derselben Hütte der Urgroſsvater mit seinem Sohn, Enkel und Groſsenkel beisammen. Alle bestimmteren Angaben über Lebensalter sind unmöglich, weil Niemand sein Alter in Jahren auszudrücken versteht.

Siebentes Kapitel.

Von den Gesundheitsverhältnissen der Mosquitoküste mit besonderer Rücksicht auf deutsche Ansiedelung.

Die Beurtheilung der Salubrität tropischer Länder ist bei unsern Landsleuten nur zu oft eine unrichtige. Denn selten gründet sich das Urtheil auf eigene Anschauung, — meistentheils auf

englische Erfahrungen und Berichte. Die Engländer aber, soweit sie auch ihre Macht jenseits des Weltmeeres ausgedehnt haben, so wenig besitzen sie im Allgemeinen die Fähigkeit, sich selbst mit ihrer Lebensweise den überseeischen Welttheilen anzupassen. Wie sie unter den nördlichen Breitengraden ihres Vaterlandes zu leben, und insbesondere zu essen und zu trinken gelernt haben, so wollen sie auch selbst unter dem Aequator fortleben. Daher in den meisten Fällen die groſse Sterblichkeit, welche manchen englischen Colonien eine so traurige Berühmtheit verliehen hat.

Damit soll jedoch keinesweges die Behauptung aufgestellt sein, daſs — trotz der englischen Erfahrungen — überall in den Tropen die Sanitätsverhältnisse sich günstig gestalten würden, wenn man nur die Lebensweise der Colonisten dem Klima anzupassen vermöchte. Es fehlt den tropischen Ländern eben so wenig, als unserm Welttheile, an Landstrecken, deren klimatische Verhältnisse der menschlichen Gesundheit im Allgemeinen, vorzugsweise aber der Gesundheit des fremden Ansiedlers unbedingt ungünstig sind. Nur darf dies Urtheil nicht auf die Tropen überhaupt ausgedehnt werden, wie dies leider aus Unkunde, Irrthum oder absichtsvoller Entstellung der Wahrheit so oft geschehen ist und noch geschieht.

Ueberall handelt es sich hier — wie in unserem Welttheile — um die besonderen örtlichen Verhältnisse, und es kommt dabei, nächst der Temperatur und dem Wassergehalte der atmosphärischen Luft, ganz besonders die vorherrschende Windrichtung, die Stärke der Winde, die Beschaffenheit des Bodens und der Ströme, endlich auch der Culturzustand des Landes in Betracht. Wo unter einer heiſsen Sonne die Atmosphäre des Wassergehaltes beraubt ist, und den gröſsten Theil des Jahres hindurch völlige Windstille herrscht, oder wo die Landwinde das Uebergewicht haben über die Seewinde, wird die menschliche Gesundheit eher gefährdet sein; — wo der Boden aus

Sumpf und Moor besteht, wo die Ströme bedeutende Ueberschwemmungen verursachen und stagnirende Lachen zurücklassen, werden schädliche Ausdünstungen die Atmosphäre anfüllen; wo es endlich der Landcultur noch nicht gelungen ist, Luft und Licht dem, mit der üppigsten Vegetation bedeckten Boden zuzuführen, und den Wasseransammlungen Abfluſs zu verschaffen, da wird der Aufenthalt dem Colonisten wenigstens so lange nicht zuträglich sein, bis die Cultur dieser Uebelstände Herr geworden ist.

Wo aber solche ungünstigen Verhältnisse nicht obwalten, da wird auch innerhalb der Tropen die Gesundheit der Menschen, bei einem vernunftgemäſsen Verhalten, ebensowenig gefährdet sein, als in Europa; — der fremde Ansiedler wird sich vielmehr der herrlichen und reichen Gaben, mit welchen der Himmel jene Welttheile gesegnet hat, ohne Nachtheil für seine Gesundheit erfreuen und mindestens ein eben so kräftiges und hohes Alter erreichen können, als in seinem Vaterlande.

Dies sind Wahrheiten, welche sich von selbst verstehen und durch vielfache Erfahrungen unwiderleglich bestätigt werden, deren Anführung daher hier auch ganz überflüssig wäre, wenn es nicht darauf ankäme, althergebrachten Vorurtheilen entgegenzutreten, welche sich in letzter Zeit bei Besprechung des Mosquitolandes wieder Geltung zu verschaffen und jede europäische Uebersiedelung nach den Tropen als ein Unternehmen zu schildern versucht haben, dem sicheres Verderben folgen müsse. Es ist in mehr als einer Rücksicht zu bedauern, daſs so einseitige und wahrheitswidrige Ansichten auch in unseren Zeiten noch dreist aufzutreten wagen, — noch beklagenswerther, daſs dieselben Glauben finden und eifrige Vertheidiger.

Die Mosquitoküste, bewohnt von einer geringen Anzahl Indianer und wenigen europäischen Ansiedlern, ist ein bisher noch so unbekanntes Land, daſs es in der Unmöglichkeit beruhet, die Gesundheitsverhältnisse desselben durch statistische Beläge

nachzuweisen. Allein die Berücksichtigung des Klima's, der Witterungsverhältnisse, des Bodens, der Wasserläufe und aller übrigen concurrirenden örtlichen Verhältnisse, zusammengehalten mit den bisherigen Erfahrungen dortiger Ansiedler und Reisenden und mit unsern eignen sorgfältigen und wahrheitsmäſsigen Beobachtungen, dürfte vollkommen genügen, um dies Land als ein, der menschlichen Gesundheit nicht gefährliches und in dieser Beziehung für deutsche Ansiedelungen wohlgeeignetes zu erachten.

Denn was zunächst das Klima betrifft, so trägt dasselbe, obgleich das Land zwischen den Wendekreisen liegt, nicht ein so rein tropisches Gepräge, wie dies anderweit unter gleichen Breitengraden, und besonders auch auf dem benachbarten südlichen Festlande und den benachbarten westindischen Inseln der Fall ist, wie wir dies bereits oben im Abschnitt III. näher ausgeführt haben.

Durch die, fast neun Monate des Jahres regelmäſsig wehenden östlichen Seewinde, welche das ganze Land bestreichen, wird die Hitze so angenehm gemildert, daſs sie selbst bei hohen Temperaturgraden selten lästig fällt, indem die anhaltenden Seewinde die erfrischendste Wirkung auf den Menschen äuſsern.

Wir können versichern, daſs wir während unseres fast zweimonatlichen Aufenthalts in dem Mosquitolande, welcher gröſstentheils in die, als höchst gefährlich verrufene Frühlingsregenzeit und den Anfang der trockenen Jahreszeit fiel, dort von der Sonnenhitze weit weniger belästigt worden sind, als vielfach in unsern norddeutschen Sommertagen.

Ueberdies weicht das dortige Klima weit weniger durch die höchsten Temperaturgrade, als durch den Mangel der tieferen, von dem unsrigen ab. Während der Sommermonate sinkt das Thermometer in der Nacht nicht bedeutend tiefer, als es bei Sonnenuntergang stand, und während der Wintermonate herrscht eine so milde Temperatur, wie in unsern wärmern Frühlings- und Herbsttagen.

Die zwei Mal im Jahre stattfindende, regelmäſsige Regenzeit trägt nicht minder zur Milderung der tropischen Hitze bei, und die sogenannte trockene Jahreszeit ist keineswegs eine absolut trockne, sondern wird vielmehr durch einzelne, leichte Regenschauer unterbrochen und gemildert.

Es steht aber auch in Norddeutschland im Allgemeinen erfahrungsgemäſs fest, daſs die Zahl der Kranken an anhaltend trocknen, heiſsen und schönen Sommertagen weit bedeutender ist, als während eines nassen Sommers, und daſs überhaupt im Augustmonate, der bei uns der wärmste und trockenste zu sein pflegt, die meisten Krankheiten und die meisten Todesfälle sich ereignen.

Die Gestaltung des Bodens ferner ist keineswegs ungünstig.

Die neben der flachen, sandigen Seeküste belegene Landstrecke bildet eine fortlaufende Erhöhung, welche einerseits gegen das Meer hin, andererseits gegen die Savannen sich abdacht. Sie eignet sich vorzüglich zur Errichtung von Wohnplätzen für Ansiedler, weil sie trocken belegen und direct den Seewinden ausgesetzt ist.

Ein nicht minder günstiges Urtheil ist von den höher belegen Ufern und Inseln der Carataska-Lagune, von den Ufern der Ströme und Flüsse und von dem, weiter landeinwärts gegen die Gebirge sich erhebenden Festlande zu fällen.

Anders dagegen ist es mit den tieferen Savannen. Bei dem Mangel aller künstlichen Abzugsgräben sammeln sich während der nassen Jahreszeiten in denselben bedeutende Wassermassen, deren Verdunstung während der trocknen Monate für die menschliche Gesundheit schädlich sein dürfte. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daſs bei einer zweckmäſsigen Behandlung mit der Zeit selbst die Savannen für Ansiedelungen sich eignen werden, weil bei dem natürlichen Gefälle des Landes nichts leichter scheint, als durch Gräben dem Wasser überall Abzug zu verschaffen. Die Nachbarschaft der Savannen kann übrigens den, am Strande und auf den höhern Fluſsufern sich Ansiedelnden

auch gegenwärtig nicht nachtheilig werden, weil die Seewinde jene Dünste vollständig zurücktreiben.

Aehnlich, wie mit den Savannen, verhält es sich mit tief belegenen Waldungen, deren Boden in der nassen Jahreszeit überschwemmt wird. Auch hier bleibt es der Landescultur vorbehalten, mit der Zeit gesunde Wohnsitze zu schaffen.

Nächst dem Erdboden sind die Ströme und Lagunen zu berücksichtigen. In allen findet sich flieſsendes Wasser über einem festen Grunde, welcher eben so wenig, wie die Savannen, irgend eine Spur von Sumpf und Moor zeigt. Ihre Wassermenge ist in der Regel beträchtlich, und tritt während der heiſsen Jahreszeit Wassermangel ein, so füllen sie sich in der Nähe des Meeres mit Seewasser.

So ist auch von dieser Seite kein Grund zu einer Befürchtung für den Gesundheitszustand der Ansiedler.

An gutem Trinkwasser ist gegenwärtig noch Mangel, weil die groſse Trägheit der Indianer sich damit begnügt, den Boden nur so weit aufzugraben, bis sich süſses Wasser zeigt. Man schöpft aus offenen Gruben von höchstens 3 bis 4 Fuſs Tiefe ein unreines Wasser von einer Temperatur von 16 bis 18° R. Dasselbe ist aber völlig geschmack- und geruchlos, und wenn man die mechanisch beigemengten fremden Bestandtheile durch das Filtrum entfernt, durchaus klar und farblos. Nach den von uns angestellten Versuchen ist es unzweifelhaft, daſs man durch Anlage tiefer, ausgesetzter Brunnen ein schönes, gesundes Trinkwasser gewinnen könnte.

Endlich aber die Menge gesunder Nahrungs- und aller übrigen Subsistenzmittel zu berücksichtigen, welche der Colonist sich hier ohne Sorgen und ohne groſse Mühe zu schaffen vermag. Wenige Stunden täglicher Arbeit werden ihn weit ansehnlichere Früchte genieſsen lassen, als die angestrengtesten Bemühungen, denen der deutsche Landmann vom frühen Morgen bis zum spätesten Abende eines langen, heiſsen Sommertages sich unterziehen muſs.

Wir glauben hierbei zugleich der so oft aufgestellten Behauptung, daſs der Europäer innerhalb der Tropen zur Arbeit auſser Stande sei, als einem leeren Vorurtheile entschieden entgegentreten zu müssen, ein Vorurtheil, welches wir selbst durch die Leichtigkeit, womit wir die angestrengtesten Strapazen während unsers dortigen Aufenthalts überwunden haben, zu widerlegen im Stande sind, und welches man schon ablegen muſs, wenn man in tropischen Seehäfen die europäischen Matrosen mit so schwerer Arbeit anhaltend beschäftigt sieht, wie sie die stärksten Neger zu verrichten nicht im Stande sein dürften.

Wenn der Europäer unter den Tropen nicht arbeitet, so geschieht dies keineswegs, weil er nicht arbeiten kann, ohne seine Gesundheit zu gefährden, sondern lediglich aus demselben Grunde, aus welchem der Indianer und der freie Neger jede Arbeit scheut, — aus Trägheit. Die Natur giebt ihm freiwillig Alles, was zur mäſsigen Befriedigung seiner nothwendigsten Bedürfnisse genügt, und der Hang zur Trägheit bestimmt ihn bald, dies ausreichend zu finden. Schon die Cocosnuſs allein gewährt dem Indianer und dem trägen Neger eine so gesunde, reichliche und ohne Mühe zu erlangende Nahrung, daſs er es für sehr überflüssig erachtet, sich durch Arbeit noch anderweite Nahrungsmittel zu verschaffen. Höchstens treibt er noch etwa Jagd oder Fischerei — weil es ihm Vergnügen macht und weil er nicht Tag aus, Tag ein sich im Hammock (Hängematte) schwingen und schlafen kann — und allenfalls bemüht er sich auch, die duftige Ananas aufzuheben, an welche sein Fuſs stöſst, oder die Orange zu pflücken, welche seine Hand bequem erreichen kann. Es ist nun wohl kein Wunder, daſs es auch Europäer in Westindien giebt, welche auf ähnliche Gedanken kommen, wie die Indianer und Neger, — und leider oftmals auf noch viel schlechtere!

Wir haben in Belize, diesem allgemein als höchst ungesund verrufenen Orte, welcher viel tiefer liegt, als die Mosquitoküste, und rings von Wasser umgeben ist, nordamerikanische und eu-

ropäische — englische — Matrosen Tag für Tag die härteste Arbeit verrichten, dann hinterher noch einen Theil der Nacht in ausgelassener Schlemmerei verbringen und den Rest auf dem thaubenetzten Schiffsverdecke verschlafen sehen, ohne Nachtheil für ihre Gesundheit; wir haben daselbst Europäer kennen gelernt, welche seit langen Jahren keine Arbeit scheuen und sich, neben ihrem blühenden Wohlstande — der sicheren Frucht ihrer Arbeit — auch einer kräftigen und ungeschwächten Gesundheit erfreuen; wir haben endlich — trotz unserer sorgfältigsten Aufmerksamkeit — in diesem verrufenen Orte nichts von der „bleichen, gespensterartigen europäischen Bewohnerschaft“ gesehen, an welche einige Bericht erstattende Reisende nur mit Grauen versichern zurückdenken zu können. Uns sind vielmehr die dortigen Bewohner von europäischer Abkunft ohne Ausnahme gesund und kräftig erschienen*), und wir haben genugsam Gelegenheit gehabt, mit Verwunderung zu bemerken, wie wenig dieselben es für nöthig erachten, sich die in Alt-England gewöhnlichen materiellen Genüsse zu versagen, zu welchen noch der ganze Luxus der Tropen gefügt wird.

Was vielleicht bei Einzelnen wilde Leidenschaftlichkeit und Ausschweifungen jeglicher Art verschulden, das kann nur Beschränktheit oder böswillige Absicht dem Klima zur Last legen. — Und zu welchen Ausschweifungen sich häufig die Ansiedler in Westindien erniedrigen, ist bekannt genug und bedarf hier wohl einer näheren Erörterung nicht.

Hiermit in Uebereinstimmung können wir versichern, dafs die,

---

*) J. Osborne (Guide to the Madeiras, Azores, Westindies etc. London) sagt p. 123:

Das Klima von Belize ist besser, als das der westindischen Inseln im Allgemeinen, und Personen, deren Gesundheit und Constitution durch die Wirkungen des letztern gelitten haben, erlangen sehr schnelle Wiederherstellung in beiderlei Beziehung nach ihrer Ankunft in Honduras. — Vergl. auch: the British Colonial Library by R. Montgomery Martin F. S. S. London 1836. Vol. IV. (History of the West Indies) p. 149.

freilich nur wenigen europäischen Ansiedler, welche gegenwärtig an der Mosquitoküste wohnen, nach der von uns gemachten Erfahrung und nach den eingezogenen Nachrichten, mit Ausnahme eines Einzigen, dessen Gesundheit durch langjährige Strapazen zerrüttet ist, sich in dem besten Gesundheitszustande befinden, obgleich sie ihre heimathliche Lebensweise nur zu einem geringen Theile dem tropischen Klima angepaſst haben*). Wir erlauben uns, nur einige Beispiele aus unserer genaueren Bekanntschaft anzuführen.

Der Capitain Haly lebt seit 20 Jahren mit seiner Familie am Cap Gracias a Dios, hat zur Beaufsichtigung seiner Mahagonischläger und zu anderen Zwecken vielfache, höchst anstrengende Reisen durch das Innere des Landes gemacht, und erfreut sich mit den Seinigen der rüstigsten Gesundheit. — Mr. W. Upton, ein junger Mann von 30 Jahren, welcher vor etwa 8 Jahren in das Land kam, anfangs vielfache Mühseligkeiten zu ertragen hatte, im Freien und in Indianerhütten die Nächte der Regenzeit zubringen muſste, und unter andern auch dem, in Young's narrative of a residence on the Mosquito-Shore, p. 37 seq., geschilderten Schiffbruche beiwohnte, strotzt in beneidenswerther Fülle der Gesundheit, und ein anderer Engländer, der Zimmermann John Deacon, welcher im Jahre 1839 in das Land kam, hat, trotz der gröſsten Anstrengungen, niemals irgend einen nachtheiligen Einfluſs des Klima's empfunden, obgleich er gewohnt ist, häufig im Freien zu schlafen. Der bloſse Anblick dieser Ansiedler spricht schon allein genugsam zu Gunsten des Landes.

*) Schon „Long“, der Verf. der oben angeführten History of Jamaica, sagt über die menschliche Lebensdauer auf der Mosquitoküste ganz ausdrücklich (p. 318 der Ausgabe von 1772):

„This is one of the finest and healthiest tracts in the world and free from those distempers which in some other parts of the West Indies are so fatal to Europeans on the change of climate etc. Certain it is that the European as well as Indian inhabitans usually attain to greater ages than are common in Europe.“

Reisende, welche längere Zeit sich dort aufgehalten haben, wie Orlando Roberts, Colonel Hodgson, Capitain Henderson und Thomas Young, deren Schriften bereits oben angeführt sind, bestätigen vollkommen die Salubrität der Küste, und Montgomery Martin (History of the Westindies. London 1838. Vol. I. p. 71.) sagt ausdrücklich: Die Kaymans-Inseln sind sehr gesund und ihre Bewohner erreichen ein hohes Alter; derselbe Fall findet auf der Mosquitoküste weit mehr, als in Europa, statt *).

Nichts desto weniger ist ganz gewiſs Acclimatisation für den europäischen Ansiedler nothwendig, und wir erlauben uns, auf die Bedingungen, unter welchen dieselbe, nach Maſsgabe unserer Beobachtungen, ohne Gefahr für den Gesundheitszustand der Colonisten geschehen kann, und auf die, dabei mit Nothwendigkeit erforderlichen Veranstaltungen um so mehr näher einzugehen, als ganz unzweifelhaft gerade in der Vernachlässigung dieser Erfordernisse der hauptsächlichste Grund für das Miſslingen so vieler Colonisationsversuche innerhalb der Tropen zu finden ist.

Zunächst erscheint hierbei von groſser Wichtigkeit die Jahreszeit, in welcher die Uebersiedelung stattfinden soll. Es darf dazu unter keinen Umständen die heiſse, sondern nur die kühlere Jahreszeit gewählt werden, damit der Colonist

---

*) Schon Thomas Raynal (histoire des deux Indes etc. Genève 1781. III. p. 439.) sagt von der Mosquitoküste:

„Le climat de cette région est sain et assez tempéré. Le sol en est communément uni, très-bien arrosé, et paroit propre à toutes les productions cultivées entre les tropiques. On n'y est pas exposé à ces fréquentes sécheresses, à ces terribles ouragans qui détruisent si souvent dans les isles du Nouveau-Monde les espérances les mieux fondées.“

Wenn man nun auch von unseren eignen, nur zweimonatlichen Erfahrungen über das Klima der Mosquitoküste ganz abstrahiren will, so dürfte doch jedenfalls auf die völlig übereinstimmende Aussage solcher Reisenden, welche sich Jahre lang dort aufgehalten haben, und auf die Schilderungen bewährter Schriftsteller, von welchen man annehmen muſs, daſs sie aus guten und sicheren Quellen geschöpft haben, mehr Gewicht zu legen und mehr Vertrauen zu setzen sein, als auf oberflächliche Notizen in unsern geographischen Werken und auf leichtfertige Zeitungsartikel, deren Absicht und Quellen sehr zweifelhaft erscheinen.

sich allmälig an die höheren Temperaturgrade gewöhne. Auch in anderer Beziehung ist dies nothwendig, weil die kühlere Jahreszeit die Zeit der Ackerbestellung ist. Demnächst darf der Gesichtspunkt niemals auſser Acht gelassen werden, daſs die Verschiedenheit des Klima's die Fortsetzung der gewohnten Lebensweise nicht verstattet. Die Wohnung, die Kleidung, die Nahrungsmittel, wie sie der Deutsche in seinem Vaterlande nöthig hat, passen nicht für Centralamerika.

So einleuchtend die Wahrheit dieses Satzes ist, so wenig accomodirt sich nach demselben die Mehrzahl der Europäer auf den westindischen Inseln und überhaupt unter den Tropen. Daher rühren gewiſs viele Klagen über ungesundes Klima. Namentlich Alles, was eigene Unmäſsigkeit verschuldet, legt man dem Lande und dem Klima zur Last.

Vor allen Dingen sollten erhitzende Getränke nur mit Maſs und nur mit der gröſsten Vorsicht genossen werden; Branntwein und Wein nie anders, als in geringer Quantität oder mit Wasser verdünnt.

Eben so wenig sind starkes Bier, starker Kaffe und Thee zum gewöhnlichen Gebrauche zuträglich. Die besten Getränke sind reines Brunnenwasser, Kuhmilch, Milch der Cocosnüsse, schwacher Milchkaffe, leichtes Bier, Zuckerwasser, Limonade, Wasser mit kleinen Quantitäten Wein oder Branntwein versetzt.

Auch der Genuſs der Speisen muſs modificirt werden; weniger Fleischnahrung, dagegen mehr Vegetabilien, welche die Natur dort in reichster Fülle hervorbringt.

Bei der Kleidung muſs auf die erhöhte Hautthätigkeit Rücksicht genommen werden. Eine schwere, warme Bekleidung würde lästig sein, eine zu leichte zu Erkältungen der transpirirenden Haut Veranlassung geben. Am zweckmäſsigsten ist es, Unterkleider zu tragen, welche die Haut nicht zu sehr kühlen, wie dies leinene Zeuge thun. Die Engländer empfehlen zu diesem Behuf in tropischen Klimaten allgemein den Gebrauch der Wolle. Nach un-

seren Erfahrungen halten wir wollene Unterkleider für zu erhitzend, und glauben, daſs baumwollene vorzuziehen, der Gebrauch der Wolle aber nur älteren und solchen Personen zuträglich sei, welche weniger abgehärtet und zu Rheumatismen geneigt sind.

Ueber den baumwollenen Unterkleidern trage man leinene, oder ähnliche Oberkleider, welche man während der kalten Jahreszeit mit wollenen vertauscht.

Ganz besonders aber ist die sorgfältigste Pflege der Haut durch tägliche kalte Bäder und Waschungen nicht genug zu empfehlen.

Die Wohnungen baue man so, daſs sie überall dem Luftzuge zugänglich gemacht, aber auch demselben verschlossen werden können. Statt der Glasfenster hat man in den Tropen gewöhnlich nur hölzerne Jalousies, wie sie bei uns als Fensterladen benutzt werden, und die man auf gewöhnliche Weise schlieſsen und öffnen kann. Sie sind durchaus zweckmäſsig. Dagegen würde es unzweckmäſsig sein, die Wände von Rohr, welche man bei dortigen Ansiedlern gewöhnlich sieht, ohne weitere Bekleidung zu lassen. Man ist dann gänzlich auſser Stande, sich gegen die Zugluft, die bei starkem Winde oft sehr empfindlich wird, zu schützen, und kann sich leicht Rheumatismen, besonders der untern Extremitäten, zuziehen.

Am meisten werden sich Häuser empfehlen, welche an der Vorder- und Hinterseite mit einer Veranda versehen sind, wie solche auf den westindischen Inseln fast allgemein vorkommen.

Endlich sollten die Schwellen der Wohnhäuser nie auf den ebenen Erdboden gelegt, sondern über denselben erhöht werden. Dies ist nothwendig, einerseits aus Rücksicht auf die Regenmengen in den nassen Jahreszeiten und auf die Feuchtigkeit des Bodens während derselben, und andererseits zur Abhaltung kriechender Insekten.

Was ferner die Wahl der Wohnplätze anbetrifft, so erlauben

wir uns, auf die vorhergehenden Andeutungen über die Gestaltung des Bodens zurück zu verweisen. Gegenwärtig eignen sich nur die Meeresufer, die hohen Ufer und höher belegenen Inseln der Flüsse und Lagunen zum Anbau menschlicher Wohnungen, weil sie den kühlenden, erfrischenden Seebrisen fortwährend ausgesetzt sind und auch in den nassen Jahreszeiten eine stets trockene Lage haben.

Wird die Anlage von Städten oder Dörfern beabsichtigt, so muſs, nach der umsichtigen Wahl des Platzes, besonders dafür Sorge getragen werden, daſs das Ufer des Meeres, der Lagune oder des Flusses ein breites, unbebautes Kai bilde, daſs alle Straſsen hinlängliche Breite haben, daſs die Hauptstraſsen den Seewinden zugänglich bleiben, daſs die Häuser mit geräumigen Hofplätzen versehen, und daſs wo möglich an der Vorderseite der Häuser bedeckte Säulengänge, wie in den italienischen Städten, hinlaufen, um auch in den Mittagsstunden einen schattigen Gang durch die Straſsen zu gewähren.

Man sorge demnächst, entfernt von den Städten, für den Bau zweckmäſsiger, luftiger Schlachthäuser, deren Geruch und Unreinigkeiten der Stadt nie lästig werden können, und die am besten mit eigenen Wasserleitungen zu versehen sind.

Fabriken und Handwerke, welche einen üblen Geruch verbreiten, wie Seifensiedereien, Gerbereien u. s. w., müſsten auſserhalb der Stadt angelegt werden.

Auf Höfen und Straſsen sorge man für die gröſste Reinlichkeit, eine Sorge, die selbst in der Hauptstadt Jamaica's den Vögeln überlassen bleibt.

Nächst der Sorge für gesunde Wohnung darf endlich der Ansiedler für seine Beschäftigungen eine zweckmäſsige Eintheilung der Tageszeiten nicht versäumen; — vorzugsweise der Landmann, der durch seine Geschäfte der Sonnenhitze am meisten ausgesetzt wird. Mit Sonnenaufgang beginnt die beste Zeit zur Feldarbeit. Dagegen ist in den Sommermonaten von 10 Uhr

Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags die Hitze am bedeutendsten. Diese Zeit wird daher der Ruhe oder der häuslichen Beschäftigung zu widmen, und erst von 3 Uhr ab bis zum Sonnenuntergange wieder Feldarbeit vorzunehmen sein.

Für die Nachtruhe eignet sich ein geräumiges, kühles, luftiges Gemach, und zur Lagerstätte entweder eine eiserne Bettstelle oder eine Hangematte. Beide schützen mehr vor Ungeziefer, als hölzerne Bettstellen. Federbetten passen, wie sich von selbst versteht, nicht für ein warmes Klima. Eine Matratze aus Pferdehaar, Seegras oder anderen passenden, vegetabilischen Substanzen, welche das Land mehrfach erzeugt, dient zur Unterlage, und ein Laken, eine leichte Decke zur Bedeckung. Bedient man sich einer Hangematte, so wähle man dazu entweder eine netzartige, wie die Indianer sie verfertigen, nebst eingelegter Matratze, oder eine leinene, in welcher es einer Matratze kaum bedarf.

Während der Nacht schützt man sich in den Tropen gegen die Mosquitostiche durch sogenannte Mosquitonetze (Vorhänge aus leichtem Mousselin). Man ist in Europa, wenn man von der Benutzung eigner Mosquitonetze hört, sehr geneigt, die Mosquitos für eine schwer zu vermeidende, allgemeine und fürchterliche Landplage zu halten. Nach den Berichten Humboldt's und anderer Reisenden sind sie allerdings in manchen unbebauten Gegenden der neuen Welt eine schwere Plage, wie namentlich in der Nähe der groſsen Ströme Südamerika's.

Auf den, von uns besuchten westindischen Inseln haben wir inzwischen — namentlich an bewohnten Plätzen — die Mosquitos nicht häufiger und nicht lästiger gefunden, als bei uns die Mücken, vielmehr scheint uns die oft wiederholte Klage über die groſse Belästigung durch diese Insekten hauptsächlich daher zu rühren, daſs dort die Fenster selbst zur Nachtzeit in der Regel geöffnet bleiben, auch überhaupt Glasfenster selten vorhanden sind, so daſs die Mosquitos, angelockt von der Erleuchtung,

überall freien Zugang in die Zimmer finden, und hinterher, wenn das Licht verlöscht ist, ihren Flug beginnen und den Schlafenden belästigen.

Auf der Mosquitoküste selbst scheinen endlich diese Insekten noch seltener zu sein, als auf den Inseln. Während unseres ganzen Aufenthalts dortselbst haben wir uns niemals der, aus Vorsicht mitgenommenen Mosquitonetze bedient, die auch über den indianischen Hangematten, in welchen wir schliefen, nicht wohl anzubringen waren, und wir sind dennoch — obgleich wir stets in Indianerhütten übernachteten, welche nur oben bedeckt und nach allen Seiten hin offen waren — nur ein einziges Mal in einer unbewohnten, in dichtem und hohem Gebüsch neben einem kleinen Wasserlaufe belegenen, halb verfallenen Hütte von den Mosquitos im Schlafe gestört, jedoch nicht gestochen worden, indem unsere Indianer, als das Gesumme die Nähe der Mücken verkündigte, sogleich kleine Feuer von Pitch pine (pinus taeda) anzündeten, deren Rauch die Insekten vertrieb, so daſs wir den Rest der Nacht ungestört verschlafen konnten.

Nur an solchen, tief im Gebüsche oder in niedrigen Waldungen, an Wasseransammlungen oder Fluſsufern belegenen und feuchten Stellen, welche von der Einwirkung des Windes völlig ausgeschlossen waren, haben wir Mosquitos bemerkt, sind aber von ihnen auch hier nur einige Male beim Baden belästigt worden. Der Rauch einer Cigarre war in solchen Fällen ein sicheres Schutzmittel.

Wir haben geglaubt, diesen Gegenstand hier um so mehr ganz speciell hervorheben zu müssen, als man davon in Europa im Allgemeinen eine sehr unrichtige Vorstellung hat, und als wir selbst die Mosquitoküste nicht ohne einige Besorgniſs vor den Mosquitos betraten, welche schon nach wenigen Tagen zu ziemlich gleichgültigen Mücken zusammenschrumpften.

Paſst nun in der vorstehend angegebenen Weise der deutsche Ansiedler sein Leben den örtlichen Verhältnissen der Mos-

quitoküste an, so wird er körperlich und geistig sich wohl fühlen und ein hohes Lebensalter zu erreichen im Stande sein.

Die Krankheiten, welche die Bewohner sich dort durch unvorsichtiges Verhalten am leichtesten zuziehen können, Rheumatismen und Wechselfieber, werden bei einiger Vorsicht ziemlich zu vermeiden sein.

Andere, dem Lande eigenthümliche, bösartige Krankheiten giebt es nicht. Von dem gefürchteten gelben Fieber hat sich hier so wenig, wie von der Cholera, je eine Spur gezeigt.

In jedem Krankheitsfalle suche der Ansiedler die Hülfe eines Arztes zu erlangen, der, unbefangen von Vorurtheilen, eine klare Ansicht aller örtlichen Einflüsse auf die menschliche Gesundheit gewonnen hat, und meine nicht, nach Büchern oder diesem oder jenem berühmten Recepte sich selbst kuriren zu können, wie dies bei den englischen Colonisten ganz gewöhnlich der Fall ist. Jeder Miſsgriff in der Wahl des anzuwendenden Mittels wird in einem Klima, welchem die Körperconstitution erst angepaſst werden soll, doppelt nachtheilig wirken.

Zum Schluſs gedenken wir noch eines wesentlichen Umstandes, der, wenn er nicht beachtet wird, wie dies leider so oft geschehen ist und noch geschieht, die blühendsten Aussichten einer jungen Ansiedelung gänzlich zu vernichten im Stande ist. Es ist die Sorge dafür, daſs die Ansiedler während ihrer Ueberfahrt nicht durch ungesunde Schiffsräume und durch mangelnde oder unzweckmäſsige Nahrung krank und siech werden, sondern gesund die neue Heimat erreichen, und daſs sie nach ihrer Ankunft sich nicht entblöſst finden von einem schützenden Obdache und gesunden Lebensmitteln. Körper und Geist werden durch Mangel gelähmt. Der Ansiedler aber soll mit frischem Muthe und mit seiner vollen Kraft die neue Thätigkeit beginnen. Nur dann mag eine Niederlassung auf dem neuen Boden wie ein kräftiges, gesundes Reis emporsprossen und, dem Vaterlande zum Nutzen und zum Ruhme, reiche Frucht tragen. —

Fassen wir nun endlich dasjenige zusammen, was in dem vorstehenden Kapitel ausgeführt worden ist, so glauben wir die pflichtmäſsige und wohlbegründete Ueberzeugung aussprechen zu können, daſs die Mosquitoküste ein gesundes und dem europäischen Ansiedler — bei vernunftgemäſsem Verhalten — in keinerlei Beziehung gefährliches Land ist, und daſs dies ganze Land mit dem Fortschreiten der Cultur überhaupt eines der zuträglichsten für die menschliche Gesundheit sein werde, wobei nicht unerwähnt bleiben mag, daſs vermöge der gleichmäſsig warmen, mehr feuchten, als trocknen Luft, der Aufenthalt daselbst auf Brustkranke eine besonders heilsame Wirkung äuſsern dürfte.

Achtes Kapitel.

Von den Agriculturverhältnissen.

Gegenwärtiger Ackerbau.

In den vorhergehenden Abschnitten ist bereits mehrmals erwähnt worden, daſs die Mosquitoindianer schon seit langer Zeit mit Ackerbau und Viehzucht nicht unbekannt sind.

Bei jedem Dorfe, ja fast bei jeder Hütte, finden sich Anpflanzungen, welche gröſstentheils, besonders da, wo auch zugleich Vieh gehalten wird, mehr oder minder sorgsam eingehegt sind.

In leichterem Boden — sogar in dem Dünensande unmittelbar an der Seeküste — baut der Indianer Mais, Cassava, Calabashen und Baumwolle, und pflanzt Cocospalmen und den Ricinusstrauch; in dem reichen Boden der Savannen und an den Fluſsufern werden Bananen und Plantanen, Zuckerrohr, Cacao,

Taback und hin und wieder Reis gebaut, — auf Hügeln der Kaffe und fast überall mancherlei Gemüsepflanzen, besonders Blumenrohr, Yamswurzeln, Cocoes, Bataten, Melonen u. dgl. m.

Die Art und Weise, in welcher dieser Anbau betrieben wird, ist äuſserst einfach.

Will der Indianer irgendwo ein Stück Land, welches mit Gebüsch und Waldung bedeckt ist, in Cultur bringen, so schlägt er einige Tage vor dem Eintritte der Regenzeit zunächst das Gesträuch und die Bäume *) so nahe an der Wurzel, als es eben gelingen will, nieder, wobei die in der Nähe wohnenden Indianer bereitwillig Hülfe leisten.

Das niedergeschlagene Gebüsch und die Bäume bleiben auf dem Lande liegen, und in dieses Chaos wird nun der Mais, so gut es gehen will, breitwürfig hineingesäet.

Die Regenschauer der bald darauf eintretenden nassen Jahreszeit schlagen die Maiskörner, welche zwischen dem Gesträuch und dem Blätterwerk sind hängen geblieben, bis zum Boden hinab; die Saat keimt und schieſst bald durch die Strauchdecke hervor. Nach etwa 4 Monaten ist der Mais reif, und die Aehren werden nun über der Strauchdecke abgeschnitten.

Gegen das Ende der trocknen Jahreszeit, wo das niedergeschlagene Buschwerk genugsam ausgetrocknet ist, wird Feuer hinzugebracht, welches zunächst in den langen Maisstoppeln Nahrung findet, bald das dürre Gestrüpp ergreift und die ganze, auf dem Landstücke liegende Holzmasse verzehrt, so daſs nur die verkohlten Stubben stehen bleiben. Auf dem, in solcher Weise gereinigten, mit Asche bedeckten Boden wird nun entweder — und dies geschieht am häufigsten — nochmals, ohne weitere Vorbereitung, Mais breitwürfig ausgesäet, oder es wird sofort zur Anlage von Plantanen- und Bananen-Plantagen, oder zu anderen,

*) In der Regel werden nur die schwächern Bäume niedergeschlagen, die stärkern bleiben stehen.

dem Boden und der Absicht des Indianers entsprechenden Anpflanzungen geschritten.

In diesem letzteren Falle besteht die ganze Bearbeitung des Ackers darin, daſs die indianischen Weiber — nur selten theilen die Männer diese Arbeit — den Boden entweder mit spatenförmigen Schaufeln von hartem Holze, oder mit den, von europäischen Händlern eingetauschten eisernen Schaufeln an denjenigen Stellen, wo die Pflanzen, Stecklinge oder Saamenkörner gerade eingelegt werden sollen, einige Zoll tief umwühlen.

Dies ist die ganze Urbarmachung und Bearbeitung des schwierigern, mit Gebüsch und Wald bestandenen Bodens.

Der leichtere, sandige Boden verursacht viel geringere Mühe.

Man lockert ihn oberflächlich auf, macht mit einem langen Stocke Löcher und steckt die Saamenkörner, Wurzelknollen u. s. w hinein. Aehnlich wird mit dem Savannenboden verfahren, nachdem ein Theil des Rasens zu Anfange der trockenen Jahreszeit vermittelst der Schaufeln aufgerissen und kurz vor Eintritt der nassen Jahreszeit abgebrannt ist.

Diejenigen Savannen, welche in der Nähe der Dörfer liegen, und den gezähmten Heerden zur Weide dienen, werden alljährlich während der trockenen Jahreszeit abgebrannt, weil sonst das Gras zu staudig wird.

Der reife Mais wird entweder geschnitten, oder gezogen. Ist die Erndte eingebracht, so wird das Unkraut, welches zwischen dem Getreide aufgewachsen ist, mit Cutlassklingen oder Matcheds *) einige Zoll über dem Boden abgehauen und demnächst, nebst den Stoppeln, abgebrannt, worauf dann wieder mit der Bestellung des Ackers in der oben beschriebenen Weise vorgeschritten wird.

Bei der Cassava und andern einjährigen Pflanzen findet dasselbe Verfahren statt.

*) Matcheds sind sensenförmige, aber nur wenig gekrümmte, 2½ bis 3 Fuſs lange Messer, mit einem eisernen oder hölzernen Griffe.

Von regelmäſsiger Bearbeitung des Bodens, von Düngen, Fruchtfolge, von Jäten, Behäufeln, kurz von irgend einer Cultur des Ackers und Pflege des gepflanzten Gewächses ist nie die Rede, und selbst einige, dort ansässige Europäer waren höchst verwundert, als wir ihnen begreiflich zu machen versuchten, daſs der Gebrauch des Pfluges auf dem neuen Waldgrunde und auf dem Savannenboden die Arbeit auſserordentlich erleichtern und vortreffliche Erfolge bewirken würde.

Die Pisang-, Zucker-, Cacao-Plantagen, kurz die Anpflanzungen von perennirenden Gewächsen, bleiben — wenn sie einmal angelegt sind — völlig sich selbst überlassen; — höchstens wird hin und wieder das zu arg emporschieſsende Unkraut niedergeschlagen.

Dies ist Alles, was sich über die Ackercultur der Indianer sagen läſst.

Viehzucht.

Rinder.

Eine eigentliche Viehzucht nach europäischen Begriffen findet im Mosquitolande nicht statt.

Die Kühe kommen meistens nur zur Zeit des Kalbens in die Nähe der Hütten und werden daselbst so lange gehalten, als man die Milch benutzen will. Die übrige Zeit streifen sie in den zunächst belegenen Savannen umher.

Ställe, Schuppen für das Vieh giebt es nicht; — der Himmel ist sein Dach, die Savanne sein Lager, ein dickbelaubter Baum sein Schutz vor Sonne und Regen.

Daher kommt es auch, daſs einzelne Häupter sich von den gezähmten Heerden trennen und in den Savannen neue, halbwilde Heerden bilden.

Nur in einigen Dörfern, wie namentlich im Capdorfe, haben wir Rinderheerden gefunden, welche regelmäſsig jeden Abend in das Dorf zurückkehrten und innerhalb der Gehöfte übernachteten.

Das Geschäft des Melkens wird meistens von den Männern verrichtet, was um so auffallender ist, als sonst alle häuslichen Geschäfte den Weibern allein obligen. Wahrscheinlich geschieht dies allein aus dem Grunde, weil die Kühe dabei meistens wild und ungebehrdig sind und vorher mit starken Mahoesträngen gespannt werden müssen, wozu die Kraft der Weiber nicht ausreicht.

Daſs sich die Kühe durch Gröſse, Schönheit und Milchreichthum auszeichnen, ist bereits oben angeführt.

Die Milch wird in groſsen Calabashen (Fruchtschaalen) aufgefangen und von den Indianern niemals roh, sondern stets nur gekocht, häufig mit einem Zusatze von zerriebenen Cacaobohnen, genossen, so daſs es groſse Verwunderung erregte, als ein Mitglied der Commission r o h e Milch trank.

Auf Butter- oder Käsebereitung, wozu die auſserordentlich fette Milch vorzüglich geeignet wäre, verstehen sich die Indianer nicht.

Man kauft die Rinder von den Indianern zu dem Preise von 6 bis 16 spanische Thaler i n W a a r e n. Kälber gelten die Hälfte. Spanische Rinder soll man an den Grenzen von Honduras und Nicaragua für 3 bis 7 spanische Thaler das Stück erhalten können. Sie sollen jedoch kleiner sein und nicht so viel Milch geben, als die Savannenkühe.

Nachtheilig wirkt auf die Vermehrung der Rinderheerden das indianische Strafgesetz für den Ehebruch, nach welchem es dem gekränkten Ehemanne frei steht, eine Kuh aus der Heerde seines Beleidigers sofort zu fangen und zu schlachten, zu schieſsen, kurz sich anzueignen.

In der Regel wird nun dieses Recht dergestalt practisirt, daſs der gekränkte Ehemann das beste Stück aus der Dorfheerde niederschieſst, ohne sich darum zu bekümmern, wem es gehört, worauf es dann die Sache des Ehebrechers ist, sich mit dem Eigenthümer der niedergeschossenen Kuh abzufinden.

Diese Fälle kommen leider ziemlich häufig vor und geben den Indianern die stets erwünschte Gelegenheit zu Gastgelagen.

Im Uebrigen werden fast nur Kälber geschlachtet, Groſsvieh sehr selten.

Pferde.

Die Pferde sind in noch gröſserer Anzahl vorhanden, als die Rinder. Sie sind klein, von starkem, wohlproportionirtem Knochenbau und unzweifelhaft von spanischer Raçe.

Auf ihre Pflege wird eben so wenig Sorgfalt verwendet, als auf die der Rinder. Alles ist der Natur überlassen.

In den Savannen schweifen ziemlich zahlreiche Heerden völlig verwilderter Pferde umher, aus welchen die Indianer ihre gezähmten Heerden von Zeit zu Zeit ergänzen.

Die Zähmung geschieht in folgender Weise.

Dem mit dem Lasso eingefangenen Pferde wird ein langer, starker Strang um den Hals und um die Nase fest angelegt. An diesem Strange zieht nun ein stämmiger Indianer das Pferd, welches einige Gehülfen nachtreiben, bis zu einer Tiefe von 3 oder 4 Fuſs in seichtes Wasser und hält es daselbst fest. Mit der Gewandtheit und Schlauheit einer Katze sucht sich darauf ein zweiter Indianer dem Thiere von hinten zu nähern und auf den Rücken desselben zu springen, was der, den Strang haltende Mann dadurch unterstützt, daſs er das bäumende und sich sträubende Pferd gewaltsam vorwärts zieht und niederhält. Endlich gelingt es dem Zweiten, sich auf den Rücken des Thieres zu schwingen, und nun beginnt ein Kampf, in welchem das Pferd jedesmal den Kürzern zieht.

Es bäumt sich, schlägt aus, sucht sich in jeglicher Weise von dem Reiter zu befreien und aus dem Wasser zu flüchten. Das Letztere macht der Mann mit dem Strange unmöglich, und der Reiter behauptet seinen Sitz mit unerschütterlicher Festigkeit und erwiedert jeden Sprung und jede Wendung des Pferdes durch kräftige Schläge mit der flachen Hand, welche bald die eine,

bald die andere Seite des Kopfes treffen, und mit welchen so lange fortgefahren wird, bis das Thier ermüdet, zitternd und völlig unterworfen dasteht.

Wird der Reiter wirklich einmal abgeworfen, so fällt er unbeschädigt in das Wasser.

Selten dauert dieser Zähmungsakt länger als eine halbe Stunde und ist von entscheidender und nachhaltiger Wirksamkeit.

Das so gezähmte Pferd wird hinterher noch einige Zeit lang in der Nähe der Hütten gehalten und mit gespannten Vorderfüſsen auf die Weide gebracht, bis es sich an die übrigen gezähmten Pferde gewöhnt hat.

Die Pferde dienen nur zum Reiten.

Fuhrwerke sind gänzlich unbekannt, und daſs die Pferde — sowie auch die Rinder — bei der Ackerbestellung niemals benutzt werden, geht schon aus dem Vorhergesagten hervor.

Als Zäume dienen Stränge von Mahoebast, als Sättel zusammengelegte, auch wohl in einandergeflochtene Palmblätter.

Die starken, scharfeckigen Stiele und Rippen der Letzteren drücken den Rücken des Pferdes leicht wund und veranlassen böse Verletzungen, welche um so nachtheiliger werden, als es dem Indianer niemals einfällt, sein krankes Pferd zu schonen, oder irgend eine Pflege zur Wiederherstellung desselben anzuwenden.

Von eigentlicher Pferdezucht ist nicht die Rede, sondern auch hier bleibt Alles der Natur überlassen.

Der Preis eines gezähmten Pferdes beträgt 6 bis 8 spanische Thaler in Waaren.

Schweine

werden ebenfalls in den Indianerdörfern gehalten. Sie sind der Raçe, welche man in Deutschland amerikanische, auch wohl englische nennt, sehr ähnlich. Ihr Futter müssen sie zwar, ebenso wie die Rinder und Pferde, in den Savannen und Waldungen

selbst suchen, da sie aber in der Nähe der Hütten die Ueberbleibsel der Speisen, fortgeworfene Früchte u. dgl. vorfinden, so halten sie sich viel mehr an die Gehöfte, als die anderen Viehheerden, und kehren zur Abendzeit regelmäſsig dahin zurück, wo sie dann theils in den Indianerhütten selbst, theils unter besonders für sie erbauten Schuppen übernachten. Denn während der Indianer es für ganz überflüssig hält, für seine Rinder und Pferde Schuppen zu errichten, so geschieht dies doch nicht selten für die Schweine.

Einzelne, wohlhabendere Indianer betreiben auch eine Art von Schweinemast, indem sie die zum Schlachten bestimmten Thiere mit Mais, mit Ananas von der kleinen gelben Art, welche die Kinder einsammeln müssen, und mit mancherlei Abgängen ihrer Pflanzungen füttern.

Man bezahlt die Schweine, je nach der Gröſse, mit 1 bis 4 spanischen Thalern in Waaren.

Federvieh.

Von Federvieh werden nur die gemeinen Hühner und Truthühner gehalten. Sie sind sehr häufig, suchen ihre Nahrung selbst und erhalten nur hin und wieder etwas Mais.

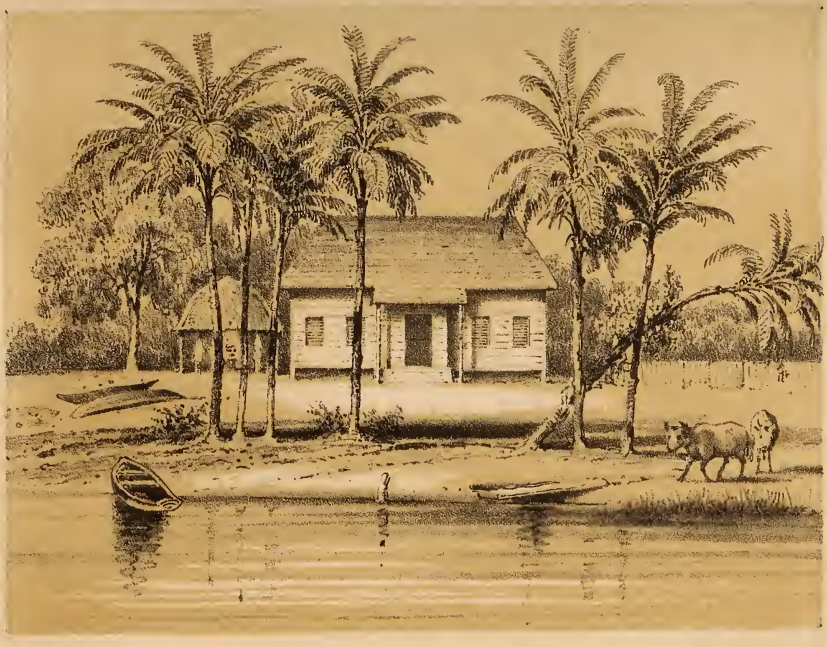
Man zahlt für ein Huhn 2 Realen in Waaren, d. i. z. B. ein Yard grobes Linnen.

Schaafe

sollen in den Grenzgegenden von Honduras und Nicaragua häufig gehalten und mit 1 bis 5 spanischen Thalern pro Stück bezahlt werden. Wir haben Schaafe im Lande nicht angetroffen.

Bemerkungen über das Gedeihen einiger in Europa gewöhnlichen Getreidearten.

Die im Mosquitolande ansässigen Europäer haben einige Versuche mit dem Anbau von Bohnen, besonders Schminkbohnen, Erbsen, Kartoffeln und Weitzen gemacht, auch durch einige In-



Nach einem Daguerreotyp Bilde

Haly's Haus zu Cap Gracias a Dios.

dianer machen lassen, worüber wir Folgendes erfahren haben und, als völlig verbürgt, mitzutheilen vermögen.

Bohnen und Erbsen hat man schon früher an mehreren Orten, namentlich in der Nähe des Cap Gracias a Dios, mit Erfolg gebaut, den Anbau jedoch bald aufgegeben, weil er bei weitem nicht so lohnend war, als der Anbau von Mais.

Vor einigen Jahren wurde damit ein neuer Versuch in Poollen Town, einer in der Nähe des Caps belegenen Dorfschaft, gemacht.

Die Pflanzen wuchsen vortrefflich, wurden aber leider von den indianischen Weibern für Unkraut gehalten und niedergeschlagen, noch bevor die Früchte zur Reife gekommen waren*).

Mit Kartoffeln hat der oft erwähnte Kapitain Haly mehrmals Versuche angestellt, welche jedoch nach seiner Versicherung niemals besonders günstige Resultate ergeben und ihn bewogen haben, diesen Anbau ganz einzustellen.

Bei näherer Erkundigung über die Art und Weise, wie der Anbau betrieben sei, erfuhren wir, daſs Haly stets nur die aus der Schale ausgeschnittenen Augen in den sandigen Boden seines Gartens in einer Tiefe von etwa 1 Zoll eingelegt, auch jede Vorbereitung des Bodens für unnöthig erachtet habe.

Wir überlieſsen ihm nun einige von unseren mitgebrachten Kartoffeln, welche er ganz nach der ihm ertheilten Belehrung in ordentlich zubereiteten Boden einzulegen und uns von dem Erfolge seiner Zeit nach Deutschland Nachricht zu geben versprach, indem wir damals nicht daran dachten, nach dem Cap zurückzukehren.

Als wir jedoch nach dem Verluste unseres Schiffes dahin zurückkehren muſsten, kam auch die Kartoffelpflanzung wieder zur Sprache, und es ergab sich nun, daſs ein alter Negerdiener, dem die Aussaat übertragen war, in Gemeinschaft mit einigen, auf die

*) Vergl. Th. Young a. a. O. p. 18.

europäische Frucht leckeren Indianerweibern die Kartoffeln gekocht, vorher jedoch die Schalen abgeschnitten und in den schlecht aufgelockerten Gartenboden oberflächlich eingelegt habe. Nur zwei Pflanzen waren aufgegangen. Es wurden nun sogleich die wenigen, aus dem Schiffe geretteten Kartoffeln in den gehörig aufgelockerten Gartenboden des Franzosen Bouché gepflanzt, und wir hatten noch vor unserer Abreise die Freude, zu sehen, daſs die Pflanzen sämmtlich aufgingen und vortrefflich gedeihen. Was aus der Erndte geworden ist, wissen wir freilich nicht, inzwischen scheint kaum zu bezweifeln, daſs Kartoffeln — wenn man deren Anpflanzung im Mosquitolande überhaupt für nothwendig und räthlich erachten sollte — daselbst wohl gedeihen würden. Die vorstehende Darstellung aber mag wenigstens ein Bild davon geben, in welcher Weise die dortigen Europäer Versuche anstellen.

Weitzen soll in früheren Jahren sowohl am Cap Gracias a Dios, als am Black-Flusse mit ziemlichem Erfolge gebaut worden sein.

Dies erscheint auch nicht unwahrscheinlich, wenn man berücksichtigt, daſs nach Alexander v. Humboldt in der Provinz Caracas bei der Stadt Victoria unter Lat. 10° 3′ N., freilich in einer absoluten Höhe von circa 1850 Fuſs, vortreffliche Weitzenerndten gewonnen worden, und daſs diese Getreideart in Cuba und Isle de France mit Nutzen gebaut wird.

Die bekannte Thatsache, daſs Weitzen in den benachbarten Republiken Honduras und Nicaragua, namentlich bei Segovia, Xinotega und Juticalpa mit dem besten Erfolge angebaut wird, — kann für das tiefer belegene Mosquitoland nichts entscheiden.

Wenn aber nach den Untersuchungen über das Gedeihen dieser Getreideart unter verschiedenen Breiten, welche Berghauſs so vollständig und übersichtlich zusammengestellt hat *), der

*) In seinem Werke: Allgemeine Länder- und Völkerkunde, III. p. 173. seq.

Weitzen auch unter den Tropen überall cultivirt werden kann, wo die mittlere Jahrestemperatur 22° bis 25° Cels. beträgt, und damit dasjenige zusammengehalten wird, was wir oben über das Klima des Mosquitolandes, insonders über die Temperaturverhältnisse der Winterregenzeit gesagt haben, so scheint es fast keinem Zweifel zu unterliegen, daſs man auch an der Mosquitoküste den Weitzen mit gutem Erfolge anbauen könnte.

Bemerkungen in Bezug auf den Ackerbau künftiger, besonders deutscher Colonisten.

Obgleich es nun aber an und für sich eine nicht zu bezweifelnde Wahrheit ist, daſs alle deutschen Colonien, wenn sie gedeihen sollen, vorerst und hauptsächlich auf Ackerbau sich stützen, Ackerbau-Colonien sein müssen, so ist damit noch keinesweges gesagt, daſs deutsche Colonien nur da angelegt werden können, wo die europäischen Cerealien eben so gut gedeihen, als in Europa, oder daſs man, wenn diese Cerealien irgendwo unter den Tropen gedeihen, diese Getreidearten, und nicht die entsprechenden Tropengewächse anbauen müsse, wenn man deutsche Colonisten dorthin verpflanzen wolle.

Die englischen und andere Colonisten unter den Tropen haben sich stets sogleich zu dem Anbau der Tropengewächse gewendet, und der, in seinen reichlichen Erndten nie trügende Mais, die Plantanen und Bananen u. s. w. haben sie die europäischen Cerealien schwerlich vermissen lassen.

Daſs im Mosquitolande Ackerbau und Viehzucht die besten Erfolge versprechen, wenn man nicht etwa durchaus Hafer und Gerste, Buchweitzen und Hirse, Kartoffeln und Rüben bauen will, kann wohl nach allem Vorhergehenden nicht dem geringsten Zweifel unterliegen, und es ist nicht abzusehen, warum die Deutschen sich mit dem Anbau des Mais, der Cassava, der dort einheimischen vortrefflichen Gemüsepflanzen, der Pisangarten, des Zuk-

kers und Kaffes, des Ricinus, der Vanille und des Indigo und mit der Benutzung der Cocospalmen und anderer Fruchtbäume und Farbehölzer nicht bald eben so gut sollten bekannt und vertraut machen können, als dies andren europäischen Völkern gelungen ist, denen nicht einmal die Thierkräfte zu Gebote standen, welche dem Colonisten im Mosquitolande durch die gezähmten Rinder- und Pferdeheerden sich darbieten.

Auch fehlt es nicht an einheimischen Arbeitern, welche für mäſsige Entschädigung können gemiethet werden.

Ein Mosquito verdingt sich für 6 bis 8 spanische Thaler (in Waaren) monatlich.

Viel mehr zu empfehlen sind die arbeitsamen, behenden, ausdauernden und treuen Karaiben, welche sich mit der gröſsten Bereitwilligkeit für 8 bis 10 Dollar monatlich (in Waaren)*) bei Europäern vermiethen, und es sind sogar Spanier aus den benachbarten Republiken, Arbeit suchend, bis zu den englischen Niederlassungen auf der Küste herabgekommen und für ein Lohn von 4 bis 6 Dollar monatlich in den Dienst getreten **).

Endlich erlauben wir uns hier noch auf die, schon früher als unrichtig berührte Behauptung zurückzukommen, daſs zur Arbeit unter den Tropen und besonders zu der Arbeit in den Zuckerplantagen nur der Negersclave brauchbar sei, und daſs dies aus dem Verfall der englischen Colonien in Westindien seit der Negeremancipation am deutlichsten erhelle.

Wir haben uns über die Zustände der englischen Plantagen in Barbadoes, Grenada und Jamaica und über den Verfall derselben so vollständig und so vorurtheilsfrei wie möglich zu unterrichten gesucht, und sind dabei zu folgenden Resultaten gelangt.

Schon lange vor der Emancipation der Neger hatten sich in

*) Ueber die Art und Weise dieser Zahlungen ist das Nähere in dem nächstfolgenden Kapitel enthalten.

**) Vergl. Thom. Young a. a. O. p. 115.

den westindischen Besitzungen der Engländer in Bezug auf die Lebensweise und das Lohn der wenigen, damals vorhandenen freien Arbeiter Verhältnisse eingestellt, welche den altenglischen ziemlich ähnlich waren.

So wie die englischen Herren in Westindien in allem bequemen und unbequemen Comfort Altenglands fortlebten, so thaten es, in ihren Verhältnissen, auch die freien englischen Diener.

Als nun die Emancipation eintrat, glaubten die Neger, welche schon lange das Loos ihrer Herren und der freien Diener beneidet hatten, nicht bloſs freie, aber doch zur dienenden Klasse gehörige Arbeiter, sondern freie Herren geworden zu sein, für welche Dienstleistung und Arbeit sich nicht mehr schicke, sondern welche nun, so weit es irgend gehen wollte, im völligen Nichtsthun leben könnten.

Die natürliche Trägheit dieser Menschenraçe, das warme Klima, die wohlfeilen Lebensmittel bestärkten sie in ihrer Ansicht.

Der in solcher Weise eingetretene groſse Mangel an Arbeitern trieb das Arbeitslohn in die Höhe. Und zwang nun die Nothwendigkeit den trägen Neger wirklich zu einiger Arbeit, so verdiente er in kurzer Zeit so viel, daſs er dann wieder Monate lang im völligen Nichtsthun leben, am Tage mit seiner stets wachsenden Kinderschaar im Schatten liegen und Taback rauchen, Abends auf Negerbällen tanzen, in zusammengeflickter europäischer Kleidung umherstolziren und nach seiner Weise den Gentleman spielen konnte.

So geht es noch heute unter der stets wachsenden Negerschaar in den englischen Besitzungen von Westindien her, wie sich Jedermann durch einen Aufenthalt in Bridgetown und in Kingston überzeugen kann.

Zu leichten Handdiensten gegen gute Belohnung ist der Neger wohl bereit, zu regelmäſsiger, ordentlicher Arbeit höchst selten.

Man versuchte es nun mit europäischen Arbeitern, besonders mit Schotten und Irländern. Allein einerseits sind es eben nicht

die besten Subjekte, welche nach Westindien gehen, um Arbeit zu suchen, andererseits machen diese europäischen Arbeiter in Bezug auf Beköstigung und Lohn übertriebene, den altenglischen Verhältnissen entlehnte Ansprüche, endlich ist nicht die Arbeit, nicht das Klima der Stein des Anstoſses, über welchen sie fast alle fallen, sondern der wohlfeile, frische Rum.

Von allen Opfern, welche der Tod alljährlich aus der europäischen Arbeiterklasse in den westindischen Colonien abfordert, kann man — wie uns höchst achtbare, mit den dortigen Verhältnissen aus eigener Anschauung lange vertraute Männer versichert haben — mindestens zwei Drittheile auf Rechnung des im höchsten Uebermaſse genossenen, frischen Rums schreiben.

Die grenzenlose Trägheit der Neger und die unbezwingbare Trinksucht der dortigen, europäischen Arbeiter sind die Hauptquellen der Arbeiternoth, welche in den Plantagen der westindischen Colonien herrscht.

Hätte Westindien mäſsige, nüchterne, fleiſsige Arbeiter, so würden die Plantagen blühen und gedeihen, auch ohne Neger und ohne Sclaven, und weder das Klima, und noch viel weniger die Anstrengung der Arbeit würde der Gesundheit und dem Leben der Arbeiter irgend gefährlich werden.

Neuntes Kapitel.

Von den Handelsverhältnissen auf der Mosquitoküste.

Gegenwärtiger Handel.

In wessen Händen sich derselbe befindet.

Der Handel auf der Mosquitoküste wird gegenwärtig und schon seit langer Zeit:

a) theils von den wenigen, auf der Küste ansässigen Euro-

päern betrieben, welche fast ohne alle Ausnahme ihre Waaren von Belize beziehen und die von den Indianern eingetauschten Gegenstände eben dahin absetzen, wozu entweder eigene Schiffe, oder die gelegentlich dort ankommenden Küstenfahrer benutzt werden;

b) theils von kleinen Küstenfahrern, welche von Jamaica, Belize und Blewfields längs der ganzen Küste hinschiffen, an geeigneten Hafenplätzen anlegen und die in der Nähe befindlichen Indianerdörfer nach Möglichkeit ausbeuten;

c) theils endlich von den Schildkrötenfängern, welche von Jamaica und den Caymansinseln die Mosquito-Cays Behufs des Schildkrötenfanges besuchen und bei dieser Gelegenheit zugleich Tauschhandel mit den Indianern an der Küste treiben.

Art dieses Handels.

Der gegenwärtige Handel im Mosquitolande ist ein reiner Tauschhandel, in welchem Waaren gegen Waaren gegeben werden.

Die im Lande ansässigen Europäer haben jedoch schon seit langer Zeit die Gewohnheit eingeführt, alle gangbaren Artikel, welche sie von den Indianern eintauschen, und die Waaren, welche sie dafür hingeben, zunächst in folgender Weise nach Geldausdrücken zu bestimmen.

Wenn ein Indianer irgend welche Gegenstände, z. B. Sarsaparille, zum Verkaufe bringt, so wird zunächst in Geld festgestellt, wie viel er dafür bekommen soll. In der Regel wird für circa 25 Pfund guter Sarsaparille ein nomineller Preis von 3 Dollar zugestanden.

Hat man sich über den Preis vereinigt, so folgt die Frage, was der Indianer haben wolle; — denn Geld ist es nicht, was er begehrt, sondern irgend ein Gegenstand für seinen unmittelbaren Gebrauch. Gesetzt nun, er begehre zu $\frac{2}{3}$ des Preises grobes Linnen und für $\frac{1}{3}$ Fischangeln, so steht auch zugleich fest,

wie viel er von diesen Gegenständen erhalten soll, denn Osnabrücks und Angeln, so wie die meisten andern, dort gangbaren Waaren, haben ihre bestimmten, durch lange Gewohnheit festgestellten Preise.

Ein englischer Yard Osnabrücker Linnen von ordinairer Qualität wird nämlich zu 2 spanischen Realen berechnet, und fünf Stück kleine Fischangeln gelten einen Real.

Der Indianer erhält also in dem hier gewählten Beispiele für 2 Dollar = 16 Realen, 8 Yard Osnabrücks, und für 1 Dollar oder 8 Realen, 40 Stück kleine Fischangeln, und tauscht dafür seine 25 Pfund Sarsaparille aus.

In solcher Weise wird der Handel dort ganz allgemein betrieben.

Nur in sehr wenigen, seltenen Fällen verlangen die Indianer auch Geldstücke, um dieselben entweder als Schmuck zu Ohr- oder Halsgehängen zu benutzen, oder wenn derjenige, welcher mit ihnen handelt, die etwa verlangten Waaren gerade nicht vorräthig hat, worauf sie denn mit dem Gelde zu einem andern Handeltreibenden gehen und dort die gewünschten Gegenstände einkaufen.

Wir lassen hier die Preisliste derjenigen Waaren folgen, welche an der ganzen Küste am meisten begehrt sind.

Preisliste über die an der Mosquitoküste gangbaren und zum Absatz an die Indianer vorzüglich sich eignenden Artikel.

	Detailpreise in Span. Thalern.	Realen.
Osnabrücker Leinen, ein sehr begehrter Artikel pro Yard	—	2
Ravenstücher Leinen, desgl.	—	4
Vlämisch Leinen, desgl.	—	4
Bonten und Buchleinen	—	2
Fertig gemachte Hemde von Ravenstuch oder Vläm. Leinen pro Stück	2	—

	Detailpreise in Span. Thalern.	Realen.
Fertig gemachte Hemde von gestreiftem oder carrirtem, starkem, baumwollenen Zeuge in Blau und Weiſs pro Stück	1 -	4
Fertig gemachte Hosen von Ravenstuch oder Vläm. Leinen	1 -	4 bis 2
Fertig gemachte Hemde von rothem oder blauem Baize (geköpert) pro Stück	2	—
Rothe, wollene, sogenannte Kilmarnock-Mützen pro Stück	—	3 bis 4
Nachgemachte Madrass-Tücher in lebhaften Farben, hauptsächlich in Blau, Roth und Weiſs, pro Stück	—	2 bis 3
Salampores, blaue, ostindische oder nachgemachte, pro Yard	—	4 bis 5
Salampores, englische, weiſse, pro Yard	—	3
Long-cloths, englische, weiſse, von starker Qualität, pro Yard	—	3
Guingans in Blau, Roth und Weiſs, pro Yard	—	2
Callicoes, gedruckte und breite, nach Qualität pro Yard	—	3 bis 4
Schwarze, seidene, geköperte Halstücher, von geringer Qualität (34 bis 35 englische Zoll im Quadrat), pro Stück	1 -	4

Eisen- und Stahlwaaren.

Flinten von ordinairer Qualität, mit Stein-, und keinem Percussionsschloſs, pro Stück	8 bis 10	—
Musketen, nicht zu schwer, nur mit Steinschlössern	10	—
Aexte No. 1. zum Fällen, sehr begehrt	1	—
Beile mit Stielen No. 1. und 2. (nach englischer Nummerirung)	—	4

	Detailpreise in Span. Thalern.	Realen.
Erdschaufeln mit Stielen No. 1. und 2. (nach englischer Nummerirung) pro Stück	—	6 bis 8
Cutlass-Klingen pro Stück	—	6 bis 8
Zimmermeisterbeile No. 2. pro Stück	1 -	4
Feilen, halbgerundete und dreieckige von 6 bis 9 Zoll, pro Stück	—	2 bis 3
Messer mit 9zölligen, zugespitzten Klingen und knöchernem Griffe, pro Stück	—	4
Sogenannte Matrosenmesser pro Stück	—	2
Kochtöpfe von Eisen, auf Füſsen ruhend, assortirt von 1 Quart bis 10 Gallonen enthaltend, pro Pfund	—	1
Schüsseln von Eisen, zum Braten, assortirt, in einander passend pro Stück	—	1 bis 5
Maultrommeln, eiserne, von ordinairer Qualität, sehr begehrt, pro Stück	—	1
Glöckchen von Zinn oder Messing, um den Hals zu hängen, pro Dutzend	—	2
Fischangeln für die Fluſsfische, $\frac{5}{8}$- bis 1zöllig nach englischem Maſse, für 6 Stück	—	1
Fischangeln für die Seefische No. 6. u. 7., für 5 St.	—	1

Diverse Waaren.

Nürnberger kleine Spiegel in Papierrahmen pro Stück	—	1
Glasperlen, kleine, rothe, schwarze und weiſse, sehr begehrt, pro Pfund	2 -	4
Korallen, kleine, nachgemachte, in Schnüren, pro Schnur	—	2
Ohrgehänge von Silber, ganz einfach gearbeitet, pro Paar	1	—
Hüte, schwarze, sogenannte Gossamer, von assortirter Gröſse, pro Stück	2 -	4

	Detailpreise in Span. Thalern.	Realen.
Pulver (Schieſs-), FF. nach englischer Bezeichnung, in Fässern von circa $12\frac{1}{2}$ Pfund netto, pro Pfund	1	—
Schroot, BB. nach englischer Bezeichnung, in Säcken von circa 25 Pfund, pro Pfund	—	2
Amerikan. Blättertaback, sehr begehrt, Stränge	—	1
Pfeifen, irdene, nach Form der englischen, pro Dutzend	—	2
Flintensteine, für 6 Stück	—	1

Andere gangbare Waaren, deren Preise jedoch nicht so bestimmt feststehen, als die der vorgenannten Artikel.

Rothe Durants zu Leibgürtel.

Taschenmesser von ordinairer Qualität, mit zugespitzten Klingen.

Scheeren, assortirt, billige von ordinairer Qualität.

Rasirmesser, billige, in Kasten mit Zubehör.

Eisendraht zum Angeln und Fischen.

Irdene Teller mit blauen Rändern und ordinairer Malerei.

Sogenannte Pugs und Mugs — eine Art irdener Becher mit und ohne Griffe, gemalt oder bunt, von $\frac{1}{2}$ Pint bis 1 Quart Inhalt.

Irdene Bowls — Bowlen — 1 Pint bis 1 Quart enthaltend.

Rum, äuſserst begehrt und, je nach den Umständen, zu hohen Preisen absetzbar.

Branntweine, einfache aller Art, französische u. s. w. äuſserst begehrt.

Liqueurs, besonders Anisette und Pfeffermünze — zum Versetzen der Branntweine und des Rums — sehr begehrt.

Von gemünztem Gelde sind auf der Mosquitoküste sämmtliche spanische und englische Silbermünzen gangbar.

Das Verhältniſs, in welchem die spanischen, resp. centralamerikanischen und mexikanischen Münzen, zu den englischen stehen, ergiebt folgende Tabelle, in welcher wir zugleich die Namen in der Mosquitosprache eingerückt haben.

Span. Geld.	Mosquitoname.	Engl. Geld. Currency. S.	d.	Sterling. S.	d.
1 Medio oder ½ Real	Feip pence kumi *)	—	5	—	3
1 Real	Bit kumi	—	10	—	6
1 Real und 1 Medio	Bitt kumi purra feip pence kumi **)	1	3	—	9
2 Realen	Macaroni kumi	1	8	1	—
2 Realen und 1 Medio	Macaroni kumi purra feip pence kumi	2	1	1	3
3 Realen	Macaroni kumi purra bit kumi	2	6	1	6
3 Realen und 1 Medio	Macaroni kumi purra bit kumi, purra feip pence kumi	2	11	1	9
4 Realen	Macaroni woall ***)	3	4	2	—
4 Realen und 1 Medio	Macaroni woall purra feip pence kumi	3	9	2	3
5 Realen	Macaroni woall purra bit kumi	4	2	2	6
6 Realen	Macaroni jumpa †)	5	—	3	6
7 Realen	Macaroni jumpa purra bit kumi	5	10	3	6
8 Realen = 1 Piaster = 1 Dollar	Dollar kumi ††)	6	8	4	—

Dieses Verhältniſs der Münzen gilt namentlich auch für den

*) Kumi heiſst „eins"; Feip pence ist aus dem Englischen corrumpirt.

**) Purra heiſst „mehr", also Bit kumi purra feip pence kumi wörtlich: „Ein Real, mehr ein Fünf-Pence."

***) Woall heiſst „zwei."

†) Jumpa heiſst „drei."

††) Wir bemerken hierbei zugleich, daſs nur die Dollars der Vereinigten Staaten, die mexikanischen und alten spanischen Dollars (mit 2 Säulen im Gepräge) den vollen Werth haben.

Verkehr mit den benachbarten Häfen Truxillo und Omoa und mit den Indianern aus den Grenzgebirgen, welche häufig spanisches Geld an die Küste herunterbringen.

Es wird aus dieser Tabelle ersichtlich, daſs es viel vortheilhafter ist, sich dort des englischen Geldes zu bedienen, und daſs daran schon bei dem Austausche gegen spanisches Geld gewonnen wird, indem ein Dollar in England 4 Schill. 2 d. gilt.

Die Doublonen (die republikanischen) werden zu 16 Dollars gerechnet.

Der groſse Vortheil, mit welchem die dortigen Händler ihr Geschäft betreiben, leuchtet schon aus der vorangestellten Preisliste, für deren vollkommene Richtigkeit wir uns verbürgen können, von selbst ein, besonders wenn man in Anschlag bringt, daſs der Indianer, welcher seine Verkäuflichkeiten oft mehrere Tagereisen weit aus dem Innern mühevoll an die Küste gebracht hat, sehr leicht mit sich handeln läſst, weil die mitgebrachten Gegenstände für ihn selbst meistens gar keinen Gebrauchswerth haben, mithin völlig für ihn nutzlos wären, wenn der westindische Händler sie ihm nicht abnehmen wollte.

Während sich aber der Indianer ruhig muſs gefallen lassen, daſs seine Verkäuflichkeiten bemäkelt und so niedrig wie möglich angeschlagen werden, stehen ihm in Bezug auf den Preis der Waaren, welche er dafür zu haben wünscht, gar keine Erinnerungen zu, indem diese Preise, so wie sie in der obigen Liste angegeben sind, ein für allemal auf alter, hergebrachter Gewohnheit beruhen.

Die Einwirkung der westindischen Händler, besonders der Küstenfahrer, auf die Indianer ist, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, leider eine, in vielfacher Beziehung höchst nachtheilige. Branntwein ist der Hauptvermittler bei den meisten Handelsgeschäften, und es bedarf wohl der Ausführung nicht, wie schlecht die Eingeborenen dabei fahren. In der Regel bleiben sie in der Schuld des Küstenfahrers, und haben bis zu dessen Rückkehr

genug zu thun, um nur zunächst das Nöthige zur Abtragung der Schuld herbeizuschaffen und dadurch den Händler geneigt zu machen, ihnen wiederum einen kleinen Vorschuſs von Waaren zu bewilligen.

Sie werden im eigentlichen Sinne des Wortes ausgebeutet, müssen ihre werthvollen Produkte — von deren Werth sie allerdings keine Ahnung haben — für schlechte Lappalien, für Trifles — die deutsche Sprache hat kaum ein Wort dafür — hingeben und sich dieselben zu den höchsten Preisen anrechnen lassen, und werden zum Danke noch obenein mit Branntwein und scheuſslichen Seuchen vergiftet.

Die Indianer, besonders aus den gebildetern Häuptlingsfamilien, fühlen die Ungunst dieser Verhältnisse, welcher sie sich nicht zu entziehen wissen, sehr wohl, und es unterliegt keinem Zweifel, daſs sie jede Gelegenheit zu reelleren Handelsverbindungen mit Begierde ergreifen würden*).

Gegenstände des jetzigen Ausfuhrhandels.

Folgende Gegenstände sind es hauptsächlich, welche gegenwärtig von der Mosquitoküste ausgeführt werden.

Vieh,

sowohl Rinder als Pferde, welche von den Küstenfahrern aufgekauft und nach Belize und Jamaica gebracht werden.

Die Rinder — besonders die Kühe — sind von ausgezeichneter Schönheit und werden in der Regel mit 8 bis 16 Dollar bezahlt, d. h. immer nur in Waaren nach dem, in der obigen Preisliste angegebenen Verhältnisse**).

*) Vergl. besonders Orlando Roberts a. a. O. p. 122.

**) Bei unserer Ankunft am Cap Gracias a Dios am 10ten Juni d. J. fanden wir im Caphafen den Capitain Smith aus Belize vor, welcher mit einem kleinen, sehr schwerfälligen Schooner von circa 45 Lasten Küstenhandel zwischen Belize und Blewfields betreibt und damals gerade im Begriffe war, nach

Schildkröten und deren Schalen (Schildpatt), Schildkrötenöl.

Auf allen Cays längs der Mosquitoküste, besonders aber auf den Koralleninseln bei Cap Gracias a Dios und bei der Carataska-Lagune, finden sich Seeschildkröten von vorzüglicher Qualität und Gröſse in fast unglaublicher Menge, deren Fang sowohl von den Indianern, als von Schiffern aus Jamaica und von den Kaymans-Inseln betrieben wird.

Die Eingeborenen erhalten für eine groſse, grüne Schildkröte (green turtle der Engländer) von etwa 3 Centner englisch Gewicht *) den Preis von 2 Dollar = 8 Yard Osnabrücker Linnen bewilligt. Schon in Truxillo gilt eine solche Schildkröte gegen 6 Dollar baar und in Belize gegen 20 Dollar **).

Von Schildpatt wird — je nach der Güte — das Pfund mit 2 bis 4 Realen in Waaren bezahlt. Die Indianer bewahren sich dasselbe von den Schildkröten, welche sie theils als Nahrungsmittel, theils bloſs um das Schildpatt zu gewinnen, in groſser Menge fangen, sorgsam auf, und haben oft sehr bedeutende Quantitäten in Vorrath, da sie wissen, daſs dies ein, bei den westindischen Kauffahrern beliebter Handelsgegenstand ist.

Die Trunkturtle (Riesenschildkröte), welche häufig in ganz auſserordentlicher Gröſse vorkommt, wird nur zur Gewinnung von Oel benutzt, welches von sehr gutem Geschmack ist und die Eigenschaft hat, nicht leicht ranzig zu werden. Dieses Oel könnte, bei einigermaſsen zweckmäſsiger Einrichtung, dort in sehr groſsen Massen gewonnen und ein nicht unbedeutender Handelsgegenstand für den europäischen Markt werden.

Belize abzugehen. Er hatte das, im Capdorf vorhandene Schildpatt, Gummi etc. bereits möglichst ausgebeutet und auch mehrere Kühe und Pferde eingetauscht, welche auf dem engen Verdeck zusammengepreſst waren und durch einen Verschlag von Stangen gehalten wurden.

*) 1 Ctnr. Engl. = 108,657 Pfd. Preuſs.

**) Vergl. Thom. Young a. a. O. p. 17—18.

Wir haben den dortigen europäischen Händlern für $\frac{3}{4}$ Quart dieses Oeles 6 pence Strl. baar zahlen müssen; — von den Indianern erhielten wir späterhin dieselbe Quantität (eine gewöhnliche, preuſsische Dreiviertelquartflasche) für 5 p. currency (3 p. Strl.) in Waaren, und in gröſseren Quantitäten kann man es von den Eingebornen sicherlich noch wohlfeiler eintauschen.

Häute und Gehörne.

Die Häute und Gehörne der beiden, im Mosquitolande sehr häufig vorkommenden Hirscharten bilden ebenfalls einen beträchtlichen Gegenstand des Ausfuhrhandels.

Für eine Hirschhaut (grüne, denn auf irgend eine Zubereitung verstehen sich die Indianer nicht) wird, je nach der Beschaffenheit und Gröſse, von $1\frac{1}{2}$ Real bis 1 Dollar in Waaren gegeben. Ueber die, vorher ausgemerzten, schlechteren, zu sehr durchschossenen oder sonst fehlerhaften Häute wird, nach Abschluſs des Geschäftes über die guten Felle, in separato in Bausch und Bogen gehandelt.

Bei gröſseren Quantitäten ist es stets viel leichter, mit den Indianern einig zu werden. Sie bringen in der Regel zunächst nur einige von den schlechteren Häuten zum Vorschein und bieten dieselben an. Der westindische Händler weiset sie dann mit der Erklärung zurück, daſs ihm die Häute zu schlecht seien oder daſs er überhaupt keine Häute zu kaufen wünsche.

Der Indianer bringt dann bessere Häute hervor, und in solcher Weise währt es zwischen der Weigerung von der einen und erneuertem Anerbieten von der andern Seite so lange, bis der Händler zu der Ueberzeugung gekommen ist, daſs der Indianer wirklich seinen ganzen Vorrath herbeigebracht habe. Nun erst beginnt die Prüfung, Aussonderung und der Handel, bei welchem der Indianer meistentheils durch den, anscheinend hohen, für den ganzen ausgewählten Vorrath in runder Summe gebotenen Preis zum sofortigen Abschluſs bewogen wird und über den Ausschuſs nicht lange weiter handelt.

Für je 5 Stück gute Gehörne wird in der Regel 1 Real in Waaren bewilligt; die ausgeworfenen gehen als Zugabe mit.

Yaguar- und Tigerkatzen-Felle werden wenig begehrt, und kommen daher auch nur gelegentlich zum Angebot, wo dann der Preis nach den Umständen festgestellt wird.

Sarsaparille

kommt im Mosquitoland sehr häufig vor, wird von den Indianern fleiſsig gesammelt, weil sie dabei wenig Mühe haben, und ist ein Hauptgegenstand der Ausfuhr *).

Gut getrocknete Sarsaparille wird in der Regel für je 25 Pfund mit $2\frac{1}{2}$, 3 bis 4 Dollar in Waaren bezahlt. Drei Dollar ist der gewöhnliche, mittlere Preis.

In Deutschland kostet gegenwärtig das Pfund (Honduras-Sarsaparille) 20 Sgr. bis 1 Thlr. 5 Sgr.

Indigo

findet sich ebenfalls häufig im Mosquitolande und wird unter ähnlichen Verhältnissen, aber meistens viel wohlfeiler erstanden, als die Sarsaparille.

Vanille.

Die Vanille, welche an den Fluſsufern häufig wild wächst, ist, nach Ausweis einiger, von uns mitgebrachter Proben, von ganz vorzüglicher Beschaffenheit **).

Man erhält sie von den Indianern gewöhnlich schlecht ge-

---

*) Orlando Roberts brachte selbst in nicht vollen sechs Wochen mehr als 5000 Pfund Sarsaparille zusammen (a. a. O. p. 59.). Gesetzt nun, er zahlte für je 25 Pfd. wirklich den vollen Werth von 3 Dollar in Waaren, so betrug der Einkaufspreis 600 Dollar oder circa 800 Thlr., der Verkaufspreis dagegen, auch wenn man das Pfund nur zu 20 Sgr. rechnet, 3333 Thlr. 10 Sgr.

Hierbei ist zwar nichts für den Transport, für Zölle, Unkosten etc. angesetzt, aber auch der Einkaufspreis zum vollen Werthe von 3 Dollar angenommen, während 3 Dollar in Waaren kaum den Werth von 1 Dollar in Geld haben.

**) Der Preis pro Pfund wurde auf circa 30 bis 35 Thlr. bestimmt.

trocknet, so daſs man sie nicht sogleich verpacken kann, sondern vorher noch vorsichtig trocknen muſs.

Im Ganzen genommen, haben die Händler an der Küste bisher auf Vanille nur wenig Gewicht gelegt, weil nach diesem Gegenstande in Belize, wohin der Hauptabsatz aller Produkte von der Mosquitoküste geht, wenig Nachfrage sein soll.

Wir fanden bei einem, am Cap Gracias a Dios ansässigen Händler eine ziemliche Quantität Vanille, welche in eine alte Cigarrenkiste, ohne die geringste Sorgfalt, hineingestopft war, und vernachlässigt unter Thierhäuten, Gummi's etc. in einem Winkel der Vorrathskammer stand, wo sie sich lediglich durch den herrlichen Duft bemerkbar machte.

Der Besitzer legte nicht den geringsten Werth darauf, schien mit den europäischen Preisen dieses kostbaren Artikels völlig unbekannt zu sein, und versicherte, daſs er die Schoten eben nur darum eingetauscht habe, weil sie ihm gelegentlich mit andern Sachen von den Indianern seien gebracht worden.

An Versendung dieses Gegenstandes hatte er noch nie gedacht, und erkundigte sich bei uns, ob dieser Artikel in Deutschland gangbar sei.

Die Indianer beschäftigen sich mit dem Einsammeln der Vanille daher auch nur gelegentlich, und meistens nur, wenn sie dazu speciell veranlaſst werden.

Für einige Tassenköpfe voll Pulver oder Schroot und dergleichen kann man ansehnliche Quantitäten eintauschen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daſs die Indianer, wenn man ihnen einige geeignete Aufmunterung und Belohnung gewährte, die Vanille eben so fleiſsig sammeln würden, als die Sarsaparille. Denn zur Verrichtung solcher Dienstleistungen, welche sich ohne besondere Anstrengung, im Umherschlendern und Spazierengehen, verrichten lassen, sind sie noch am leichtesten zu bewegen.

Caoutchouk (Federharz).

Es kommen davon besonders zwei Arten an der Mosquitoküste vor. Die eine liefert der, in den Waldungen häufig wachsende Federharzfeigenbaum (Ficus elastica), die andere der nicht minder häufige, echte Federharzbaum (Jatropha elastica L.).

Auf das Auffangen des Harzes wenden die Indianer sehr geringe Sorgfalt, woher dasselbe — besonders die erste Art — nicht selten unrein ist.

Es hat keinen so bestimmten Preis, als die Sarsaparille, sondern bei dem Eintauschen hängt Alles von der Qualität, von der Gröſse der einzelnen Stücke und von den zum Verkaufe gebrachten Mengen ab.

Wir haben an einzelnen Stellen bedeutende Vorräthe vorgefunden, und für circa 15 Pfund, die wir als Probe mitnahmen, 6 d. Strlg. bezahlt.

Gummi.

Von Gummi kommen mehrere Arten in sehr groſser Menge vor, wobei es ein Uebelstand ist, daſs die Indianer nicht selten die verschiedenen Arten durch einander mengen.

Besonders häufig ist das, an den Wurzeln sich aussondernde Harz des groſsen, schönwüchsigen Locustbaumes (Hymenea Tourbaril L.), welches von hiesigen Kennern für einen ausgezeichnet feinen Copal erklärt worden ist *).

Auſserdem liefert der Cassewbaum (Anacardium occidentale L.) ein sehr schönes, hartes, weiſses, durchsichtiges Gummi, welches ebenfalls häufig ausgeführt wird.

Einen noch beliebteren Gegenstand der Ausfuhr bildet das, von dem häufig vorkommenden Guaiak- oder Franzosenholz-

*) Wir haben an mehreren Orten, besonders bei dem oftmals erwähnten Capitain Haly, äuſserst beträchtliche Quantitäten dieses Copals vorgefunden, welche in den Waarenschuppen in groſsen Haufen aufgeschüttet waren.

baume (Guaiacum officinale) gewonnene Guaiakharz, dessen medicinischer Gebrauch bekannt ist.

Das Gummi wird nicht nach dem Gewichte eingetauscht, sondern nach der, durch das Augenmaſs abgeschätzten Menge.

Für eine Quantität, welche etwa einem gehäuften Berliner Scheffel entsprechen dürfte, zahlt man, je nach der Reinheit der Waare, Gröſse der einzelnen Stücke etc. — ohne Unterscheidung der einzelnen Arten — 1 bis 1½ Dollar in Waaren, oft auch weniger, weil das Gummi nicht getrocknet werden darf, also noch leichter zu sammeln ist, als die Pflanzen, und daher von den Indianern in beträchtlichen Quantitäten herbeigebracht wird.

Cacao und Piment

kommen häufig vor und werden eben deshalb zu sehr wohlfeilen, meistens von der Gröſse des Angebots abhängigen Preisen eingetauscht, weil es dem westindischen Händler auf diese, von den Inseln eben so häufig versendeten Artikel eben nicht besonders ankommt, überdies auch der Hauptmarkt Belize mit Cacao aus Honduras und Guatemala mehr als zur Genüge versehen und Piment von Jamaica in beträchtlicher Menge versendet wird.

Es mag hier aber wenigstens angedeutet sein, welch' ein Gewicht diese beiden Artikel bei einer direkten Handelsverbindung zwischen der Mosquitoküste und — Europa gewinnen könnten.

Auch der echte schwarze Pfeffer ist in den früheren englischen Niederlassungen angebaut worden.

Der Strauch findet sich jetzt an einzelnen Orten verwildert und die Früchte sieht man nicht häufig.

Der sogenannte spanische Pfeffer wird häufig aus dem Innern gebracht, ist aber kein besonders gangbarer Handelsartikel.

Medicinische Balsame.

Nach der Versicherung der, an der Küste ansässigen Händler sollen während der trocknen Jahreszeiten mehrere Arten bal-

samischer Pflanzensäfte von den Indianern häufig gesammelt werden, welche man wohlfeil eintauschen und sehr vortheilhaft nach Belize absetzen könne, von wo diese, in medicinischer Beziehung werthvollen Artikel nach England versendet würden.

Uns ist jedoch nur der, aus dem Rosenholzbaum gewonnene, unter dem Namen Elemi im medicinischen Gebrauche bekannte Balsam vorgekommen, und wir konnten uns aus der Beschreibung der übrigen Balsame und deren englischen Namen *) um so weniger vernehmen, als keine Proben zur näheren Untersuchung vorhanden waren und während der nassen Jahreszeit, in welche unser Aufenthalt fiel, von den Indianern nicht herbeigeschafft werden konnten.

Ricinusnüsse.

Die Früchte des Wunderbaumes — oder, wie die Engländer ihn nennen, Castorölstrauches (Ricinus communis) — aus welchen das bekannte Ricinusöl gepreſst wird, kommen nicht selten in dem dortigen Handel vor.

Der Strauch findet sich fast bei jedem Sambodorſe angepflanzt.

Die Indianer wenden jedoch nur sehr geringe Sorgfalt darauf, geben sich mit dem Auspressen des Oeles nicht ab, sondern bringen nur die Früchte in den Tauschhandel, welche sie übrigens als eine nicht besonders werthvolle Waare betrachten und wohlfeil ablassen.

Für eine Menge, welche etwa einer Berliner Metze entspricht, zahlt man je nach den Umständen 1 bis 3 Realen in Waaren. Uebrigens haben die Indianer nichts dagegen, wenn man die

*) Es ist eine bekannte Thatsache, daſs die Engländer in Westindien die technischen Namen der Medicamente arg corrumpiren, und auf der Mosquitoküste sind diese Namen häufig noch mit den indianischen Ausdrücken verschmolzen, so daſs jeder Versuch einer Enträthselung scheitert, wenn man nicht den Gegenstand selbst vor Augen hat und untersuchen kann.

trockenen (reifen) Früchte nach Belieben von den Sträuchern abpflückt und durch einige Cigarren, oder dergleichen, Entschädigung gewährt.

Taback.

Im Ganzen genommen, wird wenig Taback von den Indianern auf der Mosquitoküste gebaut, obgleich derselbe vortrefflich gedeiht und ein mildes, sehr aromatisches Blatt liefert.

Die Indianer verwenden auf die Anpflanzungen nicht die geringste Mühe, verstehen den Taback nicht zu behandeln und trocknen ihn sehr schlecht.

Man kauft circa 4 Pfund für 1 bis 1½ Real in Waaren.

Die Indianer aus den Grenzgebirgen bringen häufig Taback aus den spanischen Republiken (Honduras, auch wohl Guatemala) an die Küste herunter.

Dieser Taback kann sich in Bezug auf Qualität und Gröſse mit dem Taback der Havanna sehr wohl messen, steht demselben aber in Bezug auf das Aroma nach, weil er schlecht und unvorsichtig getrocknet und behandelt ist.

Von der besten Sorte zahlt man für circa 1 bis 1½ Pfund gut getrocknete, auserlesene Blätter 5 pence currency oder 3 pence Sterl. in Waaren.

Von diesem Taback, welcher sehr häufig auf den Markt von Truxillo und Belize kommt, soll in neuerer Zeit, seitdem die Errichtung der belgischen Colonie in St. Thomas einigen direkten Verkehr zwischen jenen Gegenden und Belgien herbeigeführt hat, manche Quantität als Havannataback nach Europa gekommen sein. Und allerdings kann dieser Taback den der Havanna jedenfalls ungleich besser repräsentiren, als die nordamerikanischen Fabrikate (besonders Cigarren), welche Schiffsladungsweise lediglich zu dem Zweck nach der Havanna gehen, um dort gegen eine mäſsige Vergütigung als Havannataback gestempelt zu werden, und welche man dann, als solchen, nach Nord-

amerika zurückbringt und verzollt, und endlich, gegen Rückerstattung des Zolles, als echtes Havannafabrikat nach Europa sendet.

Auf der Mosquitoküste würde, nach Maſsgabe der vorliegenden Erfahrungen über das schon jetzt dort vortrefflich gedeihende Gewächs, ein geregelter Tabacksbau sehr bedeutende Vortheile gewähren, und wir glauben unsere Ueberzeugung als sehr wohlbegründet dahin aussprechen zu dürfen, daſs der Taback der Mosquitoküste, bei zweckmäſsiger Behandlung, sehr bald mit dem Taback von Cuba in nicht ungünstige Concurrenz würde treten können.

Holz, hauptsächlich Mahagoni, Cedern (Cedrelen) und die Farbehölzer.

Wir haben oben bereits mehrmals erwähnt, daſs von den Engländern schon seit langer Zeit Mahagoni an der Mosquitoküste geschlagen und nach Europa verschifft ist, ohne daſs dadurch jedoch der vorhandene Vorrath dieser edlen Holzart eine groſse Einbuſse erlitten hat.

Besonders sind nur die Waldtheile in der Nähe der Fluſsmündungen ausgebeutet worden, wie namentlich am Segovia-Strome und zum Theil auch am Patook, wogegen die tiefer im Innern des Landes oder entfernter von den Fluſsufern belegene Waldung, insonders auch das Willocksche Gebiet, noch verschont ist.

Auch gegenwärtig werden fast alljährlich beträchtliche Mengen edler Hölzer geschlagen.

Entweder geschieht dies aus den, noch nicht in das Eigenthum von Privatleuten übergegangenen, königlichen, oder aus Privatwaldungen.

Im erstern Falle muſs mit der Landesregierung, im letztern mit den betreffenden Eigenthümern ein Abkommen über die Benutzung der Wälder getroffen werden.

Der letztverstorbene König Robert Carl Friedrich ertheilte mehrmals gegen mäſsige Vergütigung die, auf eine bestimmte Reihe von Jahren und für bestimmte Distrikte gültige Erlaubniſs zum Fällen von Holz in seinen Waldungen. Gegenwärtig — während der Minderjährigkeit des jetzigen Herrschers — kann in dieser Beziehung nur mit den einzelnen Häuptlingen für die Waldungen innerhalb ihrer Statthalterschaften unterhandelt werden, was übrigens nicht die geringste Schwierigkeit hat. Ueberdies übernehmen dann die Häuptlinge auch die Sorge für die Herbeischaffung der nöthigen Arbeiter.

Die Privatbesitzer von Waldungen bedingen sich einen bestimmten Preis für jeden Stamm, welcher gefällt und verschifft wird.

Nach den Nachrichten, welche wir eingezogen haben, wird in der Regel ein Preis von 3 bis 5 Dollar pro Stamm, ohne Unterschied der Gröſse, gegeben. Der Capitain Haly zu Cap Gracias a Dios versicherte aber, daſs ihm, als Commissionair der Eigenthümer des Patookgebietes, ganz neuerdings von Holzkäufern in Belize ein Preis von 6 Dollar pro Stamm geboten sei.

Cedrelen und Farbehölzer werden viel wohlfeiler abgestanden.

Hat der Holzhändler sich nun in der vorgeschriebenen Weise in den Besitz des Rechtes zum Holzfällen gesetzt, so muſs er für die nöthigen Arbeiter sorgen.

In der Regel werden dazu Karaiben gewählt, weil dieselben nicht bloſs sehr arbeitsam sind, sondern sich auch auf das Fällen am besten verstehen.

Ein guter Holzschläger erhält monatlich 6 bis 8 Dollar, halb in Waaren, halb baar, — nebst Beköstigung, als welche jedoch fast ausschlieſslich nur Mais gegeben wird.

Ein recht geübter und mit allen Handgriffen und Hülfsmitteln völlig vertrauter Vorarbeiter erhält sogar nicht selten bis 16 Dollar monatlich, ebenfalls halb in Waaren, halb baar *).

---

*) Diese Baarzahlungen sind in der That nur Fictionen. Denn die Karaiben

Die Holzschläger begeben sich zu Anfang der trocknen Jahreszeit in die Waldungen, suchen die passenden Bäume aus, fällen dieselben und werfen sie in die Ströme, worauf es dann dem Wasser überlassen bleibt, die Stämme bis zur Mündung fortzuschaffen. Hier werden sie aufgefangen und verschifft.

Es liegt in der Natur der Sache, daſs bei dieser Verfahrungsweise groſse Mengen von Holz verloren gehen. Vieles lagert sich auf Sandbänken und in den Buchten der Flüsse ab, Anderes wird, besonders zur Nachtzeit, in die See geschwemmt und geht ganz verloren. Dazu kommt ferner noch, daſs die Karaiben die stärkeren Bäume einige Fuſs oberhalb der Wurzel fällen, weil das Holz in der Nähe der Wurzel sehr hart ist und der Axt widersteht. Auch sind sie in der Auswahl der Stämme nicht besonders aufmerksam und halten sich stets den Fluſsufern so nahe wie möglich, weil es ihnen, bei dem Mangel an zweckentsprechenden Vorrichtungen, zu schwer wird, groſse Stämme aus weiterer Entfernung bis an das Wasser zu bringen.

Es kommt daher viel darauf an, diese, übrigens sehr brauchbaren und arbeitswilligen Indianer unter beständiger Aufsicht und Leitung zu halten und sie mit guten Werkzeugen zu versehen, — was von den meisten Holzhändlern vernachlässigt wird, indem dieselben nur mit den geringsten Unkosten und ohne irgend groſse Mühe in möglichst kurzer Zeit Geld verdienen wollen, und dabei ganz übersehen, daſs sie ungleich mehr verdienen würden, wenn sie ein gröſseres Anlagekapital auf die nöthigen Vorrichtungen und Handwerkszeuge und auf eine zweckmäſsige Beaufsichtigung der Arbeiter verwendeten.

Wie hoch bei dieser Verfahrungsweise eine gewisse Quantität Holz am Verschiffungsplatze zu stehen kommt, läſst sich auch nicht einmal annähernd berechnen, und die Holzhändler an der Küste beobachten darüber ein strenges Stillschweigen.

---

beeilen sich, für das erhaltene Geld möglichst bald allerlei Schmucksachen und andere Gegenstände von dem Holzhändler, in dessen Verdung sie stehen, einzukaufen, wobei sie eben nicht zum besten fahren.

Jedenfalls müssen sie ein vortheilhaftes Geschäft machen, indem die Erfahrung mehrfach bestätigt hat, daſs sie nach einer Anwesenheit von einigen Jahren an der Küste, und nachdem sie die Waldungen nach Möglichkeit ausgebeutet haben, als reiche Leute nach England zurückkehren.

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daſs sich dieses Geschäft ganz anders gestalten würde, wenn man zu den Karaiben tüchtige europäische, mit allen nöthigen Werkzeugen ausgerüstete Arbeiter gesellen könnte, wenn die Blöcke nicht ohne weiteres in das Wasser geworfen und nur der Fluth zum Transporte überlassen, sondern an Ort und Stelle zweckmäſsig zersägt und gehörig hinunter geflöſst würden, und wenn endlich die ganze Arbeit unter ordentlicher Beauſsichtigung und Leitung stünde.

Cochenille, Silber, Goldsand und spanische Münzen

bilden endlich auch noch einen Gegenstand des jetzigen Ausfuhrhandels der Mosquitoküste.

Diese Waaren werden von den Indianern aus den Grenzgebirgen von Nicaragua und Honduras an die Küste heruntergebracht und gegen europäische Waaren vertauscht, theils zu ihrem eigenen Gebrauche, theils um dieselben an die Bewohner der spanischen Republiken abzusetzen, so daſs zwischen diesen letztern und der Mosquitoküste wirklich auch jetzt schon eine Handelsverbindung vorhanden ist.

In Bezug auf die Cochenille bemerken wir hier noch, daſs dieselbe im Mosquitolande selbst nicht vorzukommen scheint, obgleich daselbst mehrere, dem Cactus cochenilifer nahe verwandte Cactusarten wachsen. Es ist mehr als wahrscheinlich, daſs die Cochenille auch im Mosquitolande cultivirt werden könnte.

Umfang des jetzigen Einfuhrhandels; was in dieser Beziehung geschehen müſste; künftige commercielle Verhältnisse.

Schon aus dem, was in den früheren Abschnitten über die Bevölkerung des Mosquitolandes gesagt ist, folgt ganz von selbst, daſs es eine verfehlte Speculation sein würde, wenn man zugleich mit der Erwerbung eines Gebietes an der Mosquitoküste auch das Land mit den dort gangbaren Artikeln, welche wir in der obigen Liste angeführt haben, überschwemmen und groſse Aussendungen davon nach allen Hafenpunkten der Küste schicken wollte.

Dies ist an und für sich so klar, daſs es keiner weitern Ausführung bedarf.

Dagegen würde es von dem gröſsten Nutzen sein, an geeigneten Punkten — die wir weiter unten näher bezeichnen werden — feste Waarenniederlagen zu errichten, welche mit allen, in der vorstehenden Liste aufgeführten Artikeln versehen sein und damit stets assortirt erhalten werden müſsten, so daſs die Indianer die Gegenstände ihrer Bedürfnisse stets darin vorräthig fänden.

Zunächst würde dies die Indianer aus der Umgegend mit ihren Produkten herbeiziehen, — bald auch die zahlreichen Stämme aus dem Innern, indem es sehr bald im ganzen Lande bekannt sein würde*), daſs und wo feste Waarenniederlagen errichtet seien, in welchen man alle beliebten Gebrauchsgegen-

*) Es ist kaum zu glauben, wie schnell sich Nachrichten von irgend einigem Interesse in diesem uncivilisirten Lande verbreiten. Dies ist eine Folge der fast leidenschaftlichen Mittheilungs- und Reisesucht der Indianer. Fällt in einem Dorfe ein irgend ungewöhnliches Ereigniſs vor, so machen sich sogleich 2 oder 3 jüngere Indianer auf, meistens noch begleitet von einigen Weibern und Kindern, und wandern in das nächste, nicht selten mehrere Tagereisen entfernte Dorf zu Verwandten oder Bekannten, um den Vorfall recht nach Herzenslust zu beschwatzen. Bei solchen Gelegenheiten, deren wir mehrere erlebt haben, versammelt sich das ganze Dorf um die Ankömmlinge und die Unterhaltung wird stundenlang mit dem lebhaftesten Interesse fortgeführt. Kaum haben die

stände stets erhalten und stets sicher sein könnte, für die eigenen Produkte Absatz zu finden.

Dadurch würde sich sehr bald ein lebhafter und viel mehr constanter Handelsverkehr herstellen, als es jetzt der Fall ist.

Denn die wenigen, jetzt an der Küste ansässigen, weit entfernt von einander wohnenden Europäer haben stets nur geringe, äuſserst unvollständige Waarenvorräthe, so daſs sich die Indianer oft gezwungen sehen, Gegenstände einzutauschen, die ihren Bedürfnissen gar nicht entsprechen, die sie aber nehmen müssen, um doch einige Entschädigung für ihre, nicht selten aus der weit entlegenen Heimat mühevoll herbeigebrachten Produkte zu erhalten.

Zum Theil entspringt dies aus der groſsen Nachlässigkeit der dortigen Händler, zum Theil aus dem Mangel an Betriebskapital, endlich aber auch aus der höchst unregelmäſsigen Schifffahrtsverbindung mit Belize, indem die dort gehenden, schwerfälligen und in jeglicher Beziehung erbärmlichen Schiffe oft mehrere Monate lang über die bestimmte Zeit ausbleiben.

So hatte der Capitain Haly in Cap Gracias a Dios — der einzige Händler von Bedeutung auf der ganzen Küstenstrecke von Pearl-Cay-Lagoon bis zum Black river (circa 300 englische oder 75 geographische Meilen) — bei unserer Ankunft daselbst von europäischen Waaren fast nichts in seinem Lager, als einige Ellen grobe Osnabrücks, einen kleinen Vorrath gemeinen nordamerikanischen Taback und einige Fischangeln und Perlen, erwartete aber schon seit zwei Monaten die Rückkehr seines Schiffes mit neuen Vorräthen von Belize. Das Schiff, welches

Besuchenden ihre Rückreise angetreten, so tragen auch schon einige Bewohner des zweiten Dorfes die mitgetheilte Neuigkeit weiter, und so geht es von Dorf zu Dorf durch das ganze Land.

Als wir nach dem Verluste unseres Schiffes genöthigt waren, nach Cap Gracias a Dios zurückzukehren, fanden wir Indianer aus weit entfernten Gegenden vor, zu welchen die Nachricht von unserer Ankunft bereits gedrungen war, und welche herbeigekommen waren, uns zu besuchen; und der Gouverneur von Honduras erhielt die erste Nachricht von dem Untergange unseres Schiffes auf der, circa 240 englische Seemeilen entfernten Insel Rattan durch reisende Indianer.

von seinem Sohne als Capitain und Supercargo geführt wurde, kam jedoch auch während unserer zweimonatlichen Anwesenheit im Lande nicht an, und wir erfuhren hinterher in Belize, daſs es dem Capitain beliebt habe, zunächst einen Abstecher nach Rattan zu machen, um dort Handel zu treiben.

Dazu kommt noch, daſs die Händler an der Küste die aus Belize bezogenen englischen Waaren nur theuer einkaufen können, was hier auch in Bezug auf die daraus zu ziehenden Folgerungen wohl nur angedeutet werden darf, da dies jedem, einigermaſsen Sachverständigen schon von selbst klar ist.

Noch unsicherer, als der Handelsverkehr mit den an der Küste residirenden Händlern, ist für die Indianer, welche im Innern des Landes wohnen, der Tauschhandel mit den Küstenfahrern, indem dieselben niemals zu bestimmter Zeit anlangen und anlangen können, sich auch in der Regel damit begnügen, so schnell wie möglich die, in den Dorfschaften an der Küste vorräthigen Produkte einzuhandeln und dann weiter zu segeln.

Bis die Indianer in dem Innern des Landes erfahren, daſs ein Handelsschiff angelangt sei und auf diese Nachricht mit ihren Produkten herbeikommen, ist der Küstenfahrer bereits abgesegelt. Die Indianer müssen dann ihre Produkte entweder wieder zurück nach Hause nehmen, oder damit einen, an der Küste residirenden Händler aufsuchen und an denselben, so gut es gehen will, auszutauschen suchen.

Es scheint daher auf der Hand zu liegen, daſs feste, stets vollständig assortirte Handelsetablissements guten Vortheil abwerfen, den Handelsverkehr mit den Indianern regeln und beträchtlich heben würden.

Allein der Handel mit den Indianern würde in Bezug auf den Absatz von Einfuhrgegenständen, nach unserer Ueberzeugung, in nicht langer Zeit nur die Nebensache, der Handel mit den Bewohnern der centralamerikanischen Republiken, besonders mit Nicaragua und Honduras, dagegen die Hauptsache werden.

Wir haben oben gezeigt, daſs schon gegenwärtig ein durch die Indianer selbst betriebener Zwischenhandel mit den Bewohnern der Republiken stattfindet, und es liegt ganz in der Natur der Sache und in den dort obwaltenden Verhältnissen, daſs feste, wohl assortirte, an der Küste begründete Handelsetablissements sehr bald mit den Bewohnern der Republiken in direkten Verkehr kommen würden.

Gegenwärtig beziehen die centralamerikanischen Republiken ihren bedeutenden Bedarf an europäischen Manufakturwaaren fast ganz ausschlieſslich direkt oder indirekt von Belize. Theils werden die Waaren auf dem beschwerlichen Landwege nach Guatemala, theils auf dem Seewege nach Truxillo und Omoa geschafft, und gehen von hier auf fast ungebahnten Landwegen nach allen Richtungen weiter in das Innere von Honduras, San Salvador und Nicaragua und bis an die Küste des stillen Oceans.

Die Theurung der englischen Waaren in Belize und die groſsen Kosten des Transportes, zum Theil auch die Gleichgültigkeit der Belizer Kaufleute, denen die Mahagoniausfuhr stets die Hauptsache, und alles Andere Nebensache gewesen ist, haben diesen Handelsverkehr bisher nur auf das äuſserste Bedürfniſs beschränkt.

Auch übt Belize in dieser Beziehung wirklich eine Art von Monopol aus, welchem sich die Republikaner bisher nicht haben entziehen können, obgleich dasselbe in der That so drückend ist, daſs der Marquis Aycinena, Minister des Innern und Auswärtigen von Guatemala, in seiner, am 4ten Mai 1842 vor der gesetzgebenden Versammlung gehaltenen Rede den Abschluſs des Vertrages über die belgische Colonie in St. Thomas hauptsächlich auch deshalb bevorwortete, weil dadurch Guatemala sich der Abhängigkeit von Belize entziehen könne *).

*) Die betreffende Stelle heiſst in wörtlicher Uebersetzung: „Wenn der Vertrag, wie ich es hoffe, seinem Zweck entspricht, so wird er für den Staat von

Wie theuer übrigens die europäischen Manufakturwaaren den Centralamerikanern auf diese Weise zu stehen kommen und wie ganz gewöhnliche europäische Gebrauchs- und Luxusgegenstände mit schwerem Gelde aufgewogen werden müssen, geht aus den geschilderten Verhältnissen für jeden Sachkundigen schon von selbst hervor *).

Durch die vorerwähnten, festen, an geeigneten Punkten errichteten Handelsetablissements könnte den Bewohnern der Republiken die lange erwünschte Gelegenheit geboten werden, für billigere Preise und auf einem bequemeren Wege ihr Bedürfniſs an europäischen Manufakturwaaren zu befriedigen und zugleich einen sichern Absatzort für ihre Produkte und Erzeugnisse zu erhalten, und es ist nicht im Geringsten zu bezweifeln, daſs sich dort bald ein äuſserst wichtiger Handelsverkehr entwickeln würde.

Die nächste, hier eingreifende Frage betrifft die Punkte, wo die Handelsetablissements zu errichten wären.

Wenn von Europa — von Deutschland aus — eine Handelsverbindung mit den centralamerikanischen Republiken in zweckentsprechender Weise angeknüpft werden soll, so kann dabei zur Zeit natürlich nur die Ostküste von Mittelamerika als Stapelplatz für europäische Waaren ins Auge gefaſst werden.

Als das Natürlichste würde es nun unzweifelhaft erscheinen, Handelsetablissements in einem, oder in allen, an der Ostküste belegenen, centralamerikanischen Hafenplätzen zu errichten und mit den Republiken selbst Handelsverträge abzuschlieſsen.

---

auſserordentlichem Nutzen sein, sowohl durch die Vermehrung der Volksmenge u. s. w., als auch darum, weil die Möglichkeit, in direkte Handelsverbindung mit allen Nationen zu kommen, uns der Abhängigkeit von Belize entheben wird."

*) Ein Mitglied der Commission verehrte dem Commandanten Haly ein gewöhnliches, kleines, in Berlin für 1 Rthlr. 25 Sgr. gekauftes Dolchmesser (Fangmesser) mit einem gepreſsten Griffe, blau angelaufener, mit gelben Jagdfiguren verzierter Klinge und einer ledernen Scheide, dessen Werth Haly in dem Handel mit den Spaniern auf eine Doublone (circa 20 Rthlr.) anschlug und dafür auch bald darauf verkaufte.

Als geeignete Hafenplätze könnten vorläufig nur Ysabal, San Thomas, Omoa und Truxillo in Betracht kommen.

Allein sowohl der Errichtung von deutschen Handelsetablissements, als dem Abschlusse und der Aufrechthaltung von Handelsverträgen treten hier Schwierigkeiten, Unsicherheit und Uebelstände aller Art entgegen, theils allgemeine, für den ganzen Complex der Republiken gültige, theils besondere, welche von solchen Unternehmungen wenig Nutzen hoffen lassen.

Im Allgemeinen tritt zunächst hervor die politische Gährung, in welcher sich die Staaten von Centralamerika seit länger als 20 Jahren befinden, und durch welche die inneren Zustände derselben einem unaufhörlichen Wechsel unterworfen und jegliche Sicherheit des Besitzes und Handels fortdauernd gefährdet ist.

Bald ein Kaiserreich, bald eine Föderativrepublik, dann getheilt und vereinzelt, stehen sich in diesen Staaten die, von einem Theile der Geistlichkeit begünstigten, alten, aristokratischen und die, von der andern Hälfte des Priesterthums unterstützten, neuen, hyperliberalen Prinzipien, seit letzterer Zeit auch die einzelnen Raçen, feindlich, kampfgerüstet und voll spanischer Rachsucht gegenüber, und es läſst sich nicht absehen, wann und wie dieser Streit enden werde, welcher wohl noch viele Jahre lang in dem wechselnden Steigen und Fallen der einen und der andern Partei fortdauernde Wechsel des Gouvernements und der Staatsform herbeiführen, die innere Ruhe und Sicherheit stören und keinerlei Garantie für fremdes Besitzthum im Lande und für Verträge mit fremden Nationen möglich machen wird.

Demnächst ist der dort herrschende religiöse Fanatismus nicht auſser Acht zu lassen. Der Marquis Aycinena hebt es in seiner, vorher allegirten, den Abschluſs mit der belgischen Compagnie entscheidenden Rede an drei verschiedenen Orten ganz besonders hervor, daſs die Belgier mit den Bewohnern von Guatemala den gleichen Glauben theilten und denselben unter ihren Kindern nicht würden erlöschen lassen.

Endlich ist im Allgemeinen noch auf die Vexationen durch die dortigen Zolleinrichtungen hinzudeuten, welche dem dort ansässigen Fremden viel gröſsere Schwierigkeiten machen dürften, als dem eingeborenen Centralamerikaner. —

Im Speciellen aber hat sich Deutschland für die Hafenplätze Yzabal, St. Thomas und Omoa den Rang bereits durch die Belgier ablaufen lassen. Denn wie geringe Fortschritte die belgische Niederlassung zu St. Thomas bisher auch in der Verfolgung ihrer eigentlichen Zwecke gemacht hat, so ist aus Veranlassung ihrer Begründung doch eine direkte Verbindung zwischen jenen Hafenplätzen und Belgien in Gang gekommen, deren Vortheile die Belgier, so lange sich die Colonie in St. Thomas nur irgend erhält, bald richtig würdigen und schwerlich werden fahren lassen *).

Es scheint hiernach in der That von Errichtung deutscher Handelsetablissements in den centralamerikanischen Häfen oder

*) Nach den Nachrichten, welche wir über St. Thomas theils auf der Mosquitoküste, theils in Belize, theils auf der Rückreise erhalten haben, und welche hier, auch bei nur oberflächlicher Erwähnung, vielleicht von einigem Interesse sein dürften, — liegt der gegenwärtige ungünstige Zustand dieser Niederlassung hauptsächlich in den getroffenen, sehr verfehlten Verwaltungsmaſsregeln. Man soll eine groſse Menge von Beamten für äuſserst wenige, eigentliche Colonisten, zum Theil mit hohem Gehalte, angestellt haben, welche lediglich von den Fonds der Compagnie zehren, sich mit Gesellschaften, Bällen und Musik nach Möglichkeit amüsiren, die Vormittage mit übertriebenen militairischen Uebungen ausfüllen, den Mädchen und Weibern der, in der Nachbarschaft ansässigen Karaiben nachstellen, mit den Männern Händel anfangen, die Hütten der Indianer niederbrennen und endlich die Eingeborenen ganz aus der Nachbarschaft verjagt haben. Dieses Unwesen soll den Baron von Bülow, der nach Möglichkeit ein vernunftgemäſseres Verfahren herzustellen vergeblich bemüht gewesen ist, endlich bewogen haben, St. Thomas zu verlassen und nach Europa zurückzukehren.

Von geregeltem Ackerbau, von Viehzucht und Handel soll bis jetzt nicht die Rede gewesen sein. Man hat vielmehr das Vieh ohne irgend eine Beaufsichtigung in die Wälder getrieben, die Lebensmittel nur aus dem mit europäischen Vorräthen von Zeit zu Zeit versorgten Magazine bezogen, man hat eine Art Papiergeld eingeführt, und ist, anstatt irgend eine zweckmäſsige Beschäftigung vorzunehmen, lediglich militairischen Exercitien und den Vergnügungen nachgegangen.

Da sich Niemand dazu verstehen will, den Boden anzubauen, da die schwer

von Handelsverträgen mit den Republiken wenig Segen zu erwarten.

Ganz anders stellt sich die Sache dagegen, wenn auf der benachbarten Mosquitoküste in einem, unter deutschem Schutze stehenden, in Bezug auf Besitz- und Eigenthumsverhältnisse völlig gesicherten Landstriche an solchen Punkten Handelsetablissements und Waarenniederlagen errichtet werden, welche mit dem Inlande der Republiken in bequemer, natürlicher Verbindung stehen.

Solche bequeme und natürliche Verbindungsstraſsen bieten nun aber besonders die drei groſsen Ströme dar, welche durch die, jetzt auf der Mosquitoküste verkäuflichen Landgebiete flieſsen: der Segovia, Carthago und Patook, deren Mündungen zugleich Seehäfen sind.

---

gekränkten Karaiben sich gänzlich zurückgezogen haben und weder Lebensmittel, noch Handelsartikel mehr herbeibringen, so soll schon mehrmals dringende Noth im Anzuge gewesen sein, wenn die Zufuhrschiffe von Belgien ungewöhnlich lange ausblieben.

Irgend gefährliche Krankheiten sollen sich bis jetzt, trotz der vielfachen Ausschweifungen, nicht gezeigt haben.

Obgleich wir diese Nachrichten gröſstentheils von Personen haben, mit welchen wir auf unserer Reise zusammentrafen, und welche direkt von St. Thomas kamen, so können wir die Wahrheit doch nicht verbürgen, wenngleich diese Schilderungen sehr genau mit dem übereinstimmten, was uns ganz ehrenwerthe Leute in Belize mittheilten.

Das aber können wir aus eigener Kenntniſs als eine Thatsache anführen, daſs zwei groſse Schiffe, welche Güter für die Colonisten nach St. Thomas gebracht hatten, daselbst keinerlei Rückfracht in Bereitschaft fanden, sondern sich dieselbe zum Theil in Omoa, in Truxillo und endlich in Belize verschaffen muſsten. Diese Thatsache läſst wenigstens einigermaſsen auf den Zustand der Colonie schlieſsen, über welchen nun wohl der nach Europa zurückgekehrte Baron von Bülow Näheres mittheilen und die oben angeführten Gerüchte bestätigen, berichtigen oder widerlegen wird.

Uebrigens war man in Belize selbst entschieden der Ansicht, daſs die belgische Colonie, trotz der jetzigen Uebelstände, sich dennoch halten und gedeihen werde, wenn das Conseil général, oder vielmehr das, aus demselben gebildete Directorium, dem die eigentliche Geschäftsverwaltung obliegt, noch rechtzeitig einschreite, die begangenen Fehler verbessere und hauptsächlich dafür sorge, daſs man endlich Leute nach St. Thomas bringe, welche Lust haben, ihre Hände zur Arbeit zu gebrauchen.

Befänden sich an den Mündungen dieser drei Ströme, also am Cap Gracias a Dios, an der Carataska-Lagune und an der Patook-Mündung, feste, wohl assortirte Waarenniederlagen, so würden die Bewohner des Innern von Nicaragua und Honduras, anstatt theure englische Waaren auf beschwerlichen Landwegen von Truxillo, Omoa, St. Thomas und Yzabal, oder gar von Belize zu holen, sehr bald die bequeme, durch jene Flüsse dargebotene Wasserstraſse benutzen lernen, besonders wenn sie sich überzeugt hätten, daſs sie in den deutschen Niederlassungen auf eben so gute und wohlfeilere Bedienung für ihren Waarenbedarf und auf einen eben so guten, oder besseren Absatzmarkt für ihre Produkte rechnen könnten.

Daſs ein solches Verhältniſs im Verlaufe der Zeit auch bis auf Guatemala, San Salvador und weiter einwirken würde, ist nicht unwahrscheinlich, wenn man den Preisunterschied auch nur mäſsig in Anschlag bringt, der sich zwischen Belize und den deutschen Marktplätzen auf der Mosquitoküste naturgemäſs herstellen müſste.

Aus denselben Gründen würden die centralamerikanischen Hafenplätze an der Ostküste eine Verbindung mit solchen deutschen Niederlassungen viel lieber eingehen, als mit Belize, und der deutsche Kaufmann, der seine Waaren aus seinem Lager an der Mosquitoküste gegen Baarzahlung oder Colonialartikel absetzt, würde von der innern Gährung der Republiken, dem Fanatismus und den Zollsystemen derselben, in keinerlei Weise belästiget werden, da dies Alles dann fremde Schwierigkeiten wären, durch welche sich hindurchzuschlagen den Käufern anheimfiele, die auch unzweifelhaft besser damit umzugehen und dem Schaden besser auszuweichen verstehen würden, als deutsche, im Gebiete der Republiken ansässige, von den spanischen Bewohnern sicherlich stets mit Eifersucht und Ungunst betrachtete Kaufleute.

Es versteht sich ganz von selbst, daſs für diesen Verkehr

die an der Mosquitoküste anzulegenden Handelsetablissements sich nicht auf solche Waaren allein beschränken könnten, welche wir in der obigen Liste, als für den indianischen Handelsverkehr passend, zusammengestellt haben, sondern daſs die Niederlagen dann sehr beträchtlich erweitert werden und alle Gebrauchs- und Luxusartikel enthalten müſsten, welche — als begehrt und beliebt bei den spanischen Bewohnern von Centralamerika — in der kaufmännischen Welt genugsam bekannt sind.

Bei der Begründung einer deutschen Colonie an der Mosquitoküste würde ferner auch der künftige Ausfuhrhandel nicht auf diejenigen, schon jetzt gangbaren Artikel beschränkt bleiben, welche wir oben angeführt haben, und welche man jetzt von den Indianern eintauscht.

Zuckerrohr und Baumwolle wächst überall im Lande, Reis und Kaffe an vielen Stellen.

Daſs jetzt von diesen Artikeln nichts ausgeführt wird, liegt lediglich daran, daſs die Indianer nicht die geringste Mühe auf den Anbau verwenden.

Was wild wächst, bringen sie wohl zusammen, von allem dagegen, was angepflanzt werden muſs, und einige Mühe und Sorgfalt erfordert, wird gerade nur so viel angebaut, als für den eigenen Gebrauch nothdürftig ausreicht.

Bei zweckmäſsiger Begründung einer deutschen Colonie würde es aber gerade mit diesen Artikeln sehr bald ein anderes Ansehen gewinnen.

Zuckerrohr ist schon von den früheren englischen Colonisten mit dem besten Erfolge cultivirt worden *), und in Bezug auf den Kaffe, dessen Anbau viel weniger Mühe macht, ist bereits oben (Kap. IV.) bemerkt, daſs derselbe, bei einem geregelten Anbau, auf der Mosquitoküste wohl eben so gute Früchte liefern würde, als in Jamaica.

*) Vergl. History of Jamaica etc., I. p. 318.

In Bezug auf den Handelsverkehr bietet demgemäſs das Mosquitoland und die Begründung einer deutschen Colonie in demselben in der That ein reiches und sicheres Feld für den kaufmännischen Unternehmungsgeist.

Angedeutet mag hier endlich auch noch werden, wie äuſserst wichtig eine deutsche Besitzung gerade auf der Mosquitoküste für den deutschen Handel sein würde, wenn der schon so oft projektirte Durchstich der Landenge von Panama wirklich zu Stande käme. Und daſs dieses Projekt endlich zu Stande kommen wird, kann nach dem Ergebnisse der Untersuchungen, welche der nordamerikanische General-Consul für Centralamerika, Stephens, angestellt und neuerdings so klar dargelegt hat, kaum mehr bezweifelt werden.

„Die Länder von Mittel- und Südamerika“ — sagt ein bekannter Lehrer der politischen Oeconomie mit vollem Rechte — „sind gröſstentheils auf Production von Colonialartikeln angewiesen; nie können und werden sie es in der Manufakturindustrie weit bringen. Hier ist ein neuer und reicher Manufakturwaarenmarkt zu erobern. Wer hier feste Verbindungen angeknüpft hat, kann für alle Zukunft im Besitze derselben bleiben.“

Dies ist ein durchaus wahres Wort, welches für Deutschland nicht unbeachtet und unbenutzt möge liegen bleiben.

Auch scheint es in der That endlich Zeit zu sein, daſs Deutschland ein Wenig mehr die Augen öffne, von unfruchtbaren Theorien sich abwende und sich dafür die klägliche Nebenrolle ernstlich betrachte, welche es in dem groſsen Schauspiele des Welthandels spielt.

Das von Jahr zu Jahr zunehmende Sinken unserer Rhederei und so manche andere Erscheinungen, welche in der letzten Zeit, trotz alles Segens des Zollvereins, sich genugsam fühlbar gemacht haben, scheinen ziemlich warnende Fingerzeige zu sein.

Faſst Deutschland nicht bald den Entschluſs — und den Muth —

jenseits des Atlantischen Oceans einen sichern Markt für seine Manufakturwaaren zu gewinnen, den es, ohne fremde Zwischenhändler und ohne fremde Zwischenträger, direkt beschicken und zugleich einen eignen Markt, von welchem es wenigstens einen Theil seines Bedarfes an Colonialartikeln direkt heimbringen kann, — so wird sein Manufakturfleiſs sich noch Jahrhunderte lang in beengten Schranken bewegen, mit vielfachen Calamitäten kämpfen und mit geringem Lohne zufrieden sein müssen, und sein Ausfuhr- und Einfuhrhandel wird nach wie vor unter fremdem Drucke hinsiechen und ewig die Rolle eines bevormundeten Unmündigen fortspielen.

Handelswege.

Ueber die Handelswege auf der Mosquitoküste selbst ist schon im Vorstehenden das Nöthige genugsam berührt.

Wir erlauben uns hier nur noch einige kurze Andeutungen über die Fahrt von Europa nach der Mosquitoküste und über die Rückfahrt hinzuzufügen, indem darüber ganz neuerdings einige Bedenklichkeiten geäuſsert worden sind.

Für die ganze Reise von einem preuſsischen Hafen bis zu dem Hafen am Cap Gracias a Dios, bis zur Carataska-Lagune oder bis zur Mündung des Patook und zurück nach Europa, liegen die Schwierigkeiten hauptsächlich nur in der Fahrt über die Ostsee, durch die Nordsee und durch den Kanal. Hier ist der Schiffer ganz von der zufälligen Gunst oder Ungunst der Winde abhängig.

Die Fahrt über den Atlantischen Ocean dagegen und durch die Karaiben-See wird durch den Nordostpassat ganz auſserordentlich begünstigt.

Als die nördliche Grenze des Passates wird zwar gewöhnlich der 30ste Grad nördlicher Breite angenommen, es ist aber eine ganz bekannte Thatsache, daſs sich die Nordostpassate im

Sommer schon in der Nähe der portugiesischen Küste zeigen *). —

Die Rückreise von der Mosquitoküste über Jamaica würde, eben wegen des Passates, langwierig sein; durch den Kanal von Yucatan aber und durch den Golfstrom ist sie — mit Ausschluſs einiger Monate — eben so sicher zurückzulegen, als die Hinreise, indem bekanntermaſsen an der Ostküste von Nordamerika die, vom Aequator her in den oberen Luftschichten wehenden westlichen Winde schon unter dem 30sten Grade nördlicher Breite herabsinken, woher auch die Fahrt von Nordamerika nach Europa im Durchschnitt viel schneller von statten geht, als die Fahrt von Europa nach Nordamerika **).

Besondere Rücksicht hat aber allerdings die Schiffahrt auf die sogenannten Sturmmonate zu nehmen, welche sich zur Rückfahrt durch den Golfstrom nicht eignen. Für den letztern soll die gefährlichste Periode der Monat September sein. An der Mosquitoküste selbst wehen die, der Schiffahrt hinderlichen, heftigen Nordwinde hauptsächlich von der zweiten Hälfte des November bis zur ersten Hälfte des Februar und sind am stärksten im Dezember.

Was demnächst die Strömungen in der Karaiben-See und die kleinen, felsigen Inseln anbetrifft, welche vor der Mosquitoküste liegen, und auf welche ebenfalls, als auf ein groſses Hinderniſs der Schiffahrt hingedeutet worden ist, so können die-

*) Bei unsrer Ueberfahrt von Southampton über Madeira nach Barbadoes und von hier über Grenada und St. Domingo nach Jamaica (vom 2ten bis 30sten Mai c.) hatten wir nur an vier Tagen (nämlich am 12ten Mai unter 28° N. Br. und 26° W. L., am 15ten Mai unter 23° N. Br. und 35° W. L., am 16ten unter 22° N. Br. und 39° W. L., am 17ten unter 21° N. Br. 42° W. L.) südöstlichen, an allen übrigen Tagen östlichen oder nordöstlichen Wind, und bei der Fahrt von Jamaica nach Cap Gracias a Dios (vom 6ten bis zum 10ten Juni) durchaus Nordostwind.

**) Durchschnittlich gebrauchen die Paketboote zur Reise von Liverpool nach New-York 40, zur Rückreise nach Europa aber nur 23 Tage. Daſs man mit Dampfbooten diese Reise in 10 bis 12 Tagen zurücklegt, ist bekannt.

selben allerdings für einen unerfahrenen und mit den nöthigen Seekarten und Meſsinstrumenten nicht versehenen Schiffer gefährlich werden. An und für sich und für einen, seinem Fache gewachsenen Schiffer sind sie aber ganz unverhältniſsmäſsig weniger gefährlich, als die Klippen und Untiefen an der englischen und die Sandbänke an der belgischen Küste, schon aus dem einzigen Grunde, weil hier der Schiffer beständig den Wechsel des Windes zu befürchten hat, während er dort — mit Ausschluſs der Winterzeit — mit völliger Bestimmtheit auf östlichen Wind rechnen kann.

Demnächst ragen alle diese kleinen Inseln mehr oder minder beträchtlich hervor und sind in bedeutender Entfernung sichtbar.

Das Meer zwischen denselben hat ein sehr tiefes Fahrwasser und bildet zwischen den Inseln und der Küste einen, circa 10 bis 35 englische Seemeilen ($2\frac{1}{2}$ bis $8\frac{3}{4}$ geographische Meilen) breiten und 7 bis 14 Faden tiefen, sicheren Kanal, in welchem eine unbedeutende, $\frac{1}{4}$ bis $\frac{3}{4}$ Knoten pro Stunde betragende Strömung von Süden nach Norden längs der Küste geht. Schiffe, welche von Osten, in der Richtung von Jamaica nach Cap Gracias a Dios, den gewöhnlichen Fahrweg nehmen und entweder zwischen den Inseln St. Andrews und Old-Providence, oder zwischen dieser letzteren und der Quita-Suenno-Bank durchgehen, können gerades Weges und mit gänzlicher Vermeidung der Inseln in diesen Kanal einlaufen.

Alles dieses wird durch einen Blick auf die Peilungskarten von Owen und Barnett vollständig klar, indem durch diese vortrefflichen Seekarten das Fahrwasser an der Mosquitoküste eben so vollständig bekannt geworden ist, als das Fahrwasser im Kanale von England.

Den schlagendsten Beweis für die Möglichkeit eines schnel-

len Verkehrs zwischen dem Vaterlande und jenen Gegenden von Westindien geben endlich Thatsachen, welche uns über Reisen einiger Stettiner Schiffe vorliegen.

Wir bitten um die Erlaubniſs, nur ein Beispiel anführen zu dürfen.

Das Barkschiff „die Camilla“, 174 Lasten groſs, Eigenthum des hiesigen Kaufmanns Albert Haase, geführt von dem Capitain H. Kleinwort:

- ging von Swinemünde nach Bordeaux den 25sten October 1842, kam an in Bordeaux den 9ten November 1842, war mithin auf der Reise 13 Tage;
- ging von Bordeaux nach Havanna den 20sten Januar 1843, kam an in Havanna den 6ten März 1843, war also auf der Reise 44 Tage;
- ging ab von Havanna nach Cowes in England den 27sten März 1843, kam an in Cowes den 26sten April 1843, machte also die Reise von Havanna nach England in 29 Tagen;
- ging ab von Stettin nach Havanna den 1sten Juni 1843, kam an in Havanna den 18ten Juli 1843, machte also die Reise von Stettin nach Havanna in 48 Tagen;
- ging ab von Havanna nach London den 28sten August 1843, kam an in London den 6ten October 1843, machte also die Reise von Havanna nach London in 38 Tagen;
- ging ab von Newport nach Havanna den 18ten December 1843, kam an in Havanna den 5ten Februar 1844, machte also die Reise in 47 Tagen.

Die andern Reisen sind mit derselben Schnelligkeit zurückgelegt.

Daſs nun die Fahrten von Europa nach der Mosquitoküste, selbst über Cuba, in nicht viel längeren Zeiträumen könnten gemacht werden, bedarf wohl einer weiteren Ausführung nicht.

Preuſsen hat kundige, tüchtige und muthige Seeleute genug, welche sich in der That vor einer Reise nach der Mosquitoküste,

trotz der Mosquitoinseln und der Strömungen in der Karaiben-See, welche bis auf die neuesten Untersuchungen allerdings etwas fabelhaft erschienen, schwerlich scheuen werden.

Auch in Bezug auf die Schiffahrt ist demgemäſs die Mosquitoküste keinesweges ungünstig, oder gar so äuſserst gefährlich belegen, als man neuerdings hin und wieder sehr bestimmt behauptet hat.

Ganz anders stünde die Frage, wenn es darauf ankäme, Länder aufzusuchen, welche jenseits des Aequators belegen sind, weil dann die Region der Calmen durchschifft werden müſste, deren nördliche Grenze schon unter dem 8ten bis 10ten Grade nördlicher Breite anfängt, und in welcher lange anhaltende Windstillen mit den furchtbarsten Gewitterstürmen wechseln, die den Schiffen leicht verderblich werden.

Stettin, den 31sten December 1844.

Fellechner.	Dr. Müller.	C. L. C. Hesse.
K. Pr. Regierungsrath.	K. Pr. Kreisphysikus.	Kaufmann.

BEILAGEN.

I.

Aus Núm. 30. Pàg. 120. „Correo Semanario del Salvador“. San Salvador, Diciembre 24 de 1840.

ESTADO DE HONDURAS.

Del número 2 del Redactor Oficial de Honduras copiamos el informe dado por el ciudadano Guillermo Herrera al Jefe del departamento de Olancho que dice así:

„Del que subscribe — Al Ciudadano Gefe Intendente de este Departamento.“

Cumpliendo con la órden y comision que U. se sirvió darme para que fuese á reconocer la costa de la Criba, con todo lo demas que contienen sus instrucciones — A la 1.ª digo: que la clase de establecimientos que los Ingleses estan poniendo, es un puerto formal protejido por la Reina Victoria. En él levantan casas y fortificaciones, trabajando diariamante veinte y cuatro operarios fuera de los carpinteros y herreros. Es el Super-Intendente de este establecimiento Mr. Yace, y su segundo Mr. Miseñon. El punto en que están situados es donde antiguamente estaba el puerto de la Criba. El número de jente inglesa que hay reunida allí, es el de 15 personas; pero Mr. Yace me dijo que estaba aguardando de un dia á otro doscientas familias. — A la 2.ª debo informar: que el comercio que allí tienen es con los Payas, Sambos y Caribes trocándoles cuentas, espejos, peroles y todo jénero de mercería por sarza, jenjibre, cacao, cueros, carey y demá producciones de aquella costa: mas solicitan abrir el comercio con nosotros por ganados, quesos, cueros, dulce, azucar &c. pero lo que mas desean mercar es ganado hembra para poner haciendas en aquellos fértiles campos; por lo que me parece que U. debe

solicitar una providencia del Gobierno prohibiendo la introducion de esta especie, para que siempre se vean en la necesidad de mercar novillos — A la 3.ª digo: que no tienen mas que un almacen todo de mercería; pero me dijo el Super-Intendente, que por momentos estaba aguardando grandes cantidades de ropa — A la 4.ª espongo: que por ahora no emprenden mas trabajos que la fábrica de casas para las doscientas familias que están aguardando y una goletilla que echaron al agua en los dias que yo estuve — A la 5.ª debo informar: que el fin con que ocupan aquella costa es el de poner córtes de maderas; pues segun informes que tomé, tienen córtes ya en Butuco y en el cabo de Gracias, como tambien el de poner un establecimiento como el de Belice. El derecho con que ocupan aquel territorio, espor compra que han hecho al rey de los Sambos, segun el documento que me enseñó el Super-Intendente; cuya venta se ha hecho en siete mil pesos y de cuya cantidad han entregado cinco mil: habraza el terreno vendido mas de 30 leguas de Norte á Sud, abrazando tambien toda la estencion de la laguna de la Criba que es de quince leguas; y desde allí hasta las orillas de Brus laguna se ajustará la cantidad que llevo dicha; y de Oriente á Poniente comprende mas de cuarenta leguas, pues es desde la orilla del mar hasta el embarcadero — A la 6.ª digo: que hay dos lugares proporcionados para habilitar un puerto, que son el del embarcadero y el de los encuentros del rio de Paon con el de Agalta; pero presenta la dificultad de entrar en litis con los Ingleses, por haber ellos mercado hasta allí, á mas de que el camino no es tan bueno para los Olanchanos, pues tienen que caminar (despues de haber atravesado el valle de Olancho) como treinta y cinco leguas por montañas ásperas y fragosas, pasando sesenta y tres veces el rio de Paon que es rio de mucha agua y mucha piedra hasta llegar al embarcadero: yo para llegar á este lugar he pasado inmensos trabajos y gastado treinta y seis pesos para medio abrir el camino; por lo que á mí me parece que el punto mas apropósito para abrir un puerto es en el rio de Guallape en un paraje que llaman los Chiflones, por muchos motivos: 1.º Porque el puerto allí es ventajosísimo, no solo á los olanchanos, sino á los comayaguas, tegucigalpas y iuscaranes &c. pues estos pueden poner sus mercaderias con el centro del Estado, por un camino facil, varato y seguro, y los olanchanos pueden hacer su tráfico embarcados, porque el rio de Guallape es navegable desde los encuentros de Jalan y Guallape, que es una legua distante de esta ciudad; y el de Guallambre, lo es desde

el Chichicaste, distante seis leguas de Danlí: 2.º Porque allí el puerto está defendido por naturaleza por no poder subir barcos de mayor porte de allí para arriba: 3.º Por que es una barrera que los ingleses no pueden avanzar con sus córtes, y de esta manera se aseguran todas aquellas maderas desde allí para arriba, y aun mucho mas abajo: 4.º Porque el comercio se puede hacer con mucha mas facilidad por tener el rio doble agua que Paon, pues desde los Chiflones para abajo, ya es bastante profundo, y el curso que lleva es un curso tortuoso, sin otras ventajas mas que tiene, y que por no ser prolijo no me alargo. — A la 7.ª digo: que son grandes las ventajas que puede proporcionar el comercio libre por este puerto, pues los ingleses desean hacerlo mercando cuantas producciones haya en Olancho, y los demas del Estado pueden hacer su tráfico con mas comodidad que no por Omoa y Trujillo por ser grandes las pérdidas que tienen en las montañas y rios peligrosos que hay que pasar: se evitan tambien de robos de bestias y ganado que hacen algunos perversos, pues no habiendo puerto ni aduana que los contenga, con facilidad se introducen sin quien les diga nada: yo he visto en la Criba y Plan-rio animales de fierros conocidos; por dondo he inferido ser efectivos los robos que digo. Los ingleses nos introducen por Paon y Guallape algunos efectos en pequeñas cantidades para que las vendan entre nosotros: yo he topado en Culmi á dos sambos, que el uno se decia ser cuñado del rey, los cuales traían algunos cabos de ropa, peroles y machetes y vendieron en el Dulce Nombre. En el embarcadero topé cinco que traían los mismos efectos, los que entraron hasta Catacamas: allí los espendieron, llevando en torno unas reses. — A la última, espongo: que la situacion jeográfica del puerto de la Criba, es conforme el plano que acompaño, bajo el número 1.º = Ahora paso á informar á U. sobre lo mas que observé y supe, segun lo que pude investigar: al segundo dia de mi llegada, ha entrado en aquel puerto una fragata de guerra procedente de Londres: su capitan entregó á Mr. Yace un pliego de la Reyna Victoria y una bandera, y le dijo que S. M. se habia dignado conceder á los sambos que usasen bandera en todos sus puertos y embarcaciones, y que mandaba que en los cuatro establecimientos que habia en aquella costa, se enarbolase dicha bandera, y que de este acto habia dado cuenta á todas las Testas coronadas y á la República conocida. La forma de la bandera es la misma que acompaño bajo el número 2.º — Tambien supe por boca del Super-Intendente que no solo era el esta-

blecimiento de la Criba, sino que habia otros tres mas, uno en el Limon, otro en Butuco y otro en cabo de Gracias: son los Super-Intendentes Mr. Brot, Mr. Rem, y Mr. Yace. Yo le quise persuadir que la compra que habian hecho era nula porque aquella costa siempre se habia tenido y reconocido por de la República del Centro: me contestó que no, que era del Rey de los sambos, y yo le reproduje, que los sambos no eran tenidos por nacion, que su Rey era un rey de baraja, pues ninguna potencia lo reconocia por Testa coronada, me contestó que aunque nadie lo reconociese, la Reyna de Inglaterra si lo reconocia y que lo habia de sostener á todo trance: que en prueba de ello aquella fragata iba á hacer una intimacion á la República de Colombia por haberse esta introducido en las tierras del sambo: que la Reyna le decia desocupasen aquellas tierras y no inquietasen á los mosquitos, y de lo contrario se veria en la precision de declararle la guerra: yo callé por no agriar el negocio en que andaba — Ví igualmente que del castillo y fuerte de S. José, que los españoles hicieron en aquel puerto, han sacado diez cañones, seis de á ocho y cuatro de á diez y ocho, de los cuales solo uno estaba picado, así mismo ví de la Criba para el lado del Limon hay seis poblaciones de Caribes; la mayor de ellas es Tacamacho y se me aseguró que para el lado de Butuco estaba toda aquella costa poblada de estas jentes = Es tanto el entusiasmo, Ciudadano Jefe, que hay en aquella costa hácia la Reyna Victoria que todos los sábados se juntan en la Criba sambos, caribes é ingleses á cantar alavanzas á esta Reina, y solo el nombre de Victoria causa la alegría de aquellas jentes = Conocí al Jeneral Laurí Rovinson, el que me mostró mucho cariño, y me mandó á decir reservado que deseaba hablar muy largo conmigo, pero que habia de ser sin que lo entendiesen los ingleses: yo quedé de ir á hacerle una visita á su casa que es en Plan-Riva: en efecto fui, pero se me agregó el Super-Intendente, y no se apartó de mí en un dia y una noche que paramos en casa del Jeneral, por cuya causa no pudimos hablar. Yo creo que el inglés malició algo, por que supone que á Laurí no le habia gustado la venta de las tierras por cuyo motivo estaba llamado á Belice = Hemos perdido un potosí en perder la costa del Mosco: sus fértiles campos; sus llanuras inmensas, la feracidad de sus tierras, las muchas maderas que abundan en ella, causa embidia: pues segun lo ví, y los informes que tomé, se estienden sus llanuras hasta mas allá de cabo de Gracias. Yo no pude llegar mas que hasta Brus — La-

guna, y no pude pasar mas adelante por no tener dinero para alquilar una piragua y mantenerme. Hubiera querido rejistrar los demas establecimientos; pero me fue imposible, y tuve que regresar = Yo dedico á mi amada patria este corto servicio, y suplico á U. tenga la bondad de dispensarme la falta que hubiere cometido, constituyéndome su mas atento servidor q. b. s. m. = Guillermo Herrera.

Es conforme. Ministerio de relaciones del Supremo Gobierno — Comayagua, Octubre 14 de 1840 = Mónico Bueso.

II.

Copy.

British Consulate General.

Leon, 24. Oct. 1842.

To the Chief of the supreme
Government of the State of Nicaragua.

Sir,

To the Government of H. B. M. there has been a complaint made by the State of Nicaragua, against the proceedings of the Superintendent of Belize at San Iuan in August 1841, when a Nicaraguan Officer was removed from that Port, conducted on board H. B. M. Ship Tweed, and afterwards disembarked at Cape Gracias á Dios.

Nothing can be more distant from the desire of the British Government, than that the proceedings of any British Officer should produce motives of complaint to any amicable State, and I as Representative of Great Britain in Central America have been desirous ever since my arrival at this Capital to discuss at first opportunity the occurrences at San Iuan, and am pleased to find that after a tranquil and impartial examination of them, the Government of Nicaragua will see that the proceedings of Colonel Mac Donald on that occasion, were not as has been stated with an intention to offend the State of Nicaragua, or to interfere arbitrarily with its authority.

The principal complaint made by Nicaragua is the infraction of the Territory, which they state belongs to that Government, but H. B. Majesty believes that the place from whence Mr. Quijano was

removed is Mosquito Territory, and not Nicaraguan, and there is something of notable importance in confirmation of this opinion; which since 1831, when the Authorities of Central America passed with their dispatches from the North, it made Midday the place, where the houses of Mr. P. Shepherd, a British subject, are situated.

With respect to the ignorance which the Government of Nicaragua entertains of the existence of the Mosquito State, the Government has probably forgotten that some years ago, I represented to the General Government of Central America, that Great Britain acknowledged the Mosquito State, and that she would not see with indifference, any usurpation of the Territory of a State, with whom she has been in alliance for a series of years. Besides, Spain, when she was in possession of these Countries, publicly acknowledged the Mosquito Nation, especially on one occasion, fresh in the memory of many persons who still live, when the Mosquito Prince visited San Salvador and Guatimala in 1797, and was received in every part with the honours and ceremonies due to a King by orders of the Spanish authorities, who paid all his expences.

According to the evidence which exists in the British Colonial Archives, which are accessible to the public, the place from which Mr. Quijano was removed by Colonel Mac Donald is Mosquito Territory and not Nicaraguan, and the Government of H. B. Majesty has been informed with credibility, that the persons and property of British subjects were endangered by the actions and conduct of said Quijano, and as Colonel Mac Donald was informed that H. B. M. Government would not permit Usurpation in the territory of a State, which has existed under her protection for more than a Century, H. B. M. Government sees no just motive, why the State of Nicaragua should claim compensation.

It is true, that the Government ot H. B. Majesty may have preferred the accustomed method of making Representations to the Government of Nicaragua for the improper conduct of her subordinate functionaries, but the Government of Her Majesty would not have been justified in exposing voluntarily the persons and properties of British subjects to robbery. It is to be regretted, that the Nicaraguan Officer at San Iuan was so entirely unfit for the office he held, that to him in a certain degree may be imputed all the unhappy occurrences that have taken place.

The Government of H. B. Majesty has issued instructions to de-

mand of the Government of Nicaragua the cause, why Mr. George Bell and other four British subjects were detained by force, in Septembre 1841 by the Authorities of this State, — having made representations to the British Government of the unjust detention of these persons (one of whom died in the confinement) having been detained by the Authorities of Nicaragua in retaliation for what occurred at San Iuan in the month before, but the explanations given by the Government of Nicaragua on the subject to the British Agents in Central America, took place before my return to this country.

I am disposed to consider, that the detention of Mr. Bell and his companions, was an act of indiscretion on the part of the subordinate functionary of Acoyapa, contrary to the desires and intention of the Supreme Government of the State of Nicaragua, and for the acknowledgment of which I take the first opportunity to ask.

It only remains for me to make known to the Supreme Government of the State of Nicaragua, that whatever assistance she may ask of H. B. M. Government towards arranging amicably any points that may be in dispute with her neighbours, at any time she will cordially give that assistance, as H. B. Majesty's Government has no other object in view, than to see other States and Nations in peace with each other, and with their neighbours, and in the entire enjoyment of free institutions, and a flourishing commerce.

I have the honour to be, Sir, etc. etc.

(signed) F. Chatfield.

Für die richtige Abschrift:

Fellechner, Dr. Mueller. C. L. C. Hesse.
Regierungsrath.

III.

Copy.

Testamentary Deed executed by His Majesty Robert Charles Frederic.

I, Robert Charles Frederic, King of the Mosquito Nation, being mindful of the uncertainty of human life, do hereby declare, that in event of My death, it is My will and pleasure, that the affairs of My

Kingdom shall be continued in the hands of the Commissioners appointed by Me, upon the nomination of his Excellency Colonel Mac Donald, H. Majesty's Superintendent, to be by them managed, conducted and administered, under the sanction and approval of the said Colonel Mac Donald, with the functions and powers of Regent during the minority of My heir. —

And that all and every the resolutions entered into and concluded upon by the said Commissioners in board and consultation assembled shall stand as permanent laws of My Kingdom — they the said Commissioners having full power to amend or alter them as may be expedient from time to time — saving and excepting the resolution, which establishes by My express desire, made to the said Commissioners, that the United Church of England and Ireland shall be the established Religion of the Mosquito Nation for ever.

And I do constitute the said Colonel Mac Donald and the said Commissioners Guardians to My children, viz. the Princes George — William Clarence — and Alexander, and the Princesses Agnes and Victoria, charging them the said Colonel Mac Donald and the said Commissioners as Guardians that they do cause the said Children to be educated in the doctrines and discipline of the United Church of England and Ireland and that the expences of their support and education shall be defrayed out of the revenues of the Mosquito Nation.

And further that such annual allowance be made to Iuliana My Queen, as the Board of Commissioners, with power of Regents aforesaid may be able to appropriate to that purpose out of the revenues.

In case of the demise of the said Col. Mac Donald, the said Commissioners as Guardians and Regents aforesaid, shall apply to the Government of H. Majesty the Queen of Great Britain to fill up the vacancy occasioned by his death.

And further that in case of the demise of any one or more of the said Commissioners Guardians and Regents, the survivors of them with the concurrence of the said Colonel Mac Donald or his successor and successor approved as aforesaid under this deed, shall have liberty, power and authority to fill up such vacancy.

I also give to the said Colonel Mac Donald and to the said Commissioners power to add to their number as they may deem proper.

In publishing and declaring this My will and desire, I earnestly

entreat that Her Most Excellent Majesty the Queen of Great Britain will graciously continue that protection to My heirs and Nation, which My forefathers have so long received and which has preserved the peace and tranquility of My Dominions.

Given under My hand and seal at Government House, Belize, this 25. of February 1840.

(signed) R. C. Frederic,
King of the Mosquito Nation.

In presence of:

W. Maskall
Ia. Mac Donald
In. Young
W. Gentle
H. Symons

Iudges of the Supreme Court of Honduras.

Revised and found a correct copy by
Ia. Stanislaus Bell.
Commandant etc. N. Blewfields.

We the undersigned attest and certify the foregoing to be a true Copy. Cape Gracias à Dios, Iune 17. 1844.

A. Fellechner. Dr. Müller. C. L. C. Hesse. S. F. Haly.

IV.

Copy.

Robert Charles Frederic by the Grace of God, King of the Mosquito Territory etc. To our trusty and well-beloved Matthew Henry Willock Esquire Greeting. We do by these presents constitute and appoint you to be Protector General of our Indian Subjects and to take rank in our Kingdom as such from the 25. May 1841. You are therefore carefully and diligently to discharge the duty of Protector General by doing and performing all and all manner of things thereunto belonging. And you are to give such orders and directions from time to time to the Sub. Protectors of our Indian subjects as may be deemed adviseable for the welfare and pro-

tection of our said subjects. Given at Cape Gracias à Dios the twenty fifth day of May 1841 in the seventeenth year of our reign.

(signed) Robert Charles Frederic.

Entered with the Secretary
S. T. Haly.
Matthew H. Willock
Esq. Protector General of the Indian subjects of the Mosquito Kingdom.

We the undersigned attest the foregoing to be a true Copy. Cape Gracias à Dios, 17. Iune 1844.

C. L. C. Hesse. S. T. Haly. Rob. Shepherd.

Für die Richtigkeit der Abschrift:
Fellechner. Mueller.

V.

Copy.

Robert Charles Frederic by the Grace of God, King of the Mosquito Territory &c. To our trusty and well beloved Matthew Henry Willock Esquire Greeting. We do by these Presents constitute and appoint you to be Captain General of all and every part of our said Territory and to take rank in our Kingdom as such from the 25. May 1841. You are therefore carefully and diligently to discharge the duty of Captain General by doing and performing all and all manner of things thereunto belonging. Given at Cape Gracias à Dios the twenty fifth day of May 1841 in the seventeenth year of our reign.

(signed) Robert Charles Frederic.

Entered with the Secretary
S. T. Haly.
Matthew H. Willock
Esq. Capt. General of the Mosquito Kingdom and Territory.

We the undersigned attest this to be a true Copy. Cape Gracias à Dios, June 17. 1844.

C. L. C. Hesse. S. T. Haly. Rob. Shepherd.

Für die Richtigkeit der Abschrift:
Fellechner.

VI.

Copy.

Honduras, ss.

The Board of Commissioners of the Mosquito Nation, with the approbation of His Excellency Alexander Macdonald, C. B. K. S. A. Colonel in Her Majesty's Army, Superintendent and Commander-in-Chief of all Her Majesty's Subjects settled in Honduras, &c. &c. &c.

To S. T. Haly Esquire, Greeting.

By virtue of the power and authority in us vested by His Majesty, the King of the Mosquito Nation, and reposing especial trust and confidence in your experience, conduct and fidelity, we have constituted and appointed, and by these presents do constitute and appoint you to be Commandante from Crouch River to Little North Creek including Man of War Kay in Lat. 13 North with all the reefs and kays adjoining. You are therefore as Commandante aforesaid carefully and diligently to discharge the trust reposed in you.

Given under my Hand and Seal at Arms, at Belize, Honduras, this twenty fourth day of February in the year 1840.

(signed) A. Macdonald.

Matthew Newport
Wm. Walsh
Wm. Cox
} Commissioners of the Mosquito Nation.

We the undersigned attest and certify the foregoing to be a true Copy. Cape Gracias à Dios, June 17. 1844.

C. L. C. Hesse. S. T. Haly. Rob. Shepherd.

Für die Richtigkeit der Abschrift:
Fellechner.

VII a.

Wörtliche Uebersetzung.

15 Sgr. Stempel.

Kund und zu wissen sei Allen jetzigen und noch zu kommenden (Menschen); daſs Wir Robert Carl Friedrich, König der Mosquito Nation, in Erwägung der Uns von Herrn Matthew Hein-

rich Willock Esq. und Arthur Alexander, beide aus London im Königreich Groſsbritannien, geleisteten und noch zu leistenden Dienste, aus Unserer eigenen besondern Gnade und Unserer gewissen Kenntniſs und freiem Antrieb gegeben haben, und verliehen, und durch Gegenwärtiges, welches mit Unserem Siegel besiegelt ist, geben und verleihen Wir den genannten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren, den ganzen dreieckigen Landesstrich oder Gebiet, erst durch eine Linie auf dem Meere grenzend, sich von der Mündung des Kleinen Schwarzen Fluſses, sonst Tobuncana-Fluſs genannt, längs der Seeküste nordwestlich erstreckend, und die Seeküste hinauf einschlieſsend, bis zu einem Punkte, welcher durch das äuſserste Ende einer Linie bis zum Meere reichend begrenzt werden soll, und welche Linie gerade Süd-Süd-West und Nord-Nord-Ost von einem Punkte, eine Meile von dem äuſsersten Westrande der Carratasca Lagun gelegen, den Lagun noch einzuschlieſsen, und ihn dann von der östlichen Seite der gedachten Linie zu verlassen hat; diese Linie soll sich von dem erwähnten Punkt Nord-Nord-Ost bis zur Seeküste erstrekken, und Süd-Süd-West so weit im Binnenlande erstrecken, daſs sie mit einer anderen Linie in einer Richtung gerade auf West bei Süd, von der Mündung des Kleinen Schwarzen Fluſses, sonst Tobuncana-Fluſs genannt, gezogen, zusammentrifft. Der Punkt, wo diese Linien, wie vorher erwähnt, von den beiden vorbesagten Punkten gezogen sind und zusammenstoſsen, indem der eine Punkt eine Meile westlich am Carratasca Lagun, und der andere die Mündung des Kleinen Schwarzen, sonst Tobuncana Fluſs, ist, soll die binnenländische (inländische) Grenze, Extremität und äuſserste Ende dieser Verleihung (Schenkung) feststellen und beendigen; immer dabei zu verstehen, daſs wenn die vorbesagte Grenzlinie in ihrem Lauf die Linien irgend einer früheren Verleihung berühren, oder mit denselben zusammentreffen sollte, die Linien der gegenwärtigen Verleihung alsdann dort sich endigen. — Sei es ferner kund und zu wissen, daſs die gegenwärtige Schenkung in sich begreiſt oder enthält: alle urbare Ländereien, Wiesen, Weiden, Gewässer, Bäume, Hölzer, Unterholz, und den Grund und Boden derselben; Bergwerke, Mineralien, Steinbrüche, Wege, Ströme, Forsten, Jagden, Parke, Gehäge, Fischungen, Fischereien, und die Privilegien und Einkünfte der genannten Ländereien; oder irgend einen Theil derselben, welcher als einen Theil oder An-

theil (Stück) von und an deren Pertinenzien genannt und bekannt ist, mit allem Zubehör, für den besagten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren inne zu haben und zu besitzen, und Wir erklären hiermit, daſs es für den erwähnten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren oder Curatoren gesetzlich sein soll, auf den besagten Landesstrich oder Gebiet, Häuser und andere Gebäude zu errichten, und Fremde einzuführen, um sich auf den gedachten Landesstrich oder das Gebiet niederzulassen, anzubauen und zu colonisiren, und das Land oder Boden desselben zu cultiviren, und ferner; daſs es für den genannten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren gesetzmäſsig sein soll, so wie auch für die Einwohner des vorbesagten Gebiets, nach und von dem erwähnten Landesstrich hin und zurück zu passiren, und alle Flüsse und Gewässer, welche durch den besagten Landesstrich oder Gebiet laufen, oder damit in Verbindung stehen zu beschiffen und zu befahren, oder auch irgend einen Theil derselben; und das Bauholz oder Unterhölzer des erwähnten Landesstriches oder Gebietes zu fällen oder abzuhauen, und dasselbe zu besitzen, und wegzuführen, zu graben nach und zu miniren, um die vorgedachten Bergwerke, Mineralien und Steinbrüche zu erhalten, dieselben zu besitzen, und wegzuführen, und zu jagen und fischen, und den Ertrag dergleichen Jagd und Fischerei als ihre eigenen zugehörigen Güter, Hab und Gut, ohne Unseren und unserer Unterthanen, Einspruch, Klage oder Hinderniſs wegzuführen. Und Wir erklären hiermit, daſs wir zu keiner Zeit künftighin den erwähnten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren, oder den Einwohnern des besagten Landesstriches oder Gebietes, oder auf seine oder deren Ländereien, Güter, Hab und Gut, ohne die Einwilligung des genannten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander, ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren, irgend eine Taxe, Auflagen, Abgaben oder Zölle legen, auferlegen, oder besteuern wollen, und daſs Wir und Unsere Unterthanen dieselben nicht belästigen, beunruhigen, noch beschwerlich fallen wollen; sondern vielmehr zu allen Zeiten Alles thun werden, was zu ihrer Hülfe und zu ihrem Schutze gereichen und dienen mag.

Sei es noch zu wiſsen, daſs der vorerwähnte Kleine Schwarze (Fluſs), sonst Tobuncana-Fluſs genannt, zwischen dem Falschen Cap und den Haupt-Cap-Flüssen gelegen ist.

Gegeben unter unserer Handschrift und Siegel zu Bluefields, diesen Vier und zwanzigsten Tag des Juni, im Jahre unseres Herrn Ein Tausend Acht Hundert und Ein und Vierzig, und im Siebenzehnten Jahre Unserer Regierung.

Robert Carl Friedrich. (L. S.)

Gezeichnet, besiegelt und übergeben in Gegenwart unserer:

Peter Shepherd.
Wm. H. Ingram.
Tho. Nicholas.
George Bell.
I. H. Hooker.
Wm. Colvier.
Wm. Willock.

Eingetragen in dem Registratur-Buche der Canzlei zu Bluefields.

William Colvier.

Hier folgt eine Landkarte und dann:

Sei es hiermit Kund und zu wissen; daſs am Vier und zwanzigsten Tag des Juni im Jahre Unsers Herrn Ein Tausend Acht Hundert und Ein und Vierzig, wurden die hierin erwähnten Ländereien und andere Erbgüter, welche den hierin gedachten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander von dem besagten Robert Carl Friedrich verliehen, und womit sie belehnt sind, von den gedachten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander friedlich und in ruhigen Besitz genommen, und in unserer Gegenwart als giltig den besagten Matthew Heinrich Willock und Arthur Alexander ihren Erben, Executoren, Administratoren und Curatoren auf ewige Zeiten übergeben.

Peter Shepherd. Wm. H. Ingram. Tho. Nicholas.
Geo. Bell. I. H. Hooker. Wm. Colvier. Wm. Willock.

Auf der Rückseite steht:

Robert Carl Friedrich König der Mosquitoküsten an Willock Matthew Heinrich und A. Alexander	Patent oder Landverleihung.

Eingetragen am 2. November 1841.

dmr.

Im Emolumenten-Amte einregistrirt am 2. November 1841.
Lib. 39. Folio 135.

Extr. W. S. P. & M. B.

Wm. G. Stewart, Secretair.

Daſs vorstehende Uebersetzung wörtlich von mir aus dem angefügten englischen Document ins Deutsche übertragen worden ist, bescheinige ich der Wahrheit gemäſs durch meine Namensunterschrift und Beidrückung meines Amtssiegels.

Berlin am 9. August 1843.

Prof. G. H. Burckhardt.

(L. S.) Vereideter Translator im Departement des Königl. Kammergerichts.

VII b.

Copy.

Know all Men present and to come that We Robert Charles Frederic, King of the Mosquito Nation in consideration of the services to us and our said Nation hereafter to be rendered by Iohn Sebastian Renneck of the city of London in the Kingdom of England, Merchant, and of the sum of one thousand Spanish Dollars, to us paid by the said Iohn Sebastian Renneck, the receipt whereof we do hereby acknowledge, of our special Grace and own free motion have given granted and confirmed and by these Presents Sealed with the Seal of our Realm, Do give grant and confirm unto the said Iohn Sebastian Renneck his heirs and assigns, All that River Patook, situate and being in or about latitude 15° 48 north and longitude 84° 14 west and distant forty English miles from the mouth of a certain River in our said Realm commonly cal-

led the Black River on the east south east side thereof, together with all that Tract or District of land adjoining the said River Patook to wit ten English miles to be computed from each bank of the said River backwards from the mouth of the said River Patook up to the Spanish limits; (The latitude and longitude and bearings herein before stated having been taken from the late chart of Commander Owen's survey.) Together with all arable Lands, Meadows, Pastures, Waters, Trees, Woods, Underwoods and the Ground and Soil thereof waters, watercourses, land covered with water, Mines, Minerals, Quarries, Forests, Chases, Parks, Warrens, Huntings, Fishings, Fisheries, Fowlings, Ways, Customs, Tolls and Duties to the said lands or any part thereof in any wise appartaining or belonging or of the same or any part thereof deemed or known as part or member with their and every of their appertenances, To have and to hold the same unto the said John Sebastian Renneck his heirs and assigns for ever, and we do hereby declare that it shall and may be lawful for the said Iohn Sebastian Renneck his heirs and assigns and the inhabitants of the said Tract or District freely and all times to pass an repass to and from the said lands herein before granted and to navigate all Rivers and Waters communicating therewith without the let or hindrance of us or any of our subjects, and to introduce Foreigners to settle upon and colonize the said Tract or District and to cultivate the lands thereof. And Moreover that it shall be lawful for the said Iohn Sebastian Renneck his heirs and assigns in and upon the said lands to erect any Houses and Buildings which to him shall seem meet and to mine for and get the said minerals and to carry away the same and to cut down and carry away all timber and underwood and to hunt and fish and carry away the produce of such huntings and fishings as his and their own proper Goods and Chattels. And further that it shall be lawful for the said Iohn Sebastian Renneck his heirs and assigns to impose and levy all such reasonable Dues, Customs and Taxes upon the inhabitants of the said Tract or District and upon the Merchandize or Goods into or upon the same imported or exported which shall be used or accustomed among European Nations. And lastly, we do declare that we will at no time hereafter impose or levy any dues, customs or taxes upon the inhabitants of the said Tract or District or their Lands, Goods and Chattels, or upon the Merchandize or Goods into or from the same imported or exported without the

consent of the said Iohn Sebastian Renneck his heirs or assigns and that we and all our subjects will do all things which may cherish and support the same.

Given under our hand and the seal of our Realm this twentieth day of September one thousand eight hunderd and thirty eight.

(signed) Robert Charles Frederic.

Signed sealed and delivered in the presence of:
(signed) Iamas Bowden.
George R. Brown.
George Peddie.
Edward Davies.

Be it remembered that on the twentieth day of September one thousand eight hundert and thirty eight peaceable and quiet possession of the lands and other Hereditaments within mentioned to be granted and enfeoffed was taken and had by the within named Iohn Sebastian Renneck and by the said Robert Charles Frederic delivered to the said Iohn Sebastian Renneck, to hold to the said Iohn Sebastian Renneck his heirs and assigns for ever, in the presence of us —

(signed) Iames Bowden.
George R. Brown.
George Peddie.
Edward Davies.

I hereby certify that the above is a correct Copy of the Original Grant.
(L. S.) (signed) Geo. Upton. 20. Ianuary 1845. London.

I hereby certify that the above signature is Mr. G. Upton's.
(L. S.) (signed) George A. Brown.

I hereby certify the signatures of Mess. George Upton and George A. Brown. 21. Ianuary 1845.
(L. S.) (signed) L. Busson du Maurier.

I hereby certify that the above signature is Mr. L. Busson du Maurier's. Berlin 27. Ianuary 1845.
(L. S.) (signed) Br. C. d'Hanens, Lawful Attorney.

VIII.

„Description of the District of Patook.“

The land at the mouth of the Patook River, that is the sea coast, is mostly pasture land which extends to the limit of the grant on each side of the River with the exception of about a mile of woodland at Twakoonta Creek, there are however various ridges or clumps of woodland on which the natives make a few plantations, but owing to the quantity of Cattle in the Savannah they generally make their plantations at short distances up the river, as they would at the mouth have to erect strong fences to prevent the Cattle, trespassing on the plantations. The soil is black and very fertile and unlike some savannahs on the sea coast is not swampy. There is a small village of Mosquito men at the River-mouth chiefly descendants of Blacks. The natives grow Sugar-Cane, Tobacco, Plaintains, Casada, Iams, Sweet potatoes, Arrow root and Rice &c. but only for their own consumption. The land on each side of the River is Woodland and the soil very rich; about 35 miles up there is a very extensive pine ridge on which there is a large settlement of Mosquitians. The Mountainous part of the River is inhabited by Indians only, a hard working mild and inoffensive race that would be of great assistance to new settlers. On leaving this Pine ridge you soon meet the Woodland again and the same rich soil as at the entrance of the River which continues almost to the Spanish boundaries. There is a great variety in the Soil, in some parts there being red clay, loam &c. and in others black mould, but all rich virgin soil, and fully adapted to the cultivation of Sugar, Coffee, Cacao, Cotton, Indigo &c. There are no hills of any great magnitude for a considerable distance up the river, the land however rises gradually from the mouth. The River is deep for many days journey up and entirely free from falls or rapids until you reach the high mountains near the Spanish Territory and these falls not at all heavy. The Forests on each side of this beautiful river abound in Mahogany, Cedar, Santa Maria, Rose wood, Palm mulatto or Zebra wood, Neesberry bullet Tree, Axe Master, Sumwood and other hard woods, fancy woods and valuable timbers for House and Ship building, Millwork, Cabinet ware &c. &c. and the extensive Pine ridges furnish an inexhaustible supply of pine wood, and oak in considerable quantity, where Saw

mills might be most advantageously established for supplying lumber for building and exportation. Saw mills might also be erected for squaring Mahogany and Cedar so as to economise the labour of manufacturing with the axe, the present expensive mode of preparing these woods for a market. When I (Haly) was in Belize about six months ago I had proposals from several Mahogany Cutters for putting gangs in Patook to fall Mahogany paying me a certain sum per tree, though I could not remain there long enough to conclude. I have no doubt many cutters will be found ready to treat at six dollars per Tree on an average, the rate demanded by the Central Americans for wood cut in their limits being from five to ten dollars according to the distance from the water. Exclusive of woods the Forests produce abundance of Sarsaparilla (which might be collected in great quantities by employing Indians and Spaniards to dig it), Gum Copal and Caoutchouc and many other gums and balsams which only require the Botanist to point out to bring them to light and render them valuable articles of commerce; as the Venelli grows wild at Cape Gracias à Dios and many other parts of the Mosquito Shore there can be little doubt but it would be found in Patook district, at all events it can be always transplanted into it. As this river may be easily rendered navigable for Steamers of a light draft of water to the Spanish boundaries, or at least to the foot of the Falls, it is the best river on the Mosquito Shore (except the San Iuan de Nicaragua which is only preferable for being about one fourth of the length) for commercial intercourse with the interior; the head of the River leads to the high roads of the principal commercial and mining towns of Honduras, San Salvador, Nicaragua &c. and should a commercial town be established at the mouth, so that the Spaniards could obtain a general assortment of Merchandise similar to Belize. this place would in a very short time become one of the greatest commercial depots on this side the Pacific. A short distance from the Mouth is a Creek called Toomtoom, which connects Brewers Lagoon with this River, the whole course of the latter is intersected with branches and Creeks which will afford most convenient water communications with different parts of this district. The bar at the river mouth has not been sounded lately, but had at least nine feet when last sounded, inside there is water for Merchant ships of heavy draught. At the commencement of the last American war a Mr. Boggs loaded an American Brig with Mahogany inside the river: were a

pier or breakwater run out, the bar might be deepened to admit vessels of considerable draught, and stone might be brought by means of a railway from the nearest quarries to the coast to build it; in the mean time vessels could lay out side the bar and small Steamers as lighters might receive thier Cargoes and land them inside. Patook from it geographical position is the best situate for loading off the bar of any River to the Westward, Patook point trending so abruptly to the Southward in case of a North setting down a Vessel by getting under weigh is directly clear of a lee shore and has a fair wind for the Cape where she could lay till the North ceased and have then a fair wind to return to the Cape, the run from Patook to the Cape with a fair wind occupies about 15 hours. The four months Season of the Norths are from October to March. A canal communication at a comparative light expense owing to the numerous lagoons, creeks and rivers intersecting the country might be formed between Black River and Blewfields, in the neighbourhood of San Iuan de Nicaragua, which would enable the Merchants and others of Patook to carry on a considerable bartering traffic with their neighbours to the Southward and Westward. It takes 17 days to travel from the mouth of the River to the Spanish limits, at 30 miles per day the usual rate of travelling, gives 510 miles the length of the River within the Grant and 10 miles from each bank gives 10,200 square miles or six million 528 thousand Acres.

We the undersigned do agree to the foregoing description of the District of Patook — Cape Gracias à Dios 18. Iuly 1844.

S. T. Haly. Wm. Upton. Iohn Deacon.

IX.

Bericht über die entomologische Sammlung der Expedition nach der Mosquitoküste.

Die entomologische Beute der Expedition hat sich hauptsächlich auf Koleopteren (Käfer) beschränkt. Wegen Kürze der Zeit hat das mitgebrachte Material bisher noch nicht einer genauen wissenschaftlichen Prüfung unterworfen werden können, weshalb man sich daher für

jetzt nur auf die nachfolgende allgemeine Uebersicht hat beschränken müssen.

Im Ganzen hat — nach der mitgebrachten Sammlung zu urtheilen — die Insekten-Fauna des Mosquitolandes groſse Analogie mit der vom benachbarten Central-Amerika und von Mexiko.

Von Koleopteren wurden gesammelt aus den Familien:

Cicindeletae: 1 Art der Gattung Megacephala Latreille. (Die mitgebrachte Art ist nahe verwandt der Megacephala carolina Linné, vielleicht von ihr nicht einmal verschieden.)

Carabici: 1 Art der Gattung Harpalus Latr. und 1 der Gattung Selenophorus Dejean.

Hydrocanthari: 2 Arten von Colymbetes Clairville; — 1 Art von Laccophilus Leach; — 1 Art von Hydrocanthus? Say.

Sternoxi: 2 Arten Actenodes Dej.; — 1 Art Agrilus Meg.; — 1 Art Brachys Dej.; — 1 Art Agrypnus Eschsch.; — 2 Arten Pyrophorus Illiger. Die gröſsere Art hiervon, welche dem Pyrophorus pyrophanes Germar nahe steht, zeichnete sich durch besonders hellen Lichtschein aus. — 1 Art Chalcolepidius Eschsch.; — 4 Arten Cardiophorus Eschsch. (eine oder die andere derselben mag einer anderen nahe verwandten Gattung angehören); — 1 Art Cryptohypnus Eschsch.

Malacodermi: 5 Arten von Lampyris Linné; — 2 Arten Scyrtes Illiger; — 1 Art Telephorus De Geer; — 1 Art von Dorcatoma Herbst (nämlich D. serricornis Schönh.); — 1 Art von Dermestes Linn.; — 1 Art von Attagenus Latr.

Lamellicornes: 1 Art Copris Geoffroy (nämlich die auch in Mexiko heimische C. denticornis Klug); — 1 Art Psammodius Gyllenhal; — 2 Arten von Dynastes Kirby (nämlich der durch Gröſse ausgezeichnete D. Elephas Fabricius, vielleicht der gröſste Käfer überhaupt. Unter den mitgebrachten Stücken dieses Käfers fanden sich auch einige kleinere Männchen mit verkürztem Kopfhorne, wie dergleichen Abänderungen auch bei anderen Arten der Dynastiden, z. B. bei D. Typhon Fabr., vorkommen. — Auſser dem D. Elephas fand man auch den D. Hercules Linné, jedoch nur in einem Exemplare). — 1 Art von Chalepus M. Leay; — 2 Arten von Rutela Latr.; — 1 Art von Macraspis M. Leay; — 1 Art von Geniates Kirby; — 3 Arten von Anisoplia Meg.; — 1 Art von Passalus Fabr. (nämlich der P. interstitialis Eschscholtz, Percheron.)

Melasoma: 1 Art der Gattung Scotinus? Kirby; — 1 Art von einer wahrscheinlich noch unbeschriebenen Gattung, Crypticus Latr. nahe stehend; — 1 Art von Heliopates? Dej.; — 1 Art von Iphthinus Dej.; — 1 Art von Tenebrio Linn.

Stenelytra: 1 Art von Paecilesthus Dej.; — 1 Art von Allecula Fabr.; — 1 Art von Cistela Fabr.; — 2 Arten von Asclera Dejean.

Trachelides: 1 Art von Mordella Linn.

Taxicornes: 1 Art von Cerandria? Dejean.

Rhynchophora: 3 Arten von Bruchus Linn. (Divisio Caryedus Schoenh.); — 1 Art von Cratoparis Schoenh.; — 1 Art von Araeocerus Schoenh. (nämlich Araeoc. coffeae Fabr.); — 1 Art Brenthus Fabr.; — 1 Art von Cyphus Schoenh. (und zwar C. diadema Fabr.); — 2 Arten von Tychius Germar.; — 1 Art von Laemosaccus Schoenh.; — 1 Art von Strongylotes Schoenh.; — 2 Arten von Chalcodermus Schoenh.; — 1 Art von Centrinus Schoenh.; — 1 Art von Baridius Germar.; — 1 Art von Sphenophorus Schoenh. (und zwar der Sph. sericeus Oliv.); — 1 Art von Rhynchophorus Herbst, und zwar der Rh. palmarum Fabr.; — 1 Art von Sitophilus Schoenh. (S. oryzae Fabr.)

Xylophaga: 1 Art von Bostrichus Fabr.; — 1 Art von Lyctus Fabr.; — 1 Art von Trogosita Olivier.

Longicones: 1 Art von Mallodon Serville; — 1 Art von Trachyderes Dalman; — 1 Art von Chlorida Serville; 1 Art von Eburia Serville; — 1 Art von Elaphidion Serv.; — 1 Art von Rhopalophora? Serv.; — 1 Art von Stenygra? Serv.; — 1 Art von Amniscus Dej.

Cyclica. Von einer wahrscheinlich neuen Gattung mit knopfförmig endenden Fühlern, 1 Art; — Von der Gattung Uroplata? Chevrolat, 1 Art; — desgleichen 1 Art der Gattung Cyrtonota Chevrolat und 1 Art der Gattung Coptocycla Chevr.; — 2 Arten der Gattung Diabrotica? Chevr.; — 2 Arten der Gattung Omophoita Chevr.; — 2 Arten der Gattung Colaspis; — 1 Art der Gattung Eumolpus Kugelann (nämlich der E. nigritus Fabr.) und 1 Art der Gattung Haltica auctor. — 2 Arten der Gattung Chlamys Knoch; — 4 Arten der Gattung Pachybrachis Chevr.; — 2 Arten der Gattung Clythra Laycharting; — 1 Art von Cladophila? Chevr.

Dimera: 2 Arten der Gattung Coccinella Linn. (eine die C. sanguinea Fabr.); — 3 Arten der Gattung Brachyacantha Chevrôlat.; — 1 Art der Gattung Chilocorus Leach.

Auſserdem wurden mehrere Arten von Land- und Wasserwanzen, Cicaden, Scolopendaren und dergl. mitgebracht.

Stettin, im Februar 1845.

Schmidt,
Geheimer Regierungsrath und Vorstandsmitglied des entomologischen Vereins.

X.

Ueber die Sprache der Mosquito-Indianer.

Die nachfolgenden Bemerkungen werden hier ganz unverändert so wiedergegeben, wie sie im Mosquitolande selbst niedergeschrieben sind. Nur einigermaſsen geordnet ist das Material, welches allerdings sehr bunt durch einander lag. Zu jeder anderweiten Bearbeitung fehlte es dem Verfasser an Zeit, — auch an Geschick und an genügend gründlichen Sprachkenntnissen.

So geringfügig das hier gebotene Material auch ist, so hat die Sammlung desselben doch manche Mühe verursacht. Denn obgleich einige an der Küste ansässige Engländer Hülfe boten, und namentlich Capit. Haly zu Cap Gracias à Dios einige von ihm früher niedergeschriebene Bemerkungen über die Mosquitosprache bereitwillig hergab, so überzeugten wir uns doch bald, daſs die Aussprache der dortigen Engländer sehr ungenau ist, und daſs die Art und Weise, wie dieselben die Worte der Mosquitosprache zu schreiben pflegen, groſse Irrthümer in Bezug auf die Aussprache herbeiführt. So sind auch die meisten Mosquitowörter, welche Thomas Young seinem vorstehend oft allegirten Werke im Anhange beigefügt hat, so unrichtig geschrieben, daſs man kaum eine Aehnlichkeit herausfinden kann, wenn man dieselben von einem Indianer aussprechen hört.

Wir sind daher in Bezug auf die Aussprache und die Bedeutung der Worte überall auf die Indianer selbst zurückgegangen, was bei ihrer unvollkommenen Kenntniſs der englischen Sprache, vermittelst welcher wir uns ihnen allein verständlich machen konnten, keine geringen Schwierigkeiten verursachte.

Auch konnten auf diesen, unserm Auftrage ganz fremden Gegenstand nur wenige Muſsestunden verwendet werden.

Wir hätten wahrscheinlich besser daran gethan, in dem hier Dargebotenen die Erörterungen über Ableitung, Verwandtschaften u. s. w.

ganz fortzulassen. Dieselben ergaben sich aber bei den Sprachunterhaltungen mit den Indianern ganz von selbst und wurden sogleich niedergeschrieben, um uns die Sache etwas klarer zu machen und hauptsächlich um Anhaltspunkte für unsere weiteren Fragen zu gewinnen. Da sie nun einmal mit dem eigentlichen Material verflochten waren und ihre Ausmerzung eine Umarbeitung des Ganzen würde erfordert haben, so sind sie hier mit stehen geblieben, so gut oder so schlecht sie sein mögen. Da wir nicht den geringsten Werth darauf legen und mit gröſster Offenheit bekennen, daſs wir in wissenschaftlicher Sprachforschung völlige Laien sind, mithin sicherlich vielfach werden geirrt haben, so mögen Männer vom Fache wenigstens kein Aergerniſs daran nehmen. Es ist uns nicht unbekannt, daſs die Bibliotheca Americana einen reichen Schatz von indianischen Sprachen nachweiset. Vielleicht ist darin auch schon der Mosquitosprache gedacht. Es fehlte uns aber an Zeit und Gelegenheit auf jene Quellen zurückzugehen und Vergleichungen anzustellen. Wir können hier nur geben, was wir selbst gesammelt haben, und wir geben es so, wie wir es aufgefaſst und verstanden haben.

In Bezug auf die Aussprache bemerken wir hier noch schlieſslich, daſs die meisten Mosquitowörter den Ton auf der vorletzten Sylbe haben. Ausnahmen von dieser Regel haben wir stets genau bezeichnet. Eine Schriftsprache haben die Mosquitos nicht.

Buchstaben.

Mit Ausnahme des F, X (ks) und Z scheinen alle Buchstaben der deutschen Sprache vorzukommen. Wo in englischen Wörtern F steht, setzen die Mosquitos P, z. B. statt beef, beep, statt for, por. Nur in dem Worte five sprechen die Indianer das f wie ein scharfes v aus, und verwandeln das v am Ende in p, also veip. Statt x und z setzen sie ein scharfes s. Eigenthümliche Kehllaute kommen nicht vor.

Auffallend sind uns folgende Diphtonge erschienen: ũa, ũi, ũo, in welchen das u fast wie das englische w klingt, und beide Vokale so in einander verschmolzen werden, daſs der zweite deutlich durchzuhören ist; — ferner u͡ai, z. B. qu͡ai (eine Sylbe) das Ruder; ferner ão, dessen Aussprache zwischen a und o schwebt, z. B. ãossa, die Axt; — ferner õa, bei dessen Aussprache beide Vokale in einander verschliffen werden, z. B. wõall zwei, wõalla-wõalla einige.

Das s am Anfange ist immer scharf, in der Mitte bald scharf, bald weich. In allen Mosquitowörtern, welche hier angeführt werden, ist das scharfe s in der Mitte durch ss bezeichnet. Jedes hier angeführte Mosquitowort ist nicht eher niedergeschrieben worden, als bis es uns von mehreren Indianern langsam vorgesprochen, von uns wiederholt und unsere Aussprache von den Indianern für richtig erklärt worden war. Bemerkt sei noch, daſs die Worte ohne Ausnahme vorn im Munde gebildet und klar, ohne irgend ein Verschlukken einzelner Sylben oder Vokale, ausgesprochen werden.

Artikel.

Die Sprache hat weder den bestimmten, noch den unbestimmten Artikel. Für den letzteren wird das Zahlwort kúmi, eins, gebraucht, welches hinter dem Substantivum steht. Z. B. weikna kúmi, ein Mann, meirin kumi, eine Frau. Kumi wird dann folgendermaſsen declinirt:

Nom.	kumi
Gen.	kumi-wína oder kumi-dúkia
Dat.	kumira
Acc.	kumi
Abl.	kumi winára.

Z. B.:

Nom.	weikna kumi ein Mann
Gen.	weikna kumi-wina oder dukia
Dat.	weikna kumíra
Acc.	wie Nominativ
Abl.	weikna kumi-winára.

Das männliche Geschlecht wird bezeichnet bei Menschen durch Hinzufügung von weikna, bei Thieren von weinátka; das weibliche Geschlecht bei Menschen und Thieren durch Hinzufügung von meirin.

Das Geschlechtslose hat keine besondere Bezeichnung.

Beispiele: Lupia heiſst ein Kind (im Verhältnisse zu den Eltern) ohne Rücksicht auf das Geschlecht; lupia-weikna ein Sohn, lupia-meirin eine Tochter. Tukta heiſst ein Kind (infans, in Rücksicht auf das Alter); tukta-weikna ein Knabe, tukta-meirin ein Mädchen.

Bip (aus dem englischen beef corrumpirt) ein Rind; bip-weinatka ein Stier, bip-meirin eine Kuh. — Callila ein Huhn,

callila-weinatka ein Hahn, callila-meirin eine Henne. — (Spanisch? —)

Substantiva.

Die Declination sämmtlicher Substantiva geschieht nur nach einer Form in folgender Weise:

Singular.

1) Im Genitiv wird dem Substantivum dukia angehängt. Das Wort dukia — wenn es nicht etwa bloſs eine Beugungssylbe ist — hat an und für sich keine Bedeutung, sondern wird nur zur Bezeichnung des Genitivs gebraucht. Es giebt aber ein Verbum dukie͡ia „sollen“, von welchem die 2te Pers. Singul. des Imperativs „dukia“ heiſst. Vielleicht daher? —

2) Der Dativ wird gebildet durch Hinzufügung der Sylbe ra zum Nominativ.

3) Der Accusativ und Vocativ lautet stets wie der Nominativ.

4) Der Ablativ wird gebildet durch Hinzufügung von winara (zum Nominativ). Auch winara hat an und für sich keine Bedeutung.

Plural.

Im Plural wird zunächst durch alle Casus, mit Ausschluſs des Dativ, nanni als Bezeichnung der Mehrzahl hinzugefügt, woran im Genitiv dukia, im Ablativ winara gehängt wird. Im Dativ verwandelt sich das nanni des Nominativs in nannira, also wieder die Sylbe ra, wie im Singular.

Beispiele:

Singular.

Nom.	weikna der Mann
Gen.	weikna-dukia
Dat.	weiknara
Acc.	wie Nominativ
Abl.	weikna-winara.

Plural.

Nom.	weikna-nanni
Gen.	weikna-nanni-dukia
Dat.	weikna-nannira
Abl.	weikna-nanni-winara.

Singular.

Nom. meirin die Frau
Gen. meirin-dukia
Dat. meirinra u. s. w. wie bei weikna.

Plural.

Nom. meirin-nanni u. s. w.

Singular.

Nom. pullpull der Schmetterling
Gen. pullpull-dukia
Dat. pullpullra u. s. w.

ohne Plural.

Viele lebloſe Dinge, ferner sehr kleine Thiere, Insekten u. dergl. haben keinen Plural; die Zahl geht entweder aus dem Zuſammenhange der Rede hervor, oder es wird ûga „viel" hinzugefügt.

Wenn zwei Genitive auf einander folgen, scheint die Construction schwerfällig und undeutlich. Z. B.:

„die Tochter des Freundes meines Vaters"

wird folgendermaſsen ausgedrückt:

Lupia-meirin yung eiseki õupli-dukia
die Tochter mein Vater des Freundes.

Wir versuchten zu übersetzen:

lupia-meirin õupli-dukia yung eiseki-dukia
die Tochter des Freundes meines Vaters.

Die Indianer belehrten uns inzwischen, daſs es so heiſsen müsse, wie oben angeführt. Es scheint also, daſs die Bezeichnung des Genitivs durch dukia, obgleich dieselbe nur hinter õupli steht, zugleich auf eiseki bezogen wird, so daſs man es Deutsch wiedergeben müſste

Lupia-meirin yung-eiseki-õupli-dukia
die Tochter meines Vaterfreundes.

Pronomina.

Persönliche.

Singular.

Nom.	yung ich,	man du,	wittin er (sie, es)
Gen.	yung-wina	man-wina	wittin-wina
Dat.	yungra	manra	wittinra
Acc.	wie Nominativ		
Abl.	yung-winara	man-winara	wittin-winara.

Plural.

Nom.	yung-nanni wir,	man-nanni ihr,	wittin-nanni sie
Gen.	yung-nanni-wina	man-nanni-wina u. s. w.	
Dat.	yung-nannira u. s. w.		
Abl.	yung-nanni-winara u. s. w.		

Die sogenannten Reciproca hat die Sprache nicht. Die Indianer in der Nähe der Küste, welche öfter mit Engländern in Berührung kommen, gebrauchen hin und wieder: yung-selp, man-selp, — selp aus dem Englischen corrumpirt.

Zueignende.

Sie werden aus dem Genitiv der Persönlichen gebildet, jedoch nicht mit wina, sondern mit dukia, und dann ebenso declinirt wie die Persönlichen. Z. B.:

Nom. yung-dukia mein
Gen. yung-dukia-wina
Dat. yung-dukiara
Abl. yung-dukia-winara
(für alle Geschlechter).

Nom. man-dukia dein
Gen. man-dukia-wina u. s. w.

Nom. yung-nanni-dukia unser
Gen. yung-nanni-dukia-wina u. s. w.

Nom. wittin-dukia sein
Gen. wittin-dukia-wina u. s. w.
Statt wittin-dukia wird auch ai-dukia „sein" gesetzt.

Nom. man-nanni-dukia euer, u. s. w.

Nom. wittin-nanni-dukia ihr, u. s. w.

Bemerkt muſs werden, daſs statt yung-dukia „mein" sehr häufig bloſs yung gesetzt wird; ebenso bei man und wittin; z. B. Yung-dukia eiseki oder yung eiseki mein Vater etc.

Hinweisende.

Náha dieser, diese, dieses, und
báha jener, jene, jenes.

Doch ist der Unterschied nicht strenge, indem oft für náha, báha gesetzt wird und umgekehrt.

Die Declination ist ganz wie bei yung.

Nom. náha, Gen. náha-wina, Dat. nahára u. s. w.

Bestimmende

giebt es nicht. Es wird dafür náha und báha, derjenige, diejenige u. s. w. gebraucht.

Relativa.

Dĩea welcher, welche, welches, wer, was. Die Declination von dĩea macht im Dativ eine Ausnahme von der Regel; auch wird es nur mit dukia, nicht mit wina declinirt.

Nom. dĩea (ĩe sehr gedehnt ausgesprochen)
Gen. dĩea-dukia, auch wird dafür ja gebraucht, jedoch nur wenn es „dessen" heiſsen soll,
Dat. diaura
Abl. dĩea-winara.

Stehen Demonstrativa und Relativa bei einem Substantiv, so wird folgendermaſsen declinirt:

Singular.

Nom. baha meirin-tiara jenes (junge) Mädchen
Gen. baha meirin tiara-wina (nicht dukia, weil baha mit wina declinirt wird)
Dat. baha meirin tiarara
Abl. baha meirin tiara winara.

Plural.

Nom. baha meirin tiara-nanni
Gen. baha meirin tiara-nanni-wina u. s. w.

Singular.

Nom. dĩea weikna welcher Mann
Gen. dĩea weikna dukia (nicht wina, weil dĩea mit dukia declinirt wird)
Dat. dĩea weiknara u. s. w.

Singular.

Nom. náha pullpull dieser Schmetterling
Gen. naha pullpull-wina u. s. w.

Fragende

die Vorigen; — auſserdem etwa noch:

wõalla-wõalla wer denn? dĩera-dĩera was denn?

Verschiedene Beispiele.

Dĩea weikna baha?
Welcher Mann jener?

Dĩea unkteia (auch unteia) man kaikissma?
Welches Buch lobest du?

Báha unkteia dĩea issatta?
Dieses Buch wer gab es?

Yung monniki issatta.
Mein Bruder gab es?

Dĩea monniki?
Welcher Bruder?

Monniki almuk-polli.
Bruder ältester.

Baha unkteia dĩea?
Jenes Buch welches (ist es)?

Unkteia eiseki issatta.
Buch (welches) der Vater gab.

Unbestimmte.

Puk alle, Minnipiss irgend einer, wõall beide (eigentlich zwei), upla-puck jeder, kumi-kumi einige, wenige, apo keiner, upla-apo niemand, nako und bako ein solches; naha ȧppia baha sin ȧppia keiner von beiden.

Beispiele:

Puck suttakan alles (ist) vorbei; mani puk das ganze Jahr.

Ai-dukia lupia-nanni puck yamnikeikissa.
Seine Kinder alle er liebt.

Wittin meirin-lupia-nanni wõall brissatta,
Er Töchter zwei hatte,

ṡikúrah wõall pott pruan.
aber beide schon todt.

Weikna-nanni wõalla-wõalla dukia yamnikeikaia.
Die Menschen einander sollen lieben.

Upla-puck baha kaikissa.
Jedermann es lobt.

Kau kumi-kumi yung brissni.
Noch wenig ich habe.

Lalla man makakíssma, yung lua.
Geld du forderst, ich nichts davon (scl. habe).

Náha ʻappia báha sin ʻappia, wörtlich:
dieser nicht jener und nicht; keiner von beiden.

Bemerkt wird hierbei, daſs das a zu Anfange des Wortes ʻappia „nicht“ einen schwachen, bei der Aussprache kaum merkbaren Hauch hat.

A d j e c t i v a.

Das Adjectiv steht in der Regel hinter dem Substantiv; z. B.:
weikna yamni der gute Mann,
weikna saura der böse Mann.

Die Adjectiva haben keine besondere Form für die Mehrheit oder das Geschlecht:

yamni gut, — weikna yamni, meirin yamni, weika-nanni yamni u. s. w.;

tara groſs, silpi klein, miara niedrig, pura hoch.

Steigerung.

Die Steigerung geschieht durch karra und polli in folgender Weise:
yamni gut — karra yamni besser, yamni polli, am besten;
saura schlecht — karra saura schlechter, saura polli, am schlechtesten;
tara groſs (stark), karra tara, tara polli.

B e i s p i e l e:

Naha weikna lalla karra brissa wõalla ʻappia, wörtlich:
dieser Mann Geld mehr hat der andere nicht
als der andere.

Harras-wõama-nanni karra yamni, allmuck-nanni ʻappia.
Pferde junge (Plural) mehr gut alte (Plural) nicht.
als alte.

Monniki plassni sina karra brissa, allmuck ʻappia.
Bruder der junge Einsicht mehr hat, der alte nicht.

Man tara, sikúrah wittin karra tara.
Du stark, aber er mehr stark.

Baha wùttla pura, sikúrah naha karra pura.
Dieses Haus hoch, aber jenes mehr hoch.

Baha tukta-meirin yamni polli, wittin-dukia monniki caussa.
Dieses Mädchen (ist) die beste, ihre Schwester nicht so (?).

Baha wõama, yung ἀppia er (ist) jung, ich nicht.

Baha karra woama, yung ἀppia.
Dieser jünger, ich nicht (als ich).

Der Satz: Ich bin 10 Jahr älter, als du, wird ausgedrückt:

Yung mani matawõallsip purra brissni.
Ich Jahre zehn mehr habe.

Der Satz: Je länger die Nacht, je kürzer der Tag, wurde über setzt:

Timia yeri kakắ, kákna klútka tά̓kissa.
Nacht lang wenn, Tag kurz (sich) dehnt, währt.

Zahlwörter.

1, kumi.
2, wõall.
3, yumpa, auch niũmpa.
4, wõall-wõall (2×2).
5, matasip.
6, matlalkabi.
7, matlalkabi purra kumi.
sechs mehr eins.
8, matlalkabi purra wõall (6+2).
9, matlalkabi purra yumpa (6+3).
10, mata-wõall-sip.

Bemerkung. Mita, corrumpirt mata, heiſst die Hand, sip heiſst voll, ganz, — also, indem die ausgestreckte Hand gezeigt wird, — mata sip eine Handvoll, eine Hand ganz, alle fünf Fingern = 5.

wõall heiſst zwei, also beide Hände zeigend, mata-wõall-sip zwei Hände voll, alle 10 Finger, = 10.

11, mata-wõall-sip purra kummi.
10 plus 1.
12, mata-wõall-sip purra wõall (10+2).
13, - - - - yumpa (10+3).

14, mata wo͠all sip purra wo͠all-wo͠all (10 + 4).
15, - - - - matasip (10 + 5).
16, - - - - matlalkabi (10 + 6).
17, - - - - - purra kumi.
10 + 6 + 1.
18, - - - - - - wo͠all (10 + 6 + 2).
19, - - - - - - yumpa (10 + 6 + 3).
20, ya͠oaniska-kumi, auch ya͠oaneiska-kumi.

Bemerkung. Ya͠oan heiſst ich und du zusammen, wir beide, iska oder eiska heiſst das Ganze, Alles, — also, auf beide Hände und Füſse zeigend, alle Finger und Zehen zusammen = 20. Wenn der Indianer diese Zahl nennt, so zeigt er in der Regel zugleich mit gespreitzten Fingern auf die Füſse, und dies eben gab Veranlassung, nach der Bedeutung zu forschen. Auſserdem fügt der Indianer dem Worte ya͠oaniska noch kumi hinzu, also: eine zwanzig, ein mal zwanzig.

21, ya͡oaniska-kumi purra kumi.
ein mal 20 + 1.
22, ya͡oaniska-kumi purra wo͡all (1×20 + 2).
23, ya͡oaniska-kumi purra yumpa (1×20 + 3) u. s. w., indem die übrigen Zahlen (4, 5 u. s. w.) hinzugefügt werden; z. B.:
29, ya͡oaniska-kumi purra matlalkabi purra yumpa.
20 + 6 + 3.
30, ya͡oaniska-kumi purra matawo͡allsip.
20 + 10.
31, ya͡oaniska-kumi purra matawo͡allsip purra kumi.
20 + 10 + 1.
32, ya͡oaniska-kumi purra matawo͡allsip purra wo͡all u. s. w., wie
20 + 10 + 2.
oben bei 20.
40, ya͡oaniska-wo͡all zweimal 20.
41, ya͡oaniska-wo͡all purra kumi (2×20 + 1) u. s. w.
50. ya͡oaniska-wo͡all purra matawo͡allsip.
2×20 + 10.
51, ya͡oaniska-wo͡all purra matawo͡allsip purra kumi u. s. w.
2×20 + 10 + 1.
60, ya͡oaniska-yumpa dreimal 20 oder 3 zwanzige.

61, yaoaniska-yumpa purra kumi (3×20+1) u. s. w.

70, yao͡aniska-yumpa purra matawo͡allsip.
3×20 + 10.

71, yao͡aniska-yumpa purra matawo͡allsip purra kumi u. s. w. Die
3×20 + 10 + 1.
ungemeine Schwerfälligkeit tritt hier immer stärker hervor; z. B.:

78, yao͡aniska-yumpa purra matawo͡allsip purra matlalkabi purra
3×20 + 10 + 6 +
wo͡all.
2.

80, yao͡aniska-wo͡all-wo͡all, 4×20.

81, yao͡aniska-wo͡all-wo͡all purra kumi (4×20+1) u. s. w.

90, yao͡aniska-wo͡all-wo͡all purra matawo͡allsip.
4×20 + 10.

91, yao͡aniska-wo͡all-wo͡all purra matawo͡allsip purra kumi u. s. w.
4×20 + 10 + 1.

99 heiſst also: yao͡aniska-wo͡all-wo͡all purra matawo͡allsip purra
4×20 + 10 +
matlalkabi purra yumpa.
6 + 3.

100, yao͡aniska matasip, 5 zwanzige, 5×20.

101, yao͡aniska-matasip purra kumi (5×20+1) u. s. w.

200, yao͡aniska-matasip-wo͡all (2×5×20, eigentlich 20×5×2).

300, - - yumpa (20×5×3).

400, yao͡aniska-matasip-wo͡all-wo͡all (20×5×4) u. s. w.

1000, yao͡aniska-matasip-matawo͡allsip (20×5×10).

Es bedarf wohl der Erwähnung nicht, daſs selten über 100 oder 200 hinaus gezählt wird.

Um die Ordinalzahlen auszudrücken, wird dukia angehängt. Z. B. kumi-dukia der erste, wo͡all-dukia u. s. w.

Die Zahlwörter stehen hinter dem Substantiv; z. B.:

Yung u͡attla woall brissni,
ich Häuser zwei habe.

Verba.

Wie es scheint, endigt sich der Infinitiv der meisten Verba auf a͡ia und mit Ausnahme von bria͡ia haben, wa͡ia gehen und ya͡ia geben, scheint die Conjugation regelmäſsig nach einer und derselben Form zu gehen.

Anfangs unter Beihülfe des Herrn Haly zu Cap Gracias à Dios, welcher seit 20 Jahren daselbst ansässig ist und die Mosquitosprache spricht, dann mit Hülfe des Herrn William Upton, der sich seit 8 Jahren im Lande aufhält — dann allein — lieſsen wir eine Menge Verba von den Indianern langsam durchconjugiren, indem wir jede einzelne Form abfragten und dabei sorgsam auf die Aussprache merkten, welche bei den vorerwähnten Europäern mehr oder minder undeutlich war und an die Aussprache des Englischen erinnerte. Obgleich nun einige Indianer in unserer Umgebung, welche früher in Belize längere Zeit zugebracht hatten und das Englische ziemlich gut verstanden, uns als Dolmetscher dienten, so war dies doch ein sehr langwieriges Geschäft, bei welchem häufig genug Irrthümer vorfielen, die oft wiederholte Fragen nothwendig machten.

Herr Haly versicherte uns, daſs in der ganzen Sprache nur zwei unregelmäſsige Verba — bria͡ia haben und wa͡ia gehen — vorkämen. Uns scheint inzwischen auch ya͡ia geben unregelmäſsig zu sein.

Hülfsverba hat die Sprache nicht. Für den Begriff sein ist überhaupt kein Wort vorhanden. Bria͡ia heiſst: haben, besitzen, behalten und auch vorhanden sein, existiren, — so daſs bria͡ia in vielen Fällen wie das deutsche sein gebraucht wird.

Die Indianer an der Seeküste gebrauchen jetzt nicht selten die corrumpirten Formen des englischen Verbums to be.

Beispiele der Conjugation.

Regelmäſsige Form.

1stes Beispiel. — Infinitiv: dauka͡ia machen.

Indicativ.

Praesens.

Yung daukissni ich mache	Yung-nanni daukissa wir machen
Man daukissma	Man-nanni daukissa
Wittin daukissa	Wittin-nanni daukissa.

Das Praesens entsteht also aus dem Infinitiv, indem die Endsylbe a͡ia in der ersten Person sich in issni, in der zweiten in issma verwandelt. Dies geschieht bei allen regelmäſsigen Verben, — so weit wenigstens unsere Untersuchung reicht. Z. B. kaikaia loben (kaik ist der Stamm, aia die Endsylbe). — Praes. Yung kaikissni ich lobe, — man kaikissma du lobest. — lullkaia werfen: — Praes. Yung lullkissni, — man lullkissma.

Die 3te Person des Präsens und der Plural scheinen dagegen aus dem Particip. praesent. gebildet zu werden. Von daukaia heiſst das Particip. praesent. daukissa machend; — wittin daukissa heiſst also eigentlich: er machend, — yung-nanni daukissa: wir machend, im Machen begriffen; — man-nanni daukissa: ihr machend u. s. w.

In solcher Weise wird die 3te Person Sing. und der Plur. praes. nicht nur bei den regelmäſsigen, sondern auch bei den unregelmäſsigen Verben gebildet. Z. B. regelmäſsig: kaikaia loben; — Part. praes.: kaikissa lobend; — 3te Pers. des Praes. wittin kaikissa; Plur.: yung-nanni kaikissa wir lobend u. s. w. — Unregelmäſsiges Verbum: briaia haben; — Part. praes.: brissa habend: 3te Pers. des Präsens: wittin brissa er hat, er habend; — Plur.: yung-nanni brissa wir haben u. s. w. — Wa͡ia gehen; — Part. praes.: o͡uga gehend; — 3te Pers. Praes.: wittin o͡uga er geht, er gehend; — Plur. yung-nanni o͡uga u. s. w.

Imperfectum, Perfectum, Plusquamperfectum.

Für die Vergangenheit sind drei Formen gebräuchlich, welche jedoch den obigen technischen Bezeichnungen nicht vollständig entsprechen.

Die erste Form wird gebildet, indem man dem Particip praes. das Wort makka vorsetzt. Z. B. Yung makka daukissa, — yung makka kaikissa. Diese Zeitform scheint durchaus nur die eben vollendete Gegenwart auszudrücken und dient niemals als erzählendes Tempus. Wenn der Indianer auf die Frage: hast du es

gemacht? — antwortet: yung makka daukissa, so heiſst dies: ich habe es gemacht, und bin so eben damit fertig geworden. Diese Zeitform scheint also zwar derjenigen zu entsprechen, welche man Praesens perfectum nennt, nur daſs damit stets der Begriff des so eben, kürzlich Vollendeten verknüpft ist. Was makka an und für sich eigentlich heiſst, war nicht zu ergründen. Es kommt jetzt nur bei der Abwandlung der Verba vor.

Wir haben diese Zeitform der Jüngstvergangenheit in den nachfolgenden Beispielen mit Imperfectum bezeichnet.

Die zweite Form verwandelt bei allen regelmäſsigen Verben die Endsylbe a͡ia des Infinitivs (oder die Endsylbe issni des Präsens) in der 1sten Person Sing. und Plur. in attni, in der 2ten und 3ten Sing. und in der 2ten Plur. in atta und in der 3ten Plur. in ân. Auch bei den unregelmäſsigen Verben ist diese Abwandlung deutlich genug zu erkennen.

Diese Zeitform entspricht dem deutschen Imperfectum, indem sie die währende Vergangenheit bezeichnet und zugleich als erzählendes Tempus dient. Wir haben sie mit Aorist — Imperfectum — bezeichnet. Beispiel der Abwandlung: daukaia machen.

Aorist. Yung daukattni ich machte; — Man daukatta du machtest; — Wittin daukatta er machte; — Yung-nanni daukattni wir machten; — Man-nanni daukatta ihr machtet; — Wittin-nanni daukân sie machten.

Bemerkt muſs hierbei noch werden, daſs das Part. praeter. auch daukân heiſst, und daſs die Indianer auch in der 3ten Pers. plur. des Aoristes nicht selten daukatta gebrauchen.

Die dritte Form endlich wird gebildet, indem sich in der ersten Person die Endung a͡ia des Infinitivs in ri verwandelt und das Wort pott vorgesetzt wird. In den übrigen Personen wird pott beibehalten und das Part. praet. hinzugefügt. Z. B. Infinit. daukaia; — Yung pott daukri ich habe gemacht; — Man pott daukân, Wittin pott daukân u. s. w. Daukân ist das Part. praet., gemacht. Pott heiſst schon, bereits, früher, bevor. Man pott daukân heiſst also wörtlich: du schon gemacht. Auffallend ist nur die, bei allen Verben sich findende bestimmte Form auf ri für die erste Person.

Diese Zeitform — wenn man sie überhaupt als eine solche will gelten lassen — bezeichnet die längere, vollendete Vergangenheit. Wir haben sie in den nachfolgenden Beispielen Perfectum ge-

nannt. — Genau genommen, scheint sie weiter nichts, als eine Zusammensetzung des Part. praet. mit dem zeitlichen Adverbium pott und ebenso mag wohl auch in der ersten Form makka ein zeitliches Adverbium sein, welches den Begriff eben ausdrückt.

Wäre dies der Fall, so hätte die Sprache überhaupt nur ein bestimmtes Tempus der Vergangenheit, — den von uns so genannten Aorist, und für die längere, vollendete Vergangenheit eine bestimmte Form nur für die erste Person.

Hierüber mögen jedoch Philologen entscheiden, wenn sie es der Mühe werth halten.

In dem gewählten Beispiele lauten die Zeitformen der Vergangenheit folgendermaſsen:

Imperfectum.

Yung makka daukissa
Man makka daukissa
u. s. w. durch alle Personen.

Aorist u. Imperfectum.	Perfectum.
Yung daukattni	Yung pott daukri
Man daukatta	Man pott daukân
Wittin daukatta	Wittin pott daukân
Yung-nanni daukattni	u. s. w.
Man-nanni daukatta	
Wittin-nanni daukân	
oder daukatta.	

Futurum.

Für die Zukunft giebt es nur eine Zeitform. Sie wird bei allen regelmäſsigen Verben gebildet, indem man die Endung aia des Infinitivs in der ersten Person in amni, in der zweiten in ma, in den übrigen in bia verwandelt.

Beispiel.

Yung daukamni ich werde machen	Yung-nanni daukbia
Man daukma	Man-nanni daukbia
Wittin daukbia	Wittin-nanni daukbia.

Participia.

Es scheinen — wie im Deutschen — nur die Participia der währenden und der vollendeten Handlung vorzukommen (Particip.

imperfect. und perfect., oder, nach dem alten Schulgebrauch, Particip. praesent. und praeterit.).

Beispiel:

Part. praes.	Part. praet.
Daukissa machend.	Daukân gemacht.

Aus dem Vorstehenden geht schon hervor, daſs auch die Zusammensetzung pott daukân gebräuchlich ist, in der Bedeutung: gemacht habend; — eigentlich: schon gemacht.

Imperativ.

Von Zeitformen, welche dem Imperativ entsprechen, haben wir nur folgende ermitteln können, welche bei allen Verben vorzukommen scheinen.

Dauk, dauks oder daukrom-man mache, mache du (auch dauka),
wittin daukaia mache er,
yung-nanni daukaia machen wir, laſst uns machen,
man-nanni daukrim machet ihr,
wittin-nanni daukaia laſst sie machen.

Auſserdem kommen noch zwei negative Formen, sowohl bei den regelmäſsigen, als bei den unregelmäſsigen Verben vor:
daukraſs mache nicht,
daukparra machet nicht.

Endlich noch die fragende Form:
daukûni-yung soll ich machen?

Conjunctiv.

Besondere Formen für den Conjunctiv kommen nicht vor. Die bedingende, wünschende Weise wird durch Zusammensetzungen ausgedrückt, welche dem sogenannten Subjunctiv und Conditionel der neuen europäischen Sprachen am meisten zu entsprechen scheinen. Wir haben uns daher dieser Bezeichnungen bedient.

Wir haben jede einzelne Person in jedem Tempus mühsam abgefragt, und das Ganze demnächst geordnet und in nachfolgender Weise zusammengestellt:

Subjunctiv.

Praesens.

Yung daukamni kranni ich mag machen
Man daukma kranni du magst machen
Wittin daukbia kranni er mag machen
Yung-nanni daukbia kranni wir mögen machen
u. s. w.

Was kranni eigentlich heiſst, war nicht zu ermitteln.

Imperfectum.

Yung daukri kranni ich mag gemacht haben
Man dankrom kranni
Wittin daukan kranni u. s. w.

Perfectum.

Yung pott daukri kranni ich möchte gemacht haben
Man pott daukrom kranni
Wittin pott daukatta kranni
Yung-nanni pott daukri kranni
Man-nanni pott daukrom kranni
Wittin-nanni pot daukatta kranni.

Eine besondere Form für das Futurum kommt nicht vor.

Conditionel.

Praesens.

Yung dukia daukaia ich sollte machen u. s. w.

Imperfectum.

Yung dukia pott daukaia ich sollte gemacht haben u. s. w.

2tes Beispiel der regelmäſsigen Form.

Infinitiv: ka͡ika͡ia loben (die erste Sylbe scharf betont).
Participia: ka͡ikissa lobend
kaikân gelobt
(pott kaikân gelobt habend).

Indicativ.

Praesens.

Yung kaikissni ich lobe
Man kaikissma
Wittin kaikissa u. s. w.

Imperfectum.

Yung makka kaikissa u. s. w.

Aorist (Imperfectum).

Yung kaikattni ich lobte
Man kaikatta
Wittin kaikatta
Yung-nanni kaikattni
Man-nanni kaikatta
Wittin-nanni kaikân (kaikatta).

Perfectum.

Yung pott kaikri ich habe gelobt
Man pott kaikân u. s. w.

Futurum.

Yung kaikamni ich werde loben
Man kaikma
Wittin kaikbia u. s. w.

Imperativ.

Kaik, kaiks oder kaikrom-man lobe du
Wittin kaikaia lobe er
Yung-nanni kaikaia loben wir
Man-nanni kaikrim lobet ihr
Wittin-nanni kaikaia loben sie.

Negative Form.

Kaikraſs lobe nicht
Kaikparra lobet nicht.

Fragende Form.

Kaikûni-yung soll ich loben?

Subjunctiv.

Praesens.

Yung kaikamni kranni ich mag loben
Man kaikma kranni
Wittin kaikbia kranni
Yung-nanni kaikbia kranni u. s. w.

Imperfectum.

Yung kaikri kranni ich mag gelobt haben
Man kaikrôm kranni
Wittin kaikân kranni
Yung-nanni kaikân kranni u. s. w.

Perfectum.

Yung pott kaikri kranni ich möchte gelobt haben
Man pott kaikrôm kranni
Wittin pott kaikatta kranni
Yung-nanni pott kaikri kranni
Man-nanni pott kaikrôm kranni
Wittin-nanni pott kaikatta kranni

Conditionel.

Praesens.

Yung dukia kaikaia ich sollte loben u. s. w.

Imperfectum.

Yung dukia pott kaikaia ich sollte gelobt haben.

Bemerkungen über das Passivum.

Die Sprache scheint keine besondere Form für das Passivum zu haben. „Ich werde geliebt“ drücken die Indianer aus durch: yung wittin-nanni kaikaia, mich sie lieben; oder: yung upla-puck kaikissa, jedermann mich liebt, — und so durch alle Zeiten. Û͡innaia heiſst rufen. „Ich wurde gerufen“ drückt der Indianer aus durch: yung wittin-nanni u͡innan, mich sie gerufen u. s. w.

Unregelmäſsige Verba.

1. Bria͡ia haben.

Participia: brîssa habend, brin gehabt.

Indicativ.

Praesens.

Yung briſsni ich habe
Man briſsma
Wittin brissa
Yung-nanni brissa
u. s. w.

Imperfectum und Aorist.

Yung brissáttni ich hatte
Man brissatta
Wittin brissatta
Yung-nanni brissattni
Man-nanni brissatta
Wittin-nanni brin.

Perfectum.	Futurum.
Yung pott briri ich habe gehabt	Yung brimni ich werde haben
Man pott brin	Man bribia, aber auch brima
Wittin pott brin u. s. w.	Wittin bribia u. s. w.

Imperativ.

Briſs oder brirom-man habe du
Wittin briaija (nicht briaia) laſst ihn haben
Yung-nanni briaija laſst uns haben
Man-nanni bririm habet ihr
Wittin-nanni briaija laſst sie haben.

Negative Form.	Fragende Form.
Briraſs habe nicht	Brimni-yung habe ich?
Briparra habet nicht.	soll ich haben?

Subjunctiv.

Praesens.

Yung brimni kranni ich mag haben
Man brima kranni
Wittin bribia kranni u. s. w.

Imperfectum und Perfectum.

Yung briri kranni ich hatte, mag gehabt haben
Man brin kranni
Wittin brin kranni u. s. w.

Conditionel.

Praesens.

Yung dukia briaia ich sollte haben u. s. w.

Imperfectum.

Yung dukia pott briaia ich sollte gehabt haben.

2. Yaîa geben.

Participia: issa gebend, yan gegeben.

Indicativ.

Praesens.

Yung iſsni ich gebe
Man iſsma
Wittin issa
Yung-nanni issa u. s. w.

Imperfectum.

Yung makka issa ich gab
u. s. w.

Aorist (Imperfectum).

Yung issattni ich gab
Man issatta
Wittin issatta
Yung-nanni issattni
Man-nanni issatta
Wittin-nanni issân, auch issatta.

Perfectum.

Yung pott yari ich habe gegeben
Man pott yan
Wittin pott yan u. s. w.

Futurum.

Yung yâmni ich werde geben
Man yama
Wittin yabia u. s. w.

Imperativ.

Yass oder yarom-man gieb du
Wittin yaia gebe er
Iung-nanni yaia laſst uns geben
M. n. yarum gebet ihr
W. n. yaia laſst sie geben.

Negative Form.

Yaruss gieb nicht
Yaparra gebet nicht.

Fragende Form.

Yamni-yung soll ich geben?

Subjunctiv.

Praesens.

Yung yamni kranni ich mag geben
M. yama kranni
W. yabia kranni u. s. w.

Imperfectum.

Yung yari kranni ich mag gegeben haben
M. yarum kranni
W. yan kranni u. s. w.

Conditionel.

Praesens.

Yung dukia yaia ich sollte geben.

Imperfectum.

Yung dukia pott yaia.

3. Wa͡ia, gehen.

Participia: o͡uga gehend
wân gegangen.

Indicativ.

Praesens.

Y. o͡uni ich gehe (o͡u schwankt in der Aussprache zwischen o und u)
M. o͡uma (auch u͡oma)
W. o͡uga
Y. n. o͡uga u. s. w.

Imperfectum.

Y. makka o͡uga u. s. w.

Aorist (Imperfectum).

Y. wattni ich ging
M. watta
W. watta
Y. n. wattni
M. n. watta
W. n. wân.

Perfectum.

Y. pott warri ich bin gegangen
M. pott wân
W. pott wân u. s. w.

Futurum.

Y. wamni ich werde gehen.
M. wo͡ama (auch wâbia)
W. wâbia u. s. w.

Imperativ.

Wassman gehe du
Wittin waia gehe er

Y. n. waia gehen wir
M. n. wârom gehet ihr
W. n. waia laſst sie gehen.

Negativ.	Fragend.
Warass gehe nicht	Wamni-yung soll ich gehen?
Wâparra gehet nicht.	

Subjunctiv.

Praesens.	Imperfectum.
Y. wamni kranni ich mag gehen	Y. warri kranni ich mag gegangen sein
M. woâma kranni	M. wan kranni u. s. w.
W. wabia kranni u. s. w.	

Perfectum.

Y. pott warri kranni ich möchte gegangen sein
M. pott warom kranni
W. pott watta kranni
Y. n. pott warri kranni
M. n. pott warom kranni
W. n. pott watta kranni

Conditionel.

Praesens.

Y. dukia waia ich sollte gehen u. s. w.

Imperfectum.

Y. dukia pott waia ich sollte gegangen sein u. s. w.

Einige Beispiele über den Gebrauch der Verba.

Tapla yung appia brissni; — Rum ich nicht habe. (Die Uebersetzungen sind durchaus wörtlich, auch der Stellung nach.)

Wittin plûnpissa (— ◡ ◡), plûndiessa, yapissa sin: er iſst, trinkt und schläſt. (Die Conjunction sin „und" — mit scharfem s — wird wie das lateinische que gebraucht.)

Wittin, wittin-dukia monniki-nanni sin wân.
Er seine Brüder und gingen.
Wittin yung yamnikeikissni: — ihn ich liebe.
Yung eiseki, yung yapti, yung lakra-nanni sin, pott barassa.
Mein Vater, meine Mutter, meine Schwestern und schon daselbst.
(sind schon da.)

Wittin kaikattni, wittin-woall sin yung eississattni.
Ihn lobte, (zu) ihnen beiden und ich sprach.

Yung mina krikattni: — ich das Bein habe gebrochen; — die Indianer sagten aber auch: Mina yung krikattni, und dies schien das Gewöhnlichere zu sein.

Wittin, wittin-dukia monniki-nanni sin, yung lakra-nanni brukbia.
Ihn, seine Brüder und, meine Schwestern werden schlagen.

Pito wittin pott plùnpian: — die Ananas er schon gegessen (scl. hat).

Raua wittin-nanni dukia elkaia: — den Papagei sie sollten fangen.

Raua tuitui sin issitapla taibissa: — den Papagei und die Schnepfe der Falke würgt.

Pantamánka kumi, tresba woall sin man brissma: — Bogen einen, Pfeile zwei und, du hast.

Tillam-ûga bubissa bilera timiara: — die Feuerkäfer leuchten in der Nacht; eigentlich: die Feuerkäfer (viele) leuchtend (sind leuchtend) in der Nacht.

Harras yung-nanni uillkbia: — das Pferd wir werden binden.

Pito-ûga wittin briballatta, lalla yung pott yari wittinra sin: — Ananas (viele) er brachte, Geld ich schon gab ihm (und).

Rockbush yung makka issa wittinra, sikurah wittin appia obissa: — die Flinte ich gab (so eben) ihm, aber er nicht ladet (ladend).

Adverbia.

Die Steigerung der Adverbia — insoweit sie derselben überhaupt fähig sind, — geschieht ganz in derselben Weise, wie die Comparation der Adjectiva, durch karra und polli, z. B. ûga viel, karra-ûga, — ûga-polli.

Die Adverbia stehen stets vor dem Verbo. Z. B.: Wittin naiwá ullbia: Er heute wird reiten. In dem nachfolgenden Vocabularium sind mehrere Adverbien aufgeführt.

Praepositionen.

Die Praepositionen setzen — so viel wir zu ermitteln vermochten — das von ihnen abhängige Gegenstandswort nur in den Dativ, oder in den Accusativ, und zwar dem Deutschen ziemlich entsprechend.

Z. B.: Bílera, in. — Callila bilera u͡attlara — (Dativ) — das Huhn (scil. ist) in der Hütte. Man-nanni blikrim (Imperat.) callila bilera u͡attla — (Accusat.) — jaget das Huhn in die Hütte. Munun-tarra: unter. — Harras eitnikissa munun-tarra dussra, das Pferd liegt unter dem Baume, und Harras o͡uga munun-tara duss, das Pferd geht unter den Baum. — Pura, auf — scheint durchaus nur den Dativ zu regieren, denn die Indianer sagten sowohl: Ra͡ua pannatissa pura dussra — (Dativ) — der Papagei sitzt auf dem Baume, als: ra͡ua pullpissa pura dussra, der Papagei fliegt auf den Baum. — Kira: mit, — Wittin bâlissa kira geptiadiúrara — er kommt mit der Tante. Man takkissma kira mitara — (Dativ) — du arbeitest mit der Hand.

Conjunctionen.

Sin und, wird stets wie das lateinische que angehängt. Z. B.: Yung, man-sin, ich und du; — mita, mina-sin, Hand und Fuſs. Die übrigen Conjunctionen stehen wie im Deutschen. Z. B.: Wittin u͡innatta, sikurah yung u͡allattni ʿappia. Er rief, aber ich hörte nicht. Yung balamni, kăkā man u͡innma, ich werde kommen, wenn du rufen wirst.

Interjectionen.

Die gewöhnlichsten Interjectionen sind folgende:

Alláï, Ausruf des Schrecks, der Furcht. Ist der Schreck, die Furcht sehr groſs, so rufen die Indianer: Alláï, alláï, allaka͡i!

Kupia-laptiwan und kupia-briu͡on, Ausruf des Schmerzes, der Klage, der Trauer, — wörtlich übersetzt: Herz-gebrochen, Herz-verloren. Kupia-lúkpara, wörtlich: Herz-unbekümmert, Ausruf des Zuspruchs, Trostes, etwa heiſsa, frisch auf. Kaissa, — auf! vorwärts! Mákwhap, ermunternder Zuruf.

Einiges über die Zeitrechnung.

Die Mosquitoindianer rechnen nach dem Mondwechsel, so daſs 13 Monate ein Jahr bilden. Der Monat selbst unterliegt weiter keiner Untereintheilung. Er heiſst kate, d. i. „der Mond“, und sie zählen nun kate-kumi, kate-wo͡all (ein Mond, zwei Monde) u. s. w. bis kate mata-wo͡all-sip-purra yumpa, 13 Monde oder mani, ein Jahr. — Der gemeine Indianer weiſs höchst selten eine länger vergangene Begebenheit in bestimmter Anzahl von Jahren anzugeben. Mani-ûga-ûga, — „viele, viele Jahre“ — ist die gewöhnliche Antwort. In den gebildeteren Häuptlingsfamilien erhält man dagegen viel bestimmtere Auskunft. — Regelmäſsig wiederkehrende Feste giebt es nicht. Man veranstaltet ein Festgelage (sihkrau), so oft sich eine passende, äuſsere Veranlassung darbietet. Die Indianer unmittelbar an der Seeküste haben von den, unter ihnen wohnenden und mit ihnen verkehrenden Engländern die Weihnachtsfeier angenommen, ohne jedoch irgend einen andern Begriff damit zu verbinden, als daſs dieses Fest zu ausgelassener Schwelgerei bestimmt sei und besonders durch übermäſsigen Genuſs geistiger Getränke verherrlicht werden müsse. Es werden daher auch zu diesem Feste Mischlas (berauschende Getränke) aller Art bereitet. Sie nennen es Kissmiass, corrumpirt aus dem englischen Christmass. —

So verunehren dort Christen — oder wenigstens Europäer — und Heiden das herrlichste Fest der Christenheit! —

Die Karaiben sollen in regelmäſsig wiederkehrenden Zeiträumen Festlichkeiten zur Versöhnung des bösen Geistes begehen, bei welchen Trinkgelage ebenfalls die Hauptsache sind. (Vergl. hierüber Thom. Young a. a. O. p. 131. 132.)

Bemerkung über die Poesie der Mosquitos.

Die poetische Sprache der Mosquitos weicht ganz auſserordentlich von der Sprache des gewöhnlichen Lebens ab. In mehreren Fällen konnten wir, trotz aller Mühe unserer Dolmetscher, kaum den ungefähren Sinn der uns vorgesungenen oder vordeklamirten Lieder enträthseln, und selbst die Herren Haly und Upton verstanden die in

den Liedern vorkommenden verwickelten Constructionen und ungewöhnlichen Ausdrücke nicht.

Wir haben die Ansicht gewonnen, daſs in den Liedern hauptlich veraltete Formen gebraucht werden, welche in der Sprache des täglichen Umganges nicht mehr vorkommen.

Es ist hier nicht der Ort, dies näher darzuthun, wir müssen uns hier vielmehr begnügen, nur ein, ziemlich verständliches Lied als Probe mitzutheilen. Vielleicht findet sich später Raum und Zeit für die Mittheilung und Erörterung der übrigen gesammelten Lieder, welche in mehrfachen Beziehungen nicht uninteressant sein dürften.

Gesang
bei der
Trennung von der Geliebten
von
Ben, dem Sohne des Pablo, zu Cap Gracias à Dios.

Yung laiurah wâmni auna nomna
Sorri polli ai dauksa.
Briballamni man lillura pliki auna,
Man koalla pliki auna.
Lallmapassa woawoa yamne krauekan.
Nínomra kloamnanni eissi coppéra. —

Uebersetzung.

Ich werde weit fortgehen, sehr weit, —
Sehr groſs (ist) meine Betrübniſs.
Ich werde dir bringen Perlen zum Schmuck von weit her,
Dir Kleidung zum Schmuck aus der Ferne.
Der Ostwind weht schon frisch und stark, —
Betrübt werde ich deinen Namen rufen. —

Vocabularium.

Weikna der Mann.
Meirin die Frau.
Lupia das Kind.
Tukta das Kind (infans).
Lupia-weikna der Sohn.
Lupia-meirin die Tochter.
Tukta-weikna der Knabe.
Tukta-meirin das Mädchen.
Meirin-tiara das erwachsene Mädchen.
Teier-nanni die Familie.
Eiseki auch e i s s a der Vater.
Yapti die Mutter (auch Yapte).
Maia Gemahl (weibl. u. männl.)
Lakra } Schwester,
Monniki } Bruder.

Anmerk. Wenn ein Mann seine Schwester nennt, so sagt er **lakra** oder **lomkra** (Schwester), und eben so nennt die Schwester den Bruder **lakra**; Geschwister d e s s e l b e n G e s c h l e c h t e s nennen sich dagegen **monniki** oder **moïki**.

Tate der Onkel (mütterl.).
Usápiki der Onkel von Vaterseite.
Tubane der Neffe.
Gamse die Nichte.
Geptiadiura die Tante.
Piaka der Wittwer.
Kiki kleines Mädchen.
Lall der Kopf.
Ta͡ua das Haar.
Mua͡on das Gesicht.
Nâkra das Auge.
Kiama das Ohr.
Kiamunta das Ohrenloch.
Kâkma die Nase.
Kakmunta das Nasenloch.
Bila der Mund.
Nâpa der Zahn.
Tu͡issa die Zunge.
Klakla der Arm.
Biarra der Bauch (Magen).
Nina der Rücken.
Nina-dussa der Rückgrad.
(d u s s a heiſst der Knochen und d u s s der Baum).
Lula das Knie.
Woiatta die Wade.
Kupia das Herz.
Aója die Leber.
Taia die Haut.
Uina das Fleisch (u͡ina).
Dussa der Knochen.
Tala das Blut.
Mita (auch mite) die Hand.
U͡on-mita-sieia der Finger.
Mina der Fuſs.
U͡on-mina-sieia die Zehe.
U͡onhun die Lippe.
Assmâla der Nagel (an den Fingern und Zehen).
Unmaia der Bart.
Lallma-biarra das Gehirn (l a l l der Kopf, b i a r r a der Bauch).
Karma der Hals.
U͡allallma-tara die Stirn.
Klua der Nabel.
Lama die Brust des Mannes.
Tialka die Brust des Weibes.
Tamaia das Haar (am Barte, am Leibe, nicht auf dem Kopfe).

Kuma das Oberbein.
Pannatta das Gesäſs.
Elba der Sclave.
Sukier der Zauberer, Arzt, Doctor.
Kischóro }
Skiro } das Messer.
Rockbush die Flinte.
Kîssa der Feuerstein.
Rocks-morbrah das Schroot.
Ysspan der Löffel.
Yssparra das Matched (groſses Messer).
Aossa die Axt, das Beil.
Mitadinka der Fingerring.
Summorroh der Hut.
Pinsilpi die Fischangel.
Silak-silpi die Nadel.
Silak der Nagel.
Koalla die Kleidung.
Uamuk die Baumwolle.
Uamuk-koalla baumwollenes Kleid.
Kiûll Angelhaken.
Lillura (lillora) die Perle.
Tobacco-mina die Tabakspfeife.
Díqua der Topf.
Tapla Rum, Branntwein.
Unkteia das Buch.
Dori-koalla Segel für ein Dori, (koalla heiſst das Kleid).
Quai (eine Sylbe) das Ruder.
Limi der Tieger.
Kruba die Tiegerkatze.
Tilba die Bergkuh, Tapier.
Rôskika der schwarze Affe.
Uakling ein kleiner Affe mit weiſsem Gesicht.
Sikisski d. Opossum (Beutelratte).

Karos der Alligator.
Buksa eine Art kleines Wildschwein.
Uare desgl.
Sula der Hirsch.
Mâtis die Maus.
Harrass das Pferd.
Iûl der Hund.
Puss die Katze.
Callila das Huhn.
Callila-tara das Truthuhn.
Bûtkuh die Taube (wilde).
Sukling die Kröte.
Sákonki die Fledermaus.
Kákamuk die Guana.
Klukum die Ente (wilde).
Tuitui die Schnepfe.
Issitapla der Falke, Habicht, Adler.
Suktara der Kranich.
Hússhŭss der Aasgeier (Iohn Crow).
Appaua der Caccadu.
Raua der Papagei.
Klaksa die Sandfliege.
Tairi die Mosquitofliege.
Kûnkoss eine blaue Fliege.
Pullpull der Schmetterling.
Kaisne der Landkrebs.
Kaiéska der Uferkrebs.
Wairoh die Mangrokrabbe.
Râti der Seekrebs.
Kongla kleine Mangrokrabbe.
Kussoa die Schildkröte.
Piuta die Schlange.
Liua der Wurm, die Made.
Uiui die rothe Ameise.
Papuh die Feuerameise.
Tarringûla die schwarze Ameise.

Úloh die Wespe, Biene.
Nasma der Honig.
Tillam der Leuchtkäfer.
Mupi der Fisch (auch inska).
Sita die Auster.
Ao͡ass die Fichte, Pinie.
Sliko das Blatt.
Tu͡i (fast wie twu͡i) das Gras.
Duss der Baum.
Únta der Busch.
Yulo der Mahagonibaum.
Yalam die Cedrele.
Laulo die Mangrovie.
Kara das Seidengras.
Pennassau oder
Pnassoh der Weidenbaum.
Kiwa der Baumbast.
Plato die Plantane.
Plato sikssa, die Banane.
Yaura die Cassave.
Dussu͡a die Coco.
Tawa süſse Kartoffel.
Yamuss die Yamswurzel.
Iwah Pompkin (Kürbis).
Reiah-pissa Wassermelone.
Pito die Ananas.
Lapta die Sonne.
Kate der Mond.
Slôllma der Stern.
Tossba die Erde, d. Grund, Boden.
Passa der Wind.
Yabra der Nordwestwind.
Woópassa Südwind.
Lallma-passa Ostwind.
Kósbrikka die Wolke.
Prare der Sturm.
Lomne die Windstille.
Diu͡ass der Landwind.

Ummiúla der Blitz.
Allu͡onni der Donner.
Kiassma der Rauch.
Li das Wasser, auch der Regen, z. B. Li aula Regen kommt, Li-ureik gieb Wasser.
Pauta Feuer.
Kabo die See.
Kabo-leia Seewasser.
Aoálla der Fluſs.
Tióllka die Milch.
Bip das Rind.
U͡attla die Hütte, Haus.
Ûnta die Thüre, auch Fenster.
Umbasso das Dach.
Sullatta der Stuhl.
Tresba der Pfeil.
Panamanka der Bogen.
Sélmika die Hängematte.
Krikri das Bett.
Lalla das Geld.
Lalla-pini Silbergeld (weiſses Geld).
Lalla-pauni Goldgeld (rothes Geld).
Guluita d. Erstgeborne } v. Menschen
Plasne d. Jüngstgeborne } u. Thieren.
Yaibul der Weg.
Libruki, auch upla, upli u. uplika der Freund.
Kakna der Tag.
Timia die Nacht.
Tita der Morgen.
U͡ita der Häuptling.
Iklarbara der Krieg.
Markasweipa Frieden.
Weier yamni, der gute Geist, God, Gott.
Ulassa der Teufel.
Naiwáh heute.

Yauka morgen.
Yawanka übermorgen.
Nauwo͡alla gestern.
Nauwo͡allawo͡alla vorgestern.
Nanarra jetzt (auch bissschora).
Nínarra später.
Bara dann.
Anki wenn.
Nará hier.
Baharra da, dort (auch bahrassa).
Ansera wo.
Narassa hier, da (yaibul narassa, der Weg hier! hier, dies ist der Weg).
Uría auch lupia, klein.
Sipssi auch Aitanni, genug.
Nakki wie viel?
Bon so.
Kott ganz, voll.
Nah-kott so viel.
Fust erstlich.
Wo͡alla-dukia zweitens.
Bara-kott längstens.
Aini schon.
Pott schon.
Lapta pott dimissa (aus dem Spanisch.? —), spät, wörtl.: die Sonne schon gesunken.
Lapta pott tuttna spät; wörtlich: die Sonne schon untergegangen.
Tâwa im Kleinen.
Aö ja (das a sehr gedehnt ausgesprochen).
'Appia nein (das a zu Anfange mit schwachem Hauche).
Taimepuck überall.
Lamarawo͡alla anderswo.
Mun allein.
Dhi͡era-apo nichts.
Di͡era-kranni vielleicht.
Bongki voll.
Bukriki halb voll, ein Theil.
Beila nahe.
Kupia-bri͡uon elend (wörtl.: Herz-gebrochen).
Bonswiss meinetwegen.
Pott-muneia sogleich.
Diamna wer, was ist es?
Nakissa was? was giebts? was Neues?
Eissabbi lebe wohl (Gruſs beim Abschiede).
Lillapassra die Mitte einer Sache, das Mittelste.
Sikurah auch sukkúhnah und seconna aber.
Akia wenn.
Bukra jenseits.
Laiúrah weit, fern.
Naika nach und nach.
Dieakan warum nicht?
Karna frisch, muthig.
Kupia-karna tapfer, muthvoll, beherzt.
Yamni gut.
Saura schlecht, böse.
Tara groſs, stark.
Silpi klein.
Ûga viel (ûga viel und o͡uga gehend, Part. praes. von waia, sind nur durch die Betonung unterschieden, indem das u in „ûga viel" zwar gedehnt ausgesprochen wird, aber so, daſs es wie ein reines u klingt, während

das, ebenfalls sehr gedehnte o͡u in „o͡uga gehend“ einen Anklang von o hat).
Miara niedrig.
Pura hoch.
Bussu͡on naſs.
Lau͡on trocken.
Kaula friſch, z. B.:
Li kaula frisches Wasser.
Sikssa schwarz.
Pine weiſs (das e schwankt in der Aussprache zwischen e und i).
Paune roth.
Lallanni gelb.
Púpputtni blau.
Silak eisern.
Wissa͡ia sagen.
Eissaia u. eississaia sprechen.
U͡allaia hören.
Q͡uaia (auch kuaia) sehen.
Allkikaia fühlen.
Darbikaia schmecken.
Kiawallaia riechen.
Yamnissaia sich wohl befinden.
Waia gehen.
Piaia essen (mäſsig essen).
Plûnpiaia essen (viel, gierig, unmäſsig).
Diaia trinken (mäſsig, gebührlich).
Plûndiaia trinken (viel, saufen).
Sikbaia waschen, d. Gesicht, Körpertheile.
Tusskaia waschen, andere Sachen.
U͡allaia erlangen, erhalten.
Lullkaia, werfen, heben.
Brukaia schlagen.
U͡illkaia binden.

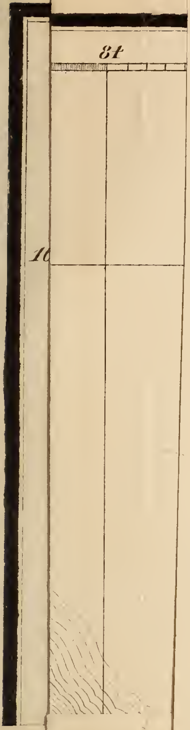
Palaia springen, — auch sehr laut, mit Leidenschaft schreien.
Eiu͡onneia singen (mit scharfem ei in der Endung).
Bâlaia kommen.
Krikaia brechen.
Smelkaia zähmen bändigen (hauptsächlich von Pferden gebraucht).
Bubaia leuchten, erleuchten, erhellen.
Briballaia bringen.
Kraukaia anbohren, anzapfen.
Makaia bauen.
Ankaia brennen, anzünden.
U͡innaia (auch winnaia) rufen.
Q͡uakaia führen, tragen, bringen.
Twilkaia heben, führen, tragen.
Elkaia fangen, greifen.
Obeia füllen, laden, z. B. eine Flinte.
Blikaia jagen, treiben.
Ikaia tödten.
Pruaia sterben (Pott pruan gestorben, todt).
Yapaia schlafen.
Taibaia pressen, würgen.
Páhbaia reinigen.
Prockaia schlieſsen, zumachen (z. B. die Thür etc.).
Pannataia sitzen, sich setzen.
Aiklabaia fechten, streiten.
Eitabaia baden.
Pullpaia fliegen.
Plappaia laufen.
Ullaia reiten.
Innaia weinen (wohl verwandt mit eiu͡onneia singen und u͡innaia rufen).

Kikaia lachen.
Unsabaia zanken.
Eitrikaia legen, sich hinlegen.
Eibappaia zahlen, bezahlen.
Tuskaia stechen, bohren.
Eikabaia speien, auswerfen.
Sakaia abziehen, wegnehmen.
Takkaia arbeiten.
Kaikaia loben.
Yamnikaikaia lieben.

Gedruckt bei A. W. Schade, Grünstr. 18.

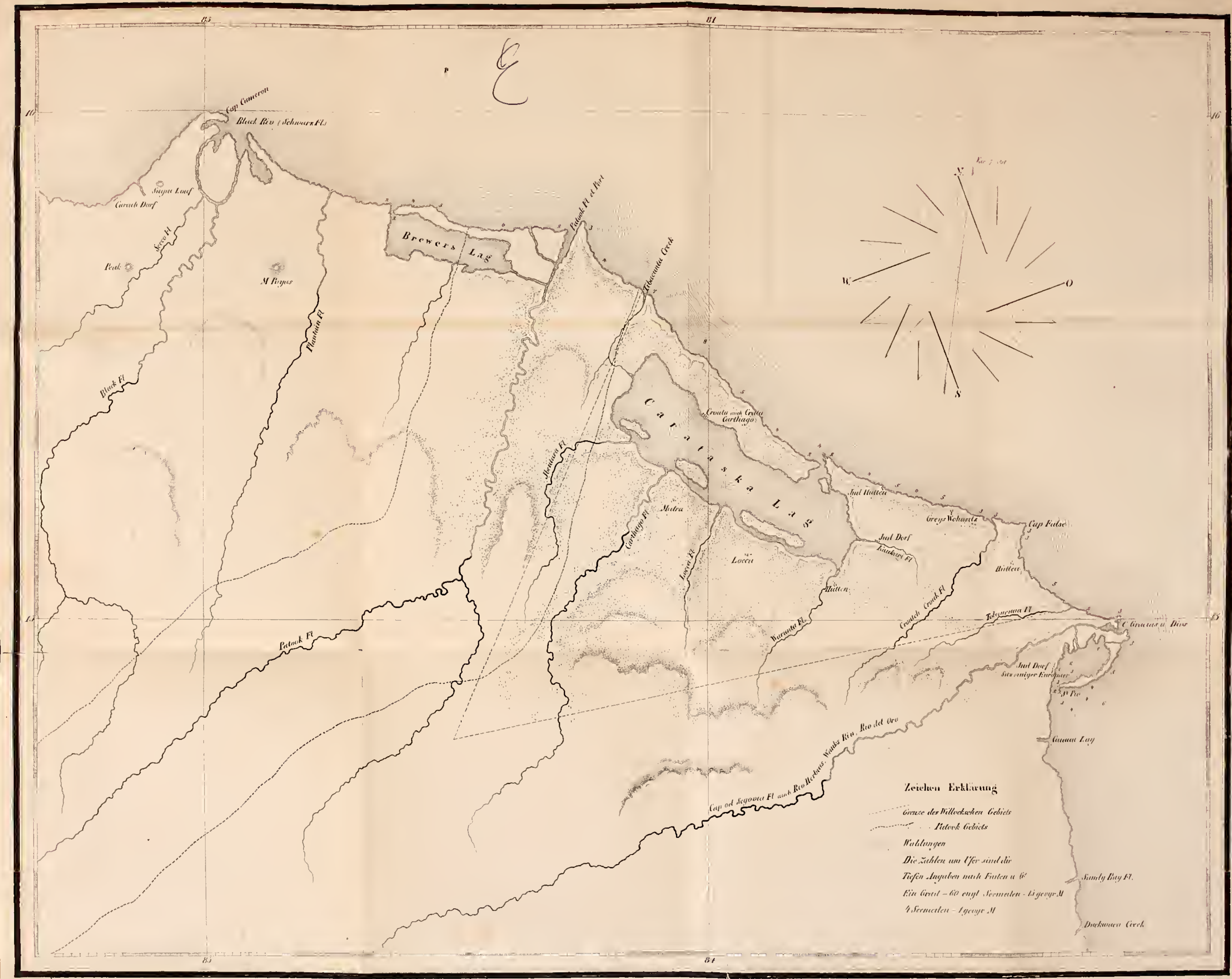
JAN 16 1961

e auf



Lith. Anst v. H Delius.

Skizze der jetzt verkäuflichen Gebiete auf der Mosquito Küste.

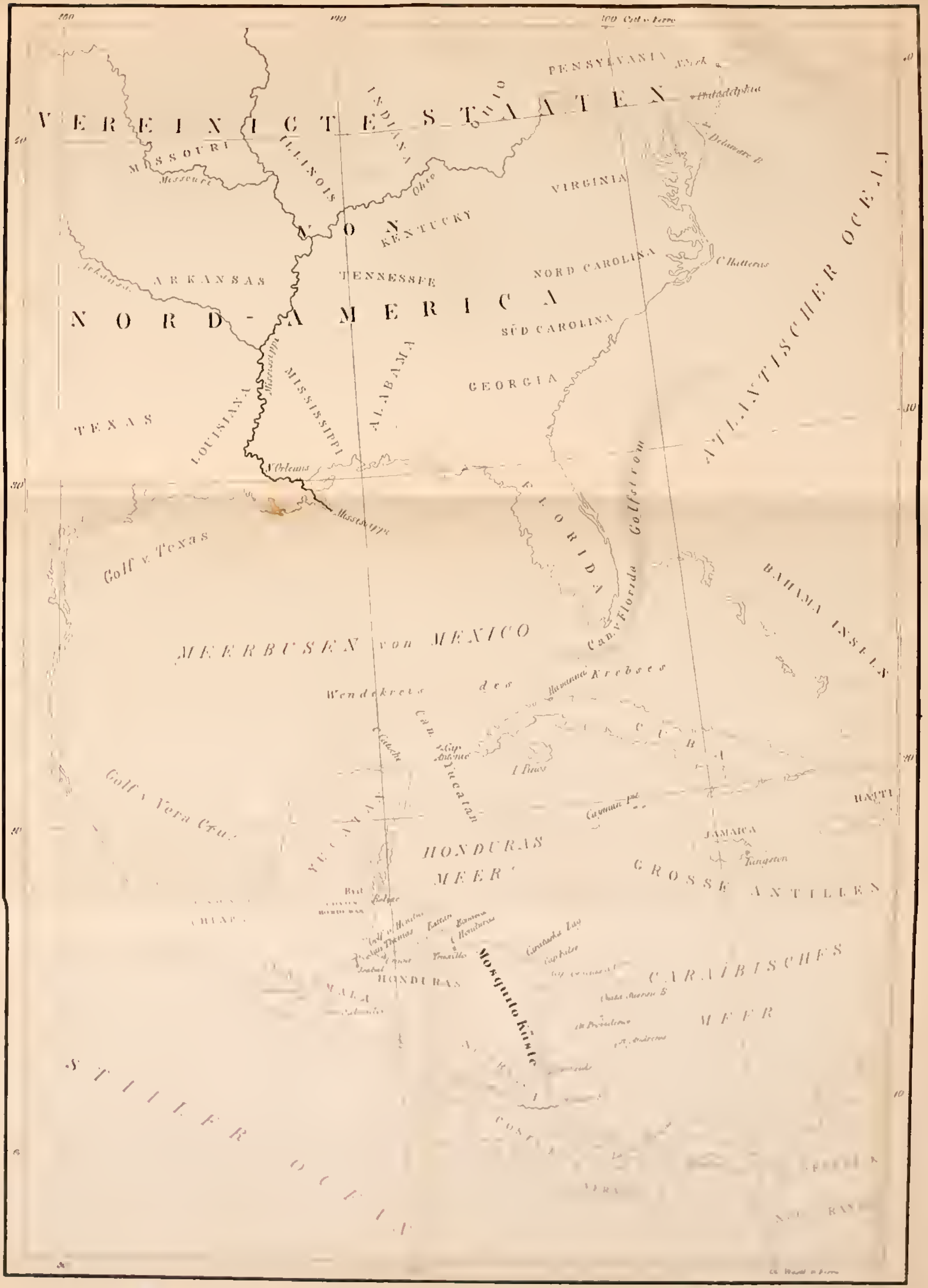


Lith. Anst. v. H. Delius

Skizze von der Lage der Mosquito Küste.

Lith. Anst v. H Delius.

Skizze von der Lage der Mosquito Küste.



THE LIBRARY OF CONGRESS

THE LIBRARY OF CONGRESS

LIBRARY OF CONGRESS
0 015 818 112 5